Aussprüche

der

philosophirenden Vernunft und des reinen Herzens

über

die der Menschheit

wichtigsten Gegenstände,

mit besonderer Rücksicht

auf die

kritische Philosophie

zusammengetragen

aus den Schriften älterer und neuerer Denker.

Drittes und letztes Bändchen.

Was schöne Seelen schön empfunden,
Muss treflich und vollkommen seyn.

Schiller.

Jena, 1799.

In der Hempelschen Buchhandlung.

Wie der Wanderer kein süsseres Vergnügen ha
wenn er *allenthalben*, auch wo er 's nicht vermuthete, S
eines ihm *ähnlichen*, *denkenden*, *empfindenden Genius* g
wird: so entzückend ist uns in der Geschichte unse
schlechts die *Echo aller Zeiten und Völker*, die in de
sten Seelen nichts als *Menschengüte* und *Menschenw*
tönet. Wie meine Vernunft den Zusammenhang der
sucht und mein Herz sich freuet, wenn sie solchen g
wird: so hat ihn *jeder Rechtschaffene* gesucht und ihn i
sichtspunkt *seiner* Lage nur vielleicht anders *gesehen*, n
ders als ich *bezeichnet*. Wo er irrte, irrte er für si
mich, indem er mich vor einem ähnlichen Fehler w
Wo er mich zurechtweiset, belehrt, erquickt, ermunte
ist er mein Bruder; Theilnehmer an derselben Weltseel
Einen Menschenvernunft, der *Einen Menschenwahrheit.*

HERDER.

Vorrede.

Mit diesem Theile beschliessen wir die Auswahl der *Aussprüche der philosophirenden Vernunft und des reinen Herzens.*

Möchten sie nur edlen Seelen als ein *Florilegium des Treflichsten jeder Art* erscheinen — als ein *Handbuch des Wahren, Guten und Schönen* — als ein *Evangelium von ewigen Wahrheiten* (man verzeihe uns dies Wort, und nehme es im reinsten und bescheidensten Sinne), das gleichsam die *goldnen* und *geflügelten Sprüche* der Weisen und Denker jedes Zeitalters

(ſo viel es in *unſern* Kräften ſtand, ſie au
zufinden) enthalten ſollte!

Dies war wenigſtens unſre Abſicht;
ſollte dem Leſer unſer Werk erſcheine
Wie nahe wir dem Ziele gekommen, m
ſen wir Andern zu entſcheiden überlaſſ
Dies iſt nun auch ſchon — in Rückſi
der zwey erſten Theile — von mehre
kritiſchen Blättern geſchehen. Sie enth
ten mehr Worte der Aufmunterung, als
Tadels; aber auch für den letztern
wir ihnen verbunden. Was den Wu
einiger würdigen Recenſenten (des im 1
Stück des theologiſchen Journals von
Paulus, und des Herrn Prof. Herrmann
der Erfurter gelehrten Zeitung No. 4.
— in Anſehung einer vollſtändigen An
nicht allein des Verfaſſers, ſondern auc
Werkes und der Seitenzahl bey jeder Ste
betrift; ſo theilen wir dieſen Wunſch
denſelben. Wir waren im Werke ſcho
weit vorgerückt, als auch uns dieſe
danke aufſtieſs, aber er war *einsweilen*
mehr zu realiſiren. Die Angabe der V
iſt übrigens ganz vollſtändig.

Unſre Auswahl leitete kein *Sekten-* und *Schul-Eiſer*, der gewöhnlich blind iſt; denn wir ſuchten Wahrheit und Güte, wo wir ſie auch fanden, in der alten oder neuern Zeit, und unſer Zuruf gegen einander war:

Displicet inſipiens novitas et ſtulta vetuſtas;
Seu vetus eſt, *verum* diligo, ſive novum.

Um aber irgend einen Standpunkt zu haben, von dem wir ausgehen konnten, und das Ganze einigermaſſen nach einem Plane zu verbinden, nahmen wir auf die philoſophiſchen Grundſätze *Kants* Rückſicht, welcher, ob er gleich das *Non plus ultra* weder aufſtellen wollte noch konnte, doch noch bisher als der tiefſte Ausleger des menſchlichen Geiſtes und Darſteller ſeiner Anlagen und Kräfte, nach dem faſt einſtimmigen Zeugniſse aller unbefangenen Denker, gilt. Dieſe Rückſicht hinderte uns indeſſen nicht, auch von den Gegnern der Kantiſchen Anſicht der Philoſophie, Ausſprüche aufzunehmen, ſobald ſie uns von *philoſophiſchem Geiſte* beſeelt ſchienen; denn *dieſer* Geiſt leitet uns Menſchen am Ende doch nur einzig und allein *in alle Wahrheit.*

Und ſo, wie wir nur dieſem Geiſte zu huldigen ſuchten, ſo weihen wir auch nur

Dir, allgemeinem, ewigem Genius von Allem, was Menſch heiſst, dieſe Blätter, und Euch, Ihr Muſen, den ſüſsen Geſpielinnen dieſes Genius, den Göttinnen der ſchönen Erinnerung! Laſst die Weihe und das Opſer den Werth derſelben erhöhen, ſprechen wir mit Einem Eurer Lieblinge, *damit nur Etwas an der Gabe den Gebern eigen ſey!*

Die zwey Freunde

J. A. Nevror

und

J. H. Wyttenbach.

Verzeichniſs

der

in den drey Bändchen angeführten Schriftsteller und Schriften.

TH. ABBT
Abh. vom Verdienſt, Berlin 1772.

ABIL-OLA, *der arabiſche Dichter*
Siehe: Ed. Pocock: Specim. hiſt. Arabum, Siue Greg. Abul-Faraii, Malatienſis, de orig. et moribus Arab. ſuccincta narratio, Oxon. 1658.

AESCHINES, *der Sokratiker*
Axiochos, oder über den Tod, ein Dialog. Nach Conzens Ueberſ. im erſten Stück des Muſeums für die griechiſche und römiſche Litteratur, Zürich 94.

AFRANIUS
Siehe Luc. Apulejus in Apologia, Altenburg 80

Agathon, *der Tragiker*
An den König Archelaus. Nach *Vossens* Uebers. im 2ten Band seiner Gedichte.

J. v. Alxinger
Doolin von Mainz, ein Ritterged. Leipzig 87.

Ammianus Marcellinus
Rerum gestarum Lib. XVIII. Edit. Vales. Parisiis 1681.

Ch. F. Ammon
Entwurf einer wissenschaftlich - praktischen Theologie nach den Grundsätzen des Christenthums und der Vernunft, Göttingen 97.

Marc - Aurel - Antonin
Libri XII eorum, quae de se ipso ad se ipsum scripsit, gr. et lat. cura Wolle, Lips. 29. (Grösstentheils nach *Recke's* Uebers. Frankf. 97.)

Aristoteles
— Ethice ad Nicom. (Nach der Uebersetz. von *Jenisch*, Danzig 91. —)
— Politicon.
— de Poetica.

F. Baco von Verulam
De augment. scientiarum. Siehe Opp. Edit. Arnold. Hafniae 1614.

J. Baggesen
Labyrinth. Eine Reise durch Deutschland, die Schweitz und Frankreich, aus dem Dänischen, von C. F. Cramer, 4. Th. Altona 93 — 95.

J. Balde
Siehe Herders Terpsichore, 3 Th. Lüb. 95 — 96.

C. G. Bardili
Sophylus, oder Sittlichkeit und Natur, als Fundamente der Weltweisheit, Stuttgard 94.

J. J. Barthelemy
Voyage du jeune Anacharsis en Gréce, dans le milieu du quatrième Siècle avant l'ère vulgaire. 5 Tom. à Herve 84. (Nach *Biesters* Uebersetz. 7 Bde. Berlin 92. 93.)

J. B. Basedow
— Elementarbuch, 1ter Theil, Leipz. 85.
— Agathokrator, oder von der Erziehung künftiger Regenten, Leipz. 71.

P. Bayle
Dictionaire histor. et critique, Tom. III. (Art. Kuhlemann) Rotterd. 29.

R. Z. Becker
Versuch über die Aufklärung des Landmannes, Dessau und Leipzig 85. —

L. Bendavid
Vorlesungen über die Kritik der praktischen Vernunft, Wien 96.

Ch. v. Benzel
Aristides, ein Dialog — im neuen teutschen Merkur von 95.

A. Blumauer
Gedichte — Wien 84.

A. M. Boethius
De consolatione philosophica — (Nach Fr. K. *Freytags* Uebers.) Riga 94.

C. v. Bonstetten
— Grundsätze der Schweitzer-Revolution, eine Rede, gehalten zu Ywerden 95 — Siehe Humaniora von 96.
— Schriften, herausgegeben von Matthisson, Zürich 93.

Fr. Bouterweck
— Apollo, Eine Deutung — im 1ten Stück der Akademie der ſchönen Redekünſte, Berlin 90.
— Zehn Phantaſien — Berlin 92.
— Fünf kosmopolitiſche Briefe — Berlin 94.
— Paulus Septimius, oder das letzte Geheimniſs des eleuſiniſchen Prieſters, 2 Theile, Halle 95.

Brebeuf
Siehe Discours ſur la Poeſie de Monſieur Bernis Tom. I. des oeuvres complettes — London 77.

Sophie Brun
Die Urne unter den Blumen — im N. T. Merkur von 96.

G. A. Bürger
— Gedichte. Herausgegeben von K. Reinhard, Göttingen 96. 2 Bände. —

E. Burke
Philoſophiſche Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Begriffe vom Erhabenen und Schönen, aus dem Engl. Riga 73.

W. J. C. G. Casparson
Vorleſung zum Andenken Joh. H. Tiſchbeins, angehängt dem Werke: J. H. Tiſchbein, als Menſch und Künſtler dargeſtellt von J. F. Engelſchall, Nürnberg 97. —

M. T. Cicero
— De officiis — (Nach *G.rve's* Ueb.rſ.)
— De legibus.
— Tuscul. quaeſt.
— De amicitia.
— De finibus bonorum et malorum.
— De conſolatione.
— De Republica - Fragm.
— Pro Archia. Orat.
— De Natura Deorum.

M. Claudius
Werke des Wandsbecker Bothen, 1ter Theil. Breslau 75.

Confucius
— Scientiae Sinicae autore Confucio, commentatore Cemçu, ejusdem discipulo -- Parisiis 1687.
— Confucius traduit et enrichi des Notes par Gaubii Missionaire à la Chine, revu et corrigé sur le texte chinois par Monsieur de Guignes -- Paris 70.

C. Ph. Conz
— Gedichte. Erste Sammlung, Tübingen 92.
— Die Seele Fragment eines grössern Gedichts, im 2ten Band der Schillerischen neuen Thalia.
— Abendphantasie --- im Schillerischen Musenalmanach von 1796.
— Abhandlung. Warum heissen die schönen Redekünste bey den Römern artes liberales, liberae, ingenuae, humaniores? im 2ten Stück des Museums für die griechische und römische Litteratur, herausgegeben von Conz, Zürich 95.

J. F. Cronegk
Gedichte. 2ter Band, Amsterdam 65.

C. von Dalberg
— Betrachtungen über das Universum, Dritte Auflage, Mannheim 87.
— Grundsätze der Aesthetik, deren Anwendung und künftige Entwickelung, Erfurt 97.
— Kunstschulen, in den Horen Jahrgang. 95.

Fr. von Dalberg
— Betrachtungen über die leidende Kraft des Menschen --- im 10ten Bande der besten zerstreuten prosaischen Aufsätze der Deutschen, Leipz. 88.
— Fragment aus der Platonischen Schule. Theokles an Alydion, ein Gespräch --- im deutschen Museum von 83.

C. Daub
Ueber Lebensgenuſs -- in des philoſoph. Journals von Schmid und Snell, 2tem Band.

Dante (Alighieri)
Das Himmelreich -- nach A. W. Schlegels Ueberſetzung.

H. G. Demme
— Der Pächter Martin und ſein Vater, 2 Bände, Leipz. 92.
— Sechs Jahre aus Carl Burgfelds Leben, Leipzig 93.

M. Denis
Sineds Lieder -- Wien.

Diony. Diderot
Collection complette des Oeuvres philoſophiques, litteraires et dramatiques, Tom. quatrième, Londres 73.

G. A. Dietls
--- Vertraute Briefe eines Geiſtlichen in Bayern an ſeinen Freund, München 86.
--- Freundſchaftliche Briefe, ein Pendant zu den vertrauten Briefen, München 90.

Diogenes, Laertius
De vitis, dogmatibus etc., clariſſim. Philoſophorum, Lib. X. graece et latine, Lipſiae 59.

Dupaty
Briefe über Italien vom Jahr 1785, a. d. Franz. von G. Forſter, 2 Bände, Mainz 89.

J. A. Eberhard
Neue Apologie des Sokrates, Berl. 76. 2 Bände.

J. J. Engel
Der Philoſoph für die Welt, Vermehrte Auflage, Leipzig 87. 2 Th.

Epictetus
Handbuch, aus dem Griechiſchen, von G. Ch. K. Link, Nürnberg 83.

Epicurus
--- Siehe Senecae epiſt. ad Lucilium, XIV-XVI-XXI.
--- --- Cicero de finibus, lib. I. c. 20.
--- --- Aeliani var. hiſt. lib. IV. c. 13.

J. B. Erhard
Ueber das Recht des Volkes zu einer Revolution, Jena und Leipzig 95. ---

Euripides, *der Tragiker*
— Fragment eines verlohrnen Trauerſpiels, aufbewahrt in M. Aurel-Antonins Buche: Unterhaltungen mit ſich ſelbſt
— Fragment aus dem verlohrnen Trauerſpiel Εριχθευς --- Siehe Barneſii Edit. Euripidis, --- Lipſ. 78.
— Jou, ein Trauerſpiel.

J. L. Ewald
— Ueber Volksaufklärung, ihre Grenzen und Vortheile, Berlin 90.
— Ueber Revolutionen, ihre Quellen und Mittel dagegen, Berlin 92.

J. D. Falk
Die heiligen Gräber zu Kom, Leipz. 96.

J. G. H. Feder
Unterſuchungen über den menſchlichen Willen, 4ter Theil, Lemgo 93.

F. Fenelon
Les Aventures du Telemaque, Bresl. 75.

A. Ferguson
Verſuch einer Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft, aus dem Engl. Leipz. 68.

Fernow
Vorlesungen über Raphaels Tapeten in Rom -- im N. T. Merkur von 97.

A. L. Fessler
--- Marc -- Aurel -- Breslau 89 - 91.
--- Briefwechsel des Sarapion und der Amphiklia, im Archiv der Zeit -- Febr. 97. --

Fielding
Geschichte des Thomas Jones, eines Fündlings, aus dem Engl. Nürnberg 80. --

J. G. Fichte
--- Versuch einer Kritik aller Offenbarung, zweyte Auflage, Königsb. 93.
--- Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, Jena 94.
--- Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit -- im ersten Stück des ersten Bandes der Horen von 95. --
--- Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre, 2ter Theil, Jena und Leipzig 97.

G. Forster
--- Abhandlung über die Beziehung der Staatskunst auf das Glück der Menschheit, im 23ten und 24ten Stück der Friedenspräliminarien von 94 -- jetzt auch abgedruckt im 6ten Theile seiner kleinen Schriften, Berlin 96.
--- Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, 3 Theile, Berlin 91 -- 94.
--- Vorrede zur Uebersetz. von Volneys Ruinen, Berlin 92.
--- Die Kunst und das Zeitalter -- im 3ten Theile seiner kleinen Schriften, Berlin 94.
--- Ein Blick in das Ganze der Natur --- Ebendas.

B. Franklin
Kleine Schriften, meist in der Manier des Zuschauers, nebst seinem Leben, a. d. Engl. von G. Schatz, Weimar 94 -- 2ter Theil. --

Friedrich II
Werke des Philosophen zu Sanssouci, aus dem Franz. Berlin 82. 83.

K. J. Fridrich
Situationen, Wien 86.

G. G. Fülleborn
Beyträge zur Geschichte der Philosophie, 4tes Stück, Züllichau 94.

Ganganelli
Merkwürdige Briefe des Pabstes Clemens XIV. Frankfurt 76.

Ch. Garve
— Philosophische Anmerkungen und Abhandlungen zu Cicero's Werk von den Pflichten, 3 Th. Neue Auflage, Breslau 87.
— Einige Gedanken über das Interessirende — in der Samml. einiger Abhandlungen, Leipz. 79.
— Sendschreiben an Nicolai.
— Abhandl. über die Muſse — in den vermischten Aufsätzen, Breslau 96.
— Ueber den Charakter Marc-Aurels — in der deutschen Monatschrift, herausgegeben von Genz. von 95.
— Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben, 3 Theile, Breslau 92--96. 97.

C. F. Gellert
— Vorlesungen über die Moral.
— Gedichte, Sämmtliche Werke, Leipz. 84.

Aul. Gellius
Noctes Atticae -- (Lugd. 1666.)

S. Gessner
Schriften -- 2 Bände, Zürich 88.

W. F. v. Gleichen
Dedication an die Natur vor ſeinem Buche: das Neueſte aus dem Reiche der Pflanzen, Nürnb. 64.

F. W. Gleim
— Halladat, oder das rothe Buch, zum Vorleſen in Schulen, Leipz. 75.
— Denkſprüche, angehängt ſeiner Ueberſetz. von Pythagoras goldnen Sprüchen, Halberſtadt 86.

Girard
L'ami de la Nature, Paris 87.

J. W. v. Goethe
— Zueignung — vor dem 1. Theil ſeiner Schriften.

— Die Leiden des jungen Werthers - - -	im 1. Bande ſeiner Schriften, Wien und Leipzig 87.
— Iphigenie auf Tauris -	im 3ten Bande 89.
— Torquato Taſſo - -	im 6ten Bande 90.
— Vermiſchte Gedichte -	im 8ten Bande 90.
— Wilhelm Meiſters Lehrjahre	im 3ten, 4ten, 5ten und 6ten Bande ſeiner neuen Schriften, Berl. 95. 96.
— Taſchenbuch für 1798 -- Herrmann und Dorothea, Berlin. —	

Fr. W Gotter
Gedichte, Gotha 88.

Grecourt
Le Papillon et les deux Tourterelles. S. Oeuvres diverſes, Luxemb. 80.

J. C. Greiling

— Ueber den Endzweck der Erziehung, und über den Grundſatz einer Wiſſenſchaft derſelben, Schneeberg 93.
— Philoſophiſche Briefe über das Princip und die erſten Grundſätze der ſittlich-religiöſen Erziehung, Leipzig 94.
— Ideen zu einer künftigen Theorie der allgemeinen praktiſchen Aufklärung, Leipzig 95.
— Ueber Charakterſchwäche -- in des philoſ. J. von Schmid und Snell, 1ſtem Stück des 3ten Bandes.

Hugo Grotius

De Antiquitate Reipublicae Batavicae, Liber ſingularis 1610. —

Fr. v. Hagedorn

Poetiſche Werke, Hamburg 69.

A. v. Haller

Gedichte, Göttingen 48.

Heinse

Ardinghello und die glückſeligen Inſeln, 1ſter Theil, Lemgo 87.

Helvetius

De l'eſprit, London 77.

H. Hemsterhuis

— Alexis oder von dem goldenen Weltalter, aus dem Franz. überſ. von Fr. H. Jacobi, Riga 87.
— Diokles an Diotime über den Atheismus; aus dem Franzöſ. überſetzt von Ebendemſelben in ſeinem Werke über die Lehre des Spinoza, Neue Auflage 89.

A. v. Hennings

Die Wahrheit, ein Gedicht im Genius der Zeit von 96.

J. G. Herder
— Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts, Riga 74.
— Lieder der Liebe, Leipzig 78.
— Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 4 Theile, Riga 84 — 91.
— Briefe, das Studium der Theologie betreffend. 90.
— Zerstreute Blätter, 6 Sammlungen, Gotha 91 — 97.
— Briefe zur Beförderung der Humanität, 10 Sammlungen, Riga 93 97.
— Christliche Schriften, 2 Th. 94 - 96.
— Das Fest der Grazien, im 4ten Bande der Horen Jahrgang, 95.
— Recension der Geschichte der Religionsschwärmereyen in der christlichen Kirche, im 36sten Stück der Nachrichten von gelehrten Sachen, Erfurt 97.

Hesiodus
Tagewerke.

J. H. G. Heusinger
— Beytrag zur Berichtigung einiger Begriffe über Erziehung und Erziehungskunst, Halle 94.
— Versuch eines Lehrbuchs der Erziehungskunst, Leipzig 95.
— Handbuch der Aesthetik oder Grundsätze zur Bearbeitung und Beurtheilung der Werke einer jeden schönen Kunst, 2 Th. Gotha 97.

K. H. Heydenreich
— Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion, 2 Bände, Leipzig 90.
— Grundsätze der moralischen Gotteslehre, Leipzig 92.
— Grundsätze des natürlichen Staatsrechts und seiner Anwendung, 2 Theile, Leipzig 95.
— Propädevtik der Moralphilosophie, nach Grundsätzen der reinen Vernunft, Leipzig 94.

— Originalideen über die interessantesten Gegenstände der Philosophie, 3ter Band, Leipzig 96.
— Gedichte, Leipzig.
— Philosophisches Taschenbuch für denkende Gottesverehrer, Leipzig 96.

C. G. Heyne
— Lobschrift auf Winkelmann, Cassel 78.

Hierocles, von *Alexandrien*
Commentaria in aureum carmen (Pythagorae). S. Jac. Bruckeri Histor. critic. Philosoph. Tom. 2. (De Secta Eclectica) Leipzig 42, und das Werk:
— Selectae e profanis scriptoribus historiae, quibus admista sunt varia honeste vivendi praecepta ex iisdem scriptoribus deprompta, Turini 41.

Th. v. Hippel
— Lebensläufe nach aufsteigender Linie, 4 Bde. Berlin 78—81.
— Ueber die Ehe, 4te Auflage, Berlin 93.
— Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z. 2 Bände, Berlin 93. 94.

Th. Hobbes
Elementa philosophica de Cive, Amsterd. 1669.

S. Höchheimer
Ueber Moses Mendelsohns Tod, Wien und Leipzig 86.

Hölderlin
— Das Schicksal, ein Gedicht im 4ten Bande der neuen Thalia, 93.
— Der Gott der Jugend, im Schillerischen Musenalmanach von 96.

L. H. C. Hölty
Gedichte, Hamburg 83.

H. Home
Grundsätze der Kritik, aus dem Engl. übersetzt von I. N. Meinhard, 1ster Band, Frankf. und Leipzig 75.

Homerus
— Ilias } nach Vossens Uebersetzung, Altona
— Odyssee } 93.
— Hymne an die Erde, nach Ch. von Stollbergs Uebersetzung in den Gedichten, aus dem Griechischen übersetzt, Hamburg 82.

Horatius
— Oden.
— Briefe } nach Wielands Uebersetzung, Leipz.
— Satyren } 86 und 90.

C. Hornemann
Philosophische Schriften, aus dem Dänischen, von C. R. Boie, nach dessen Tode von C. F. Sander, Altona 96.

Hosea, *der Prophet*
Kapitel 6.

Ch. W. Hufeland
Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, Iena 96.

Gottl. Hufeland
Lehrsätze des Naturrechts, Leipzig 90.

W. v. Humboldt
Ueber die männliche und weibliche Form, im 2ten Bande der Horen. Iahrgang, 95.

D. Hume
Politik, S. David Hume's Geist, von Ch. A. Fischer, Leipzig 95.

F. Hutcheson
Sittenlehre der Vernunft, a. d. Engl. Leipz. 56.

Ulrich v. Hutten
Ein Sendschreiben an Franz v. Sickingen. S. Herders zerst. Bl. 5te Sammlung.

I. Iselin
— Vermischte Schriften, 2 Bände. Zürich 70.
— Träume eines Menschenfreundes, 2 Theile, Basel 76.

Isocrates, *der Redekünstler*
Rede an Demonicus.

I. Ith
Versuch einer Anthropologie, 2 Th. Bern 94.

Fr. H Jacobi
— Etwas, das Lessing gesagt hat, Berlin 82.
— Allwills Briefsammlung, 1ster Band, Königsb. 92.
— Ueber die Lehre des Spinoza, neue Auflage, Breslau 89.
— Wider Mendelsohns Beschuldigungen, betreffend die Briefe über die Lehre des Spinoza, Leipzig 86.
— Woldemar, 2 Theile, Königsb. 94.

G. A. Jacobi
Briefe aus der Schweitz und Italien in das väterliche Haus nach Düsseldorf geschrieben, Lübeck 96. 1ster Theil.

L. H. Jakob
— Ueber das moralische Gefühl, Halle 88.
— Ueber den moralischen Beweis für das Daseyn Gottes, Liebau 91.
— Beweis für die Unsterblichkeit der Seele aus dem Begriffe der Pflicht, Züllichau 90.

Dan. Jenisch
Borussias, Berlin 94.

J. F. W. Jerusalem
— Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, 2 Bd. Braunschweig 79.
— Nachgelassene Schriften, Braunschweig 92.

Jesaias, *der Prophet*
Kapitel 58.

Jesus Christus
Evangelien seiner Jünger.

Johannes, *der Evangelist*
Erster Brief, Kapitel 4.

Julian, *der Kaiser*
Siehe die Fragmente der römischen Geschichte von Ammianus Marcellinus.

C. W. Justi
Die sittliche Güte, eine Rhapsodie, im 3ten St. des 1sten Bandes des philosophischen Journals von Schmid und Snell.

Jun. Juvenalis
Satyrae.

A. G. Kaestner.
Vermischte Schriften, 2 Theile, Altenburg 83.
Sind Schriftsteller schuld an Revolutionen?

Kalidas, *der Indier*
Sakontala, oder der entscheidende Ring; ein Indisches Schauspiel, übersetzt von G. Forster, Mainz und Leipzig 91.

Kallimachus
Siehe Gedichte aus dem Griechischen Chr. von Stolberg.

I. Kant
— Critik der reinen Vernunft, Riga 81.
— Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Riga 85.

— Critik der praktischen Vernunft, Riga 88.

— Critik der Urtheilskraft, Berlin 90.

— Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht

— Beantwortung der Frage: was ist Aufklärung?

— Was heisst sich im Denken orientiren?

— Ueber die Redensart: das mag in der Theorie richtig seyn, ist aber in Praxi nicht anwendbar.

} Eingerückt in verschiedene Jahrgänge der Berlinischen Monatsschrift; jetzt mit andern zusammengedruckt unter dem Titel: J. Kants sämmtl. kleine Schriften, 3ter Band, Königsb. und Leipzig 97.

— Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft, neue Auflage, Königsberg 94.

— Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf, Königsberg 95.

— Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, Königsberg 97.

— Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre, Königsberg 97.

J. Kern
Siehe Schwäbisches Magazin zur Beförderung der Aufklärung, 1. Band, Ulm.

A. Klein
Vorrede über Lebensbeschreibungen und Lebensbeschreiber; zum Leben der grossen Deutschen, 1ster Theil, 87.

E. Ch. v. Kleist
Sämmtliche Werke, Berlin 78.

Fr. Max Klinger
Geschichte Giafars des Barmeciden in fünf Büchern, Petersburg 94.

Fr. G. Klopstock
— Oden, Hamburg 71.
— David, ein Trauerſpiel, Hamburg 72.

A. v. Knigge
Ueber den Umgang mit Menſchen, Hannover 96.

L. T. Kosegarten
— Gedichte, 2 Bände, Leipzig 88.
— Rhapſodieen, 2 Bände, Leipzig 90—94.
— Harmonie der Sphären, im Schilleriſchen Muſenalmanach vom Jahr 1797.
— Das Geſtändniſs, im 6ten Bande der Horen, 96.
— Ekloge, im 7ten Band der Horen, 96.

A. v. Kotzebue
Das Kind der Liebe; ein Schauſpiel.

W. T. Krug
Briefe über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion, Jena 95.

Luc. Coel. Lactantius
De cultu vero. Siehe Opera Omnia, Lipſiae 1739.

A. Lafontaine
— Rudolph von Werdenberg, Baſel 93.
— Klara du Pleſſis und Klairant, Berlin 95.

J. C. Lavater
— Phyſiognomiſche Fragmente zur Beförderung der Menſchenkenntniſs und Menſchenliebe, 1ſter Theil, Leipzig 75.
— Pontius Pilatus, oder die Bibel im kleinen, Zürich 83.
— Der Patriot, ein Gedicht, im Taſchenbuch und Almanach zum geſelligen Vergnügen, von W. G. Becker für 94. Leipzig.

W. G. v. Leibnitz

— Essais de Theodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme, et l'origine du mal, à Amsterd. 1720.

— Esprit de Leibnitz, ou Recueil de pensées choisies, sur la religion, la morale, l'histoire, extraites de toutes les oeuvres latines et françaises. Tom 2. Lyon 72.

— Epistolae Leibn. edit. Korthold. Vol. III.

Leisewitz

Julius von Tarent, ein Trauerspiel.

Lenz (in Celle)

Ueber die Dichtkunst der Griechen im heroischen Zeitalter, nach dem Homer, im 1sten St. des 2ten Bandes der Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, Leipzig 93.

G. E. Lessing

— Wie die Alten den Tod gebildet, eine Untersuchung, Berlin 68.

— Eine Duplik, Braunschweig 78.

— Hamburgische Dramaturgie, 2 Bände, Berlin 86.

— Nathan der Weise. ein dramatisches Gedicht, Berlin 79.

— Die Erziehung des Menschengeschlechts, Berlin 80.

— Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse, herausgegeben von K. G. Lessing, Berlin 95. 2ter Theil.

— Laokoon: oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie, neue Auflage, Berlin 88.

M. G. Lichtwehr

Recht der Vernunft, in fünf Büchern, Leipzig 58.

Ph. J. Lieberkühn

Kleine Schriften, Züllichau 91.

Titus Livius
Historiarum Libri.

J. Locke
Handbuch der Erziehung, aus dem Englischen übersetzt von Rudolphi, in der allgem. Rev. des gesammten Schul- und Erziehungswesens.

J. F. C. Loeffler
Gutachten über einige wichtige Religionsgegenstände, in Beziehung auf den Religionsprozess des Prediger Schulz in Gielsdorf, Görlitz 94.

F. Logau
Sinngedichte, 12 Bücher, herausgegeben von Ramler und Lessing, Leipzig 59.

Dionys. Longinus
De Sublimitate, Leipzig 69. grösstentheils nach Schlossers Uebersetzung.

Lucian v. Samosata
Demonax Siehe den 5ten Theil seiner sämmtlichen Werke nach Wielands Uebersetzung, Leipzig 88.

T. Lucretius
De rerum natura.

M. Luther
Fürstenspiegel von Regenten, Räthen und Obrigkeiten, auch der Welt Art, Lohn und Dank, Frankfurt 83.

Lysias, *der Redner*
Epitaphische Rede. Siehe Wielands attisches Museum, 1ster Band, 2tes Heft, Zürich 96.

N. Machiavelli
Oeuvres de Machiavel, Tome 1 et 2, contenant les 3 Liv. des Discours politiques sur la première Decade de Tite, Live, nouv. Edit. á la Haye 43.

Mose Bar. Maimon
— Kommentar über die Massecheth Sanhedrin XI.
— Siphri, oder Siphre, (die Bücher) der Namen zweyer Kommentarien über die drey letzten Bücher Mosis, von einem unbekannten Verfasser, aus denen Maimonides Stellen anführt. Siehe auch J. E. C. Schmidts Bibl. für Kritik und Exegese des neuen Testaments etc, des 1sten Bandes 2tes Stück, 96.

Sal. Maimon
— Streifereyen im Gebiete der Philosophie, 1ster Theil, Berlin 93.
— Versuch einer neuen Darstellung des Moralprincips und Deduction seiner Realität, im Novemberstück der Berlinischen Monatsschrift, 94.

Wilhelmine Maisch
Der Galizien-Berg bey Wien in der Flora von 1797.

K. E. Mangelsdorff
Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der Welt etc 3ter Theil, Halle 96.

J. F. Marmontel
Belisaire, Paris 68.

Fr. Matthisson
— Gedichte, dritte Auflage, Zürich 94.
— Briefe, 2ter Theil, Zürich 95.
— Bundesweihe, ein Gedicht im Vossischen Musenalmanach von 95.

C. Meiners
— Briefe über die Schweitz, Berlin 88.
— Recension der Etudes de la Nature, par St Pierre in der philosophischen Bibliothek, herausgegeben von Meiners und Feder, 4ter Band, Göttingen 91.

L. MEISTER
— Johannes, der Vorläufer, im 1ſtem Bande des philoſophiſchen Journals, von Schmid und Snell, 93.
— Ueber die Schwärmerey, eine Vorleſung, Bern 75.

MELEAGRAS
Siehe Chr. Stolbergs Gedichte, aus dem Griechiſchen überſetzt.

MELISSA, *eine der ſogenannten Pythagoriſchen Frauen*
Brief an Klearete. Siehe des Aldus Manuzius Sammlung von Briefen verſchiedener Griech. Philoſoph., Redner, Dichter etc. Venedig 1499. und Wielands Aufſatz: die Pythagoriſchen Frauen im 24ten Bande ſ. ſ. Werke, Leipz. 96.

MENANDER, *der Komiker*
Fragmente des Luſtſpieles: Αδελφοι (die Brüder). Siehe Brunk Gnom. Poet. graec. Argent. 84.

M. MENDELSSOHN
— Was iſt Aufklärung? in der Berliner Monatsſchrift.
— Anmerkungen zu Abbts freundſchaftlicher Korreſpondenz, Berlin 82. 83.
— Philoſophiſche Schriften, 2 Theile, Berlin 77.
— Jeruſalem, oder über religiöſe Macht und Judenthum, Berlin 83.

RAPHAEL MENGS
Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack in der Mahlerey, Zürich 74.

MERCIER
L'an deux mille quatre cent quarante, a Londres 72.

SOPHIE MEREAU
— Schwarzburg, ein Gedicht, in den Horen von 95.

— Frühling, ein Gedicht, im Schillerischen Musenalmanach von 96.

Meyer, (*Prof. zu Weimar*)
Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst, in den Horen von 95.

Micha, *der Prophet*
Kapitel 6.

C. F. Michaelis
Ueber Moralität der Erziehung, im 4ten Bande des philosophischen Journals von Schmid und Snell.

Mimnermus
Siehe Gedichte, aus dem Griechischen von Chr. Stolberg.

J. J. Mnioch
Kleine vermischte Schriften, 1stes Bändchen 94.

M. Montaigne
Essais, Geneve 80. (Gedanken und Meynungen über allerley Gegenstände, 6 Bände, Berlin 93. übersetzt von Bode).

Montesquieu
De l'esprit des loix, à Geneve 77.

C. Ph. Moritz
— Ueber die bildende Nachahmung des Schönen, Braunschweig 88.
— Götterlehre, oder mythologische Dichtungen der Alten, Berlin 91.
— Launen und Phantasien, herausgegeben von Klisching, Berlin 96.

F. C. v. Moser
Patriotisches Archiv für Deutschland, Mannh. 5 Bände, 84.

Muhammed

Koran. Siehe F. E. Boysens Uebersetzung, Halle 75.

J. Müller

Geschichte schweitzerischer Eidgenossenschaft, Leipzig 86 — 95. 1ster Theil 1ste Abtheil. 3ter Theil 2te Abtheilung.

S. Mutschelle

— Ueber das sittlich Gute, München 88.

— Vermischte Schriften, 3tes Bändchen, München und Pest 93. 94. 97.

L. H. v. Nicolay

Vermischte Gedichte und prosaische Schriften, 3ter Theil, Berlin 93.

A. H. Niemeyer

— Charakteristik der Bibel, Halle 79. 4ter Theil.

— J. S. Semlers letzte Aeusserungen über religiöse Gegenstände, zwey Tage vor seinem Tode, Halle 91.

— Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern und Hauslehrer, Halle 96.

F. I. Niethammer

Ueber Religion als Wissenschaft zur Bestimmung des Inhalts der Religionen und der Behandlungsart ihrer Urkunden, Neustrelitz 95.

F. v. Oertel

Rhapsodien über das Gute, Schöne und Wahre, Leipzig 92.

M. Opitz, (von Boberfeld)

Deutsche Gedichte, herausgegeben von Triller, Frankfurt 46.

Origenes

Siehe Bruck. hist. crit. Philos. Tom. I. (de Philos. Indorum Lib. II.)

Ossian
Karthon.
Die Lieder von Selma.

P. N. Ovidius
— Metamorphoses.
— Ex Ponto Eleg.

Th. Paine
— Rights of Man. London 92.
— Unterſuchungen über wahre und fabelhafte Theologie, aus dem Engliſchen, 94.

Bl. Pascal
Penſées, 2 Tom, a Geneve 78.

Paulus, *der Apoſtel*
II Brief an die Korinther, Kapitel 3.

M. Payley
Grundſätze der Moral und Politik, aus dem Engliſchen überſetzt von C. Garve, 2 Bände, Leipzig 87.

G. C. Pfeffel
— Poetiſche Verſuche. Dritte Auflage, Baſel 91. 3 Theile.
— Einige in dem Voſſiſchen Muſenalmanach und in der Monatsſchrift Flora ſpäter herausgekommene Gedichte.

Aul. Persius
Satyrae, (nach Fülleborns Ueberſetzuug), Züllichau 94.

F. Petrarca
— Mein Geheimniſs. Siehe Müllers Bekenntniſſe merkwürdiger Männer von ſich ſelbſt, 1ſter Band, Winterthur 91.
— Sonnett XXI. des 2ten Theils, nach der im 4ten Theil der neuen Thalia befindlichen Ueberſetzung.

Petrus, *der Apostel*
- . Apostelgeschichte Kapitel 10.

J. Pestalozzi
— Lienhard und Gertrud. Ein Versuch, die Grundsätze der Volksbildung zu vereinfachen. Neue Auflage, 3 Theile, Zürich 90 — 92.
— Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts, Zürich 97.

J. G. Pfranger
Mönch von Libanon, 82.

Philemon, *der Komiker*
Siehe Brunk Gnom. Poet. graec.

M. Philipson
Leben Benedikt's von Spinosa, Braunschweig 90.

Philo, *der Jude*
Opera, Tom. II. ex ed. Th. Mangey, Lond. 42.

Phocylides, *der Milesier*
Νουϑετικον (Lehrgedicht), welches unter seinem Namen herumgeht. Siehe Phocyl. poemata admonitoria, graec. et latin. edit. Wintertoni, Cantabrig. 1684.

J. Bern. H. de St. Pierre
Etudes de la Nature, Paris 88.

Pindar
Siegeshymne auf den Theron, Sieger zu Wagen in Olympia, (nach Gedike's Uebersetzung).

Platon
— Von der Republik.
— Von den Gesetzen.
— Briefe (über die Syracusanische Staatsrevolution) nach Schlossers Uebersetzung im philos. Journal von Schmid und Snell, 2ter Band 94.

— Gespräche.
- — Das Gastmahl, nach der Uebersetzung in der neuen Thalia.
- — Phädros.
- — Der zweyte Alcibiades.
- — Phädon.

(Bey den drey letzten Gesprächen benutzten wir Stolbergs Uebersetzung, Königsb. 96. 97.)

— Menon, Thaetet.

CECIL. PLINIUS

Panegyricus Trajani.

PLUTARCHUS

— Biographien von
- *Lycurgus.*
- *Numa.*
- *Solon.*
- *M. Cato.*
- *Cato*, dem Jüngern.
- *Demetrius.*

(Meist nach Schirachs Uebers. Berlin 77—80.)

— Apophthegmata.

K. H. L. PÖLITZ

Lehrbuch für den ersten Cursus der Philosophie zur nähern Kenntniss der Philosophie unsrer Tage, Leipz. 95.

A. POPE

— Versuch über den Menschen, nach der Uebers. G. F. Niemeyers, in der Sammlung aus einigen der berühmtesten Englischen Dichter, 1ster Band, Hannover 94.

— Der sterbende Christ an seine Seele, nach Herders Uebers. im 2ten Theil der zerst. Blätt.

K. L. PÖRSCHKE

— Vorbereitung zu einem populären Naturrecht, Königsberg 95.

— Einleitung in die Moral, Libau 97.

— Gedanken über einige Gegenstände der Philosophie des Schönen. Erste Samml. Libau 94.

PYTHAGORAS

Aureum Carmen (goldne Sprüche), ein Gedicht, das unter seinem Namen bekannt ist. Siehe

Bruck. histor. crit. Philos. Tom. I. de Secta Italica sive Pythagorae, und Eschenburgs Beyspielsammlung, 2ter Band, Berlin 88.

F. W. B. v. Ramdohr
Studien zur Kenntniss der schönen Natur, der schönen Künste, der Sitten und der Staatsverfassung, auf einer Reise nach Dänemark, 1ster Th. Hannover 92.

K. W. Ramler
— Cyrus und Kassandana, ein Singspiel, in der Berlinischen Monatsschrift von 84.
— Lyrische Gedichte, Berlin 72.

G. Th. Raynal
Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Europeens dans les deux Indes, Neufchatel 86.

C. Rechlin
Einige Gedichte, im Archiv der Zeit, Febr. 97.

A. W. Rehberg
Prüfung der Erziehungskunst, Leipzig 92.

K. L. Reinhold
— Briefe über die Kantische Philosophie, 2 Bände, Leipzig 90 – 92.
— Auswahl vermischter Schriften, 1ster Theil, Jena 96.
— Sendschreiben an die Studierenden in Jena.

P. C. Reinhard
— Abriss einer Geschichte der Entstehung und Ausbildung der religiösen Ideen, Jena 94.
— Versuch einer Theorie des gesellschaftlichen Menschen, Leipzig und Gera 97.

Jean Paul Fr. Richter
— Die unsichtbare Loge, eine Biographie, 2 Th. Berlin 94.
— Hesperus, oder die 45 Hundsposttage, 3 Th. Berlin 95.

— Leben des Quintus Fixlein, aus funfzehn Zettelkäſten gezogen, Bayreuth 96.
— Blumen- Frucht- und Dornenſtücke, oder Eheſtand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs, 2 Bändchen, Berlin 96.
— Der Jubelſenior. Ein Appendix, Leipzig 97.
— Das Kampaner Thal, oder über die Unſterblichkeit der Seele, Erfurt 97.

Rochefaucault, le Duc

Reflexions et maximes, nach Fr. Schulzens Ueberſetzung, unter dem Titel: Sätze aus der höhern Welt- und Menſchenkunde, Berlin 90.

J. J. Rousseau
— Discours ſur l'origine et les fondemens de l'inegalité parmi les hommes, Amſt. 55.
— Emile, ou de l'education, Amſt. 62. 4 Tom.
— Du Contract Social, ou principes du droit politique, Neufchatel 65.
— Julie, ou la nouvelle Héloyſe, Amſt. 72. 6 Tom.
— Lettres de la Montagne, Londres.
— Les Confeſſions, 2 Tom. Lauſanne 83.
— Les Reveries du promeneur Solitaire, Londres 82.

Caroline Rudolphi

Neue Sammlung von Gedichten, Leipzig 96.

Scheikh Moslaeddin Sadi

Das Perſiſche Roſenthal. Siehe Bruck. hiſtor. crit. Philoſop. Tom. III. p. 208. und Herders zerſt. Blätter, 4te und 6te Sammlung.

J. G. v. Salis
— Gedichte. Dritte Auflage. Zürich 97.
— Die Sylfen, ein Gedicht im Beckerſchen Taſchenbuch des geſelligen Vergnügens von 98. Leipzig.

J. C. G. Schaumann
— Verſuch über Aufklärung, Freyheit und Gleichheit, Halle 93.

— Kritiſche Abhandlungen zur philoſophiſchen Rechtslehre, Halle 95.

F. W. J. Schelling

Ideen zu einer Philoſophie der Natur, Leipz. 97.

Fr. Schiller

— Die Götter Griechenlands
— Die Künſtler — —
} Gedichte in den N. T. Merkur eingerückt.

— Don Karlos, Infant von Spanien, Leipzig 87.

— Was heiſst und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?
— Philoſophiſche Briefe zwiſchen Raphael und Julius.
— Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter
} in den kleineren proſaiſchen Schriften, 1ſter Theil, Leipzig 92.

— Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden
— Ueber Anmuth und Würde
— Vom Erhabenen
— Zerſtreute Betrachtungen über äſthetiſche Gegenſtände.
} in der neuen Thalia, 4 B. Leipzig 92. 93.

— Briefe über äſthetiſche Erziehung des Menſchen
— Das Reich der Schatten
— Weisheit und Klugheit
— Elegie
— Schön und Erhaben
— Ueber das Naive
— Ueber die Gefahr äſthetiſcher Sitten
— Die ſentimentaliſchen Dichter
} in den Horen, einer Monatsſchrift, Jahrgang 95. Tübingen.

— Muſenalmanach von 96. Neuſtrelitz.
— — — von 97. Tübingen.

A. W. Schlegel

— Ueber Shakspeare's Romeo und Julia, im 6ten Stück der Horen von 97.
— Zueignung des Trauerſpiels Romeo und Julia, im Schilleriſchen Muſenalmanach von 98.

Fr. Schlegel
— Ueber das Schöne, im N. T. Merkur von 95.
— Die Griechen und Römer. Hiſtoriſche und kritiſche Verſuche über das Klaſſiſche Alterthum, 1ſter Theil, Neuſtrelitz 97.

A. L. Schloezer
Allgemeines Staatsrecht und Staatsverfaſſungslehre, Göttingen 93.

J. G. Schlosser
Ueber das Erhabene, im Anhang zu ſeiner Ueberſetz. Longins vom Erhabenen, Leipzig 81.

Th. Schmalz
— Das Recht der Natur, 3 Theile, Königsb. 95.
— Annalen der Rechte des Menſchen, des Bürgers und der Völker, 2 Hefte, Königsb. 94.

C. C. E. Schmid
— Verſuch einer Moralphiloſophie, 3te Auflage, Jena 95.
— Empiriſche Pſychologie, Jena 91.

— Die Idee der Gottheit im Verhältniſs zu den Grundtrieben der Menſchheit — Grundzüge zu einer Geſchichte der Theologie, — Philoſophiſche Betrachtungen über moraliſche Welt, Gottheit, Unſterblichkeit und Religion	im philoſophiſch. Journal für Moralität, Religion und Menſchenwohl, herausg. von Schmid und Snell, 3ter Band, Gieſſen und Jena 93. 94.

J. W. Schmid
Ueber den Geiſt der Sittenlehre Jeſu und ſeiner Apoſtel, Jena 90.

C. F. v. Schmidt-Phiseldeck
Briefe äſthetiſchen Inhalts, mit vorzüglicher Rückſicht auf die Kantiſche Theorie, Altona 97. Erſte Sammlung.

Schreiber
Epiſtel an D. im rothen Blatt, einer periodiſchen Schrift, 1ſtes Stück, 92.

J. Schuderoff
Briefe über moralische Erziehung, in Hinsicht auf die neueste Philosophie, Leipzig 92.

Ch. Gottfr. Schütz
An Henriette Schütz, vor seiner Uebersetzung von Marmontels sämmtlichen pros. Werken, 1ster Band, Leipzig 94.

F. H. C. Schwarz
Die moralischen Wissenschaften. Ein Lehrbuch der Moral und natürlichen Religion in ihrem ganzen Zusammenhange, 2 Th. Leipzig 93.

Segnitz
Ueber Naturtrieb und Denkkraft der Thiere, Leipzig 90.

L. A. Seneca
— De clementia.
— De providentia.
— De vita beata.
— Epistolae ad Lucilium.

J. S. Semler
Siehe Niemeyer.

Sextus, *der Pythagoräer*
Sententiae. Siehe Selectae ex profanis Scriptoribus historiae, wie oben.

Shaftesbury
Brief an Bayle. Siehe Lettres choisees de Mr. Bayle, Tom. III.

Shakspeare
Romeo und Julia. Nach A. W. Schlegels Uebersetzung, Berlin 97.

Em. Sieyes
Politische Schriften etc. 2 Bände, Leipzig 96.

C. W. Snell
— Ueber Sittlichkeit in Verbindung mit der Glückseligkeit einzelner Menschen und ganzer Staaten, Leipzig 90.
— Abhandlungen zum philosophischen Lesebuche aus Cicero's Schriften, Frankfurt 92.

Fr. W. D. Snell
Menon, oder Verſuch in Geſprächen, die vornehmſten Punkte aus der Kritik der praktiſchen Vernunft Kants zu erläutern, Mannheim 89.

J. P. L. Snell
Kritik der Volksmoral für Prediger, Frankfurt und Leipzig 92.

L. J. Snell
Unterredungen eines Vaters mit ſeinen Söhnen, über die natürliche Religion, Neuwied 94.

A. Smith
Theorie der Empfindungen, aus dem Engliſchen, Braunſchw. 70.

Solon
Siehe Plutarch.

Sophocles, *der Tragiker*
Oedip, der König. Nach Ch. Stolbergs Ueberſ. Leipzig 87.

J. J. Spalding
Die Beſtimmung des Menſchen, Leipzig 68.

Ben. v. Spinoza
— Tractatus Theologico-Politicus, continens Diſſertationes aliquot, quibus oſtenditur, libertatem philoſophandi non tantum ſalva pietate, et Reipublicae pace poſſe concedi: ſed eandem niſi cum pace Reipubl., ipſaque pietate tolli non poſſe. Hamburgi 1670.
— Ethica in Opp. poſthumis 1677.
— Epiſtolae in Opp. poſthumis —

Frau von Stael
Verſuch über die Dichtungen, von Goethe überſ. im 2ten Stück der Horen von 96.

G. W. Ch. Starke
— Gemälde und Erzählungen aus dem häuslichen Leben, 5 Bändchen, Berlin 93. 94. 96.
— Gedichte, in die deutſche Monatsſchrift eingerückt, Berlin 94. und in den Beckerſchen Almanach zum geſelligen Vergnügen, Leipz. 96.

Lor. Sterne
Yoriks empfindsame Reisen durch Frankreich und Italien, a. d. Engl. (von Bode) Bremen 75.

H. Stephani
Grundlinien der Rechtswissenschaft etc. Erlangen 97.

F. L. *Graf zu* Stolberg
— Gedichte, Leipzig 79.
— Schauspiele (Theseus), Leipzig 83.
— Die Insel, Leipzig 88.
— Ueber die Ruhe nach dem Genuss, im deutschen Museum von 88.

Streithorst
Heldenmuth und Wissenschaft im freundschaftlichen Bunde, in der deutsch. Monatsch. März 97.

Max. Bethune Duc de Sully
Memoires, Londres 78.

J. G. Sulzer
Allgemeine Theorie der schönen Künste, 4 Th. Neue Auflage, Leipzig 86.

Torquato Tasso
La Gierusalemme liberata, Dresd. 86.

C. C. Tacitus
— Annalium Libri.
— Julii Agricolae vita, nach M. Engels Uebers. Leipzig 88.

A. W. Teller
Die Religion der Vollkommneren, Berlin 92.

Pub. Terentius
Heautontimorumenos, Comoedia.

Theocritus
— Siehe Ch. Stolbergs Gedichte, a. d. Griechisch.
— Idyllen, nach Vossens Uebersetzung.

Theoderich, *König der Ostgothen*
Siehe den Bescheid, den er den Juden gab im Cassiodor, Variar. II. 27.

Theodohad, *König der Ostgothen*
Siehe das Schreiben an den Kayser Justinian im Cassiodor. Var. X. 26.

Ch. Thomasius
Von der Kunst, vernünftig und tugendhaft zu lieben, oder Einleitung zur Sittenlehre, Halle 1710.

Thomson
Die vier Jahreszeiten, nach H. Harries Uebers. Altona 96.

De Thou
Veritati, eine Ode im 1sten Tom. seiner Geschichte. Siehe Herders Briefe zur Bef. der Human. 4te Sammlung.

W. A. v. Thümmel
Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich in den Jahren 1785. 1786. 1ster und 2ter Theil, Leipzig 91.

C. A. Tiedge
Schriften, 1ster Band, Göttingen 96.

J. H. Tieftrunk
— Versuch einer Kritik der Religion und aller religiösen Dogmatik, Berlin 90.
— Einzig möglicher Zweck Jesu aus dem Grundgesetze der Religion entwickelt, Berlin 93.
— Censur des protestantischen Lehrbegriffs, Berlin 90.
— Kurze Uebersicht der allgemeinen Politik, in der Staatswissenschaftlichen und Juristischen Litteratur, April 95.

E. C. Trapp
Siehe seine Noten zu Rousseaus Emil im Revisionswerke.

Ehrenfr. Walter v. Tschirnhausen
Medicina mentis sive artis inveniendi generalia praecepta, Amsterd. 1687.

J. P. Uz
Sämmtl. poetische Werke, 2 Bände, Leipz. 68.

J. C. Vanini
Deo, eine Ode, nach Kosegartens Ueberſetzung, im 1ſten Theil der Rhapſodien.

Villaume
Ueber das Verhalten bey den erſten Unarten der Kinder. Siehe Allgemeine Reviſion, 2ter Th.

Virgilius
Eclogäe. Nach Voſſens Ueberſ. Altona 97.

J. H. Vogt
Ein Denkmal, nebſt Fragmenten des Verſtorbenen, Mainz 91.

F. N. Volkmar
Philoſophie der Ehe, Halle 94.

Voltaire
De la Moderation en tout. Siehe Discours en Vers ſur l'homme, 1736.

J. H. Voss
— Gedichte, 1ſter Band, Hamb. 85. 2ter Band, Königsb. 95.
— Luiſe, ein ländliches Gedicht in drey Idyllen, Königsb. 95.
— Weihe der Schönheit, in den Horen Jahrg. 95.

Gabriel Wagner (Realis de Vienna)
Geheimſtube oder Velledenblätter, 1692, in 4 Büchern. Siehe auch Herders Briefe zur Bef. der Human. 4te Sammlung.

G. Wassington
Adreſse an das Volk der Nordamerikaniſchen Staaten im Jahre 1796.

A. Weishaupt
— Apologie der Illuminaten, Frankf. u. Leipz. 86.
— Pythagoras oder Betrachtungen über die geheime Welt- und Regierungskunſt, Frankf. 90.

C. M. Wieland
— Die Natur, oder die vollkommenſte Welt, in den poetiſchen Schriften, Zürich 79.
— Geſchichte des Agathon in 3 Bänden, neue Aufl. Leipzig 94.

— Der goldne Spiegel in 2 Bänden. — — —
— Geſchichte des Daniſchmend, 8ter Band der ſ. W. Leipz. 95.
— Muſarion, im 9ten Bande. — — — —
— Gandalin, oder Liebe um Liebe, 21ter Bd. 96.
— Oberon, 2 Theile, 22ter und 23ter Band, 96.
— Sendſchreiben an einen jungen Dichter
— Ueber die Ideale der Griechiſchen Künſtler
— Die Pythagoriſchen Frauen
} im 24ten Bde. d. ſ. W. Leipz. 96.
— Göttergeſpräche und Geſpräche im Elyſium, im 25ten Bande, 96.
— Peregrinus Proteus, 2 Theile, im 27ten und 28ten Bande, 97.
— Ueber den freyen Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen, im 29ten Band, 97.
— Einleitung zum 16ten Brief Horazens (an Quinctius) in ſeiner Ueberſ. von Horazens Briefen, 1ſter Theil. Neue Aufl. Leipz. 90.
— Ueber Lucians Lebensumſtände, Charakter und Schriften. Siehe ſeine Ueberſetz. von Lucians ſämmtl. Schriften, 1ſten Theil. Leipz. 88.
— Erläuterungen zu Horazens Brief an L. Calpurnius Piſo und ſeine Söhne, 3ter Brief des 2ten Theils, Leipzig 90.

Joh. Winkelmann
— Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunſt, Dresden 63.
— Geſchichte der Kunſt des Alterthums, Dresd. 64.

K. L. Woltmann
Die Kunſt, im Schilleriſchen Muſenalm. von 96.

Xenophon
— Memorabilia Socratis.
— Oeconomicus.

E. Young
Klagen oder Nachtgedanken, aus dem Engliſch. von Ebert, Braunſchweig 60.

F. W. Zachariae
Poetiſche Schriften, 2 Theile, Braunſchw. 72.

Zaleukos, *der Gesetzgeber der Lokrier*
Siehe Stobaei Sent. Serm. 42.

Faustina Maratti Zappi
Gedichte, aus dem Italien. von Herder übers. in der 6ten Sammlung der zerstr. Blätter.

Zeno, *der Stifter der Stoischen Schule*
Siehe Bruck. hist. crit. Philos. Tom. I. Sect. I. de Zenone.

W. C. L. Ziegler
Vernunft- und schriftmäßige Erörterung, daß der Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion mehr aus der innern Vortreflichkeit der Lehre, als aus Wundern und Weissagungen zu führen sey, in Henke's Magazin, Theil I.

J. G. Zimmermann
Ueber die Einsamkeit, 4ter Theil, Leipzig 85.

G. J. Zollikofer
Predigten über die Würde des Menschen, und den Werth der vornehmsten Dinge, die zur menschlichen Glückseligkeit gerechnet werden, 2 Bände, neue Auflage, Leipzig 84.

Zoroaster
Siehe Bruck. hist. crit. philos. Tom. I. de philos. Chaldaeorum, so auch Zend-Avesta ouvrage de Zoroastre etc. traduit sur l'original p. Anquetil du Perron, Paris 71. 3 Vol. übersetzt von Kleuker, 86.

H. Zschokke
Metapolitische Ideen, im 1sten Stück der Humaniora, 1796.

J. Agnes von Lilien, Berlin, 2 Theile, 98.
Allgemeine Uebersicht der neuesten philos. Litteratur, im 3ten Heft des philos. Journals, herausgegeb. von Fichte und Niethammer, 97.
Anthologie (griechische), nach Herders Uebersetzung im 3ten Theile der zerstr. Blätter.

Fichte:

Beytrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution, 2 Theile, 93.

Blumenlese aus den morgenländischen Dichtern. nach Herders Uebers. im 4ten Theile der zerst. Blätter.

Briefe von Amanda und Eduard, in den Horen von 97.

Darstellung des Indischen Gottes Krisna als der personificirten erhaltenden Kraft der Natur. Siehe Baghuat Geeta, Lond. 85. und Herders Abhandlung über Denkmale der Vorwelt, im 4ten Theile der zerst. Blätter.

Denkmale am Lebenswege. Siehe den 8ten Band der Auswahl der besten zerstreuten prosaischen Aufsätze der Deutschen, Leipzig 79.

Einige Gedanken, veranlasst durch das Lesen der Bekenntnisse einer schönen Seele in Wilh. Meisters Lehrjahren, im 3ten Heft des 4ten Bandes des philosophischen Journals von Niethammer.

Gedanken einiger Braminen, nach Herders Uebers. im 4ten Theil der zerst. Blätter.

Herzensergiessungen eines kunstliebenden Klosterbruders, Berlin 97. Feßler

Inschrift des Delphischen Tempels. Siehe Pausan. graec descript.

Inschrift des Saitischen Tempels. Siehe Plutarch de Iside et Osiride.

Morgengespräche zweyer Freunde, über die Rechte der Vernunft auf Offenbahrung, Leipzig 95.

Papiere aus Henos Nachlass, Züllichau 92.

Recension von Kants Kritik der praktischen Vernunft, in der Jenaer Litteraturzeitung, Jahrg. 88.
— von Bürgers Gedichten, Ebendas. Jahrg. 91.
— von Goethe's Werken, — — 92.
— von Jacobi's Woldemar, — — 94.
— von Matthissons Gedichten, — — 94.
— der Genzischen Uebersetzung von Burke's Werk über die französische Revolution, Ebendaselbst, Jahrg 97.
— von Neubecks Gesundbrunnen, Ebendas. Jahrg. 97.

Religion, eine Angelegenheit der Menschen, Leipz. 97.

Skolien der Alten. Siehe Athenaei Deipnosophistarum Lib. XV.

Systeme de la morale et politique, á Londres 77.

Trakimor, oder das goldene Land, aus dem Engl. 2 Theile, Leipzig 88.

Ueber die Künstler, ein Gedicht von Schiller, im 2ten Stück des 1sten Bandes der Akademie der schönen Redekünste, herausgegeben von Bürger, Berlin 90.

Ueber die Kunstplünderung in Italien und Rom, im 11ten Stück des N. T. Merkurs von 96.

Ueber den Menschen und seine Verhältnisse, Berlin 92.

Untersuchungen aus dem Natur- Staats- und Völkerrechte, mit einer Kritik der neuesten Constitution der französischen Revolution, 96.

Versuch über das Kunstschöne. in den Horen von 97.

Fichte

Zurückforderung der Denkfreyheit von den Fürsten Europens, die sie bisher unterdrückten. Eine Rede, Heliopolis, 94.

Gegenstände

des

Dritten Bändchens.

Schön. Seite 1

Erhaben. — 41

Natur. — 80

Kunſt.	Seite 189
Liebe.	— 332
Ehe.	— 372
Freundſchaft.	— 409
Genuſs.	— 442

SCHÖN.

Schön kömmt von *Scheinen* her. Alles ſcheinet, was ein Leuchten, einen Glanz, einen Schimmer von ſich giebt, wie das Sonnenlicht und die Farben. Scheinen iſt urſprünglich blos ein Begriff des Geſichtes und auch das Wort Schön. Das Auge heftet ſich an jeden Schein, in dieſem beſteht ſein Wirken. Dunkelheit ſetzet das Organ auſser Thätigkeit, und indem ſie ihm die Gegenſtände entzieht, ſo giebt ſie dem Geſicht ein Gefühl des Unbehagens. Dunkelheit iſt der Feind des Augenſinnes. Jeder Schein hingegen giebt dem Auge ſchon einen Grad des Angenehmen, blos dadurch, daſs es thätig und würkſam ſeyn kann. Mit dem Tageslichte fängt die Thätigkeit aller

lebenden Wesen an. Dunkelheit hingegen ist Ruhe, Schlaf, Tod, Aufhören des Wirkens. Dunkelheit ist mit Verdacht, Schrecken, Entsetzen erfüllt. — Schein giebt Muth, Freude, Thätigkeit. Der Sprachgebrauch nennt daher einen sonnenhellen Tag einen *schönen* Tag, eine von dem Monde oder den Sternen erhellte Nacht — eine *schöne* Nacht; gleichsam um zu sagen: ein scheinender Tag, eine scheinende Nacht. So liegt in dem Wort Scheinen das angenehme Gefühl des Schönen. Der Sprachgebrauch zog nach und nach die Linie zwischen Scheinen und Schön, um durch das erste Wort blos den absoluten Begriff von Licht zu bezeichnen, durch das zweite aber zugleich den Begriff eines angenehmen Lichtes.

Der Verf. des Versuches über das Kunstschöne im 7ten St. d. Horen 1797.

Ein Princip des Geschmacks, welches das allgemeine Criterium des *Schönen* durch bestimmte Begriffe angäbe, zu suchen, ist eine fruchtlose Bemühung, weil was gesucht wird, unmöglich und an sich selbst widersprechend ist.

Kant.

Der Geschmack wird eine Stütze erhalten, die ihm eine ewige Dauer zusichert, wenn es einst der philosophirenden Vernunft gelungen seyn wird, nicht etwa was sih *nur fühlen* lässt, zu *denken*, sondern die wir-

kende Urſache der äſthetiſchen Gefühle aus einer feſtſtehenden Wiſſenſchaft der Vermögen des Gemüthes abzuleiten, und einen *Begriff* von *Schönheit* aufzuſtellen, der nicht weniger als das *Gefühl* derſelben untrüglich iſt.

Reinhold.

So anziehend auch die Unterſuchung des Schönen für den denkenden Geiſt nothwendig ſeyn muſs, ſo groſse Schwierigkeiten ſtellen ſich ihm entgegen, ſobald er es verſucht, das verſchlungene Gewebe der Empfindungen zu entwickeln, den Geiſt von der Materie abzuziehen, und das zarte Spiel der im Genuſse des Schönen vereinigten Kräfte, deren Harmonie er ſo innig fühlt, in ſeine Elemente zu zerlegen. Und wenn ihm dies künſtliche Geſchäfte endlich auch gelungen wäre; ſo wird es ihm doch unmöglich bleiben, aus dieſen, durch den zergliedernden Verſtand getrennten Grundbeſtandtheilen, jene ſchönen und ſeelenvollen Erſcheinungen wieder zu reproduciren, deren Bildung das Vorrecht der Natur iſt, wenn ſie in höchſter Freyheit und Geſetzmäſsigkeit zugleich, in der innigſten Harmonie ihrer Kräfte wirkt, und die ſie entweder unbildlich durch den organiſchen Bildungstrieb, oder durch das Genie zum Ideale veredelt, in der Kunſt darſtellt.

Fernow.

Die Schönheit ist eine ursprüngliche unveränderliche Idee, welche, wiewohl sie unter tausenderley Gestalten sichtbar werden kann, dennoch in allen diesen verschiedenen Erscheinungen eine und dieselbige ist. Aber wer wird uns nun in allen diesen Erscheinungen das Wesentliche und Unwandelbare vom Zufälligen absondern, wer uns das Urbild jener übersinnlichen Schönheit, wovon alles, was wir schön nennen, nur ein matter Widerschein ist, in seiner Reinheit, Allgemeinheit, in seiner wahren Göttergestalt unverhüllt darstellen?

I. Ith.

Wir wollen nicht hinabsteigen in die Tiefen der Metaphysik, um dort zu erfragen, was *Schön* genannt zu werden verdiene. Das Wesentliche der Empfindung reicht über die Gränze der messenden und vergleichenden Vernunft hinaus. Die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstrahlen erklärt uns eben so wenig, *wie* die Vorstellung ihrer verschiedenen Farben in uns entsteht, als die logische Definition des Schönen jenes untheilbare, ihm immanente Wirken in einen für dasselbe geschaffenen Sinn. Mit dem Schönen verbrüdert sind die Begriffe des Ganzen, Harmonischen, Vollkommenen. Diese Verhältnisse beschäftigen den Verstand; er findet die Schönheit in ihrer Mitte; *aber lange zuvor fand sie das Herz, und schmolz in namenlosem Entzücken.* So umschweben Cytheren die Grazien und Nymphen; doch wehe dem, der nur an ihren Gespie-

linnen die Göttin erkennt! Um die Schönheit zu empfinden, müſſen wir ſie anſchauen in der Natur oder im Werke des Künſtlers; wenn wir hingegen von ihr reden, bezeichnen wir nur die Verhältniſſe der begleitenden Erſcheinungen. Dem zu folge iſt die Empfindung des Schönen die reinſte, wenn ihr Gegenſtand ein Ganzes bildet, das durch ſeine inneren und äuſseren Beziehungen unſerer Vernunft vor allen anderen richtig iſt.

G. Forster.

Das Schöne in Natur und Kunſt beurtheilen zu können, iſt ein der Menſchheit ganz eigenthümlicher Vorzug; inſofern ſie ſinnlich iſt und vernünftig zugleich. Das vernunftloſe Thier kennt nur das Angenehme: eine reine Vernunft würde nur das Gute, Zweckmäſsige an ſich erkennen. Liebend aber ſcheint die Natur für die Veredlung der Menſchheit geſorgt zu haben, indem ſie das Sinnliche ſeines Gefühles an die höhere Regel der *Schönheit* band, welche aus Sinnlichkeit und dem Verſtande zugleich entſpringt, und nicht die Beſorgung eines eigennützigen Triebes, ſondern die Befriedigung einer freyen Harmonie der Seelenkräfte zur Abſicht hat.

C. F. v. Schmidt — Phiseldeck.

Das *Schöne* gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es ſich vom *Guten* unterſcheidet, aber es gefällt durch ſeine

Form der Vernunft, wodurch es sich vom *Angenehmen* unterscheidet. Das *Gute*, kann man sagen, gefällt durch die blosse *vernunftgemässe* Form, das *Schöne* durch *vernunftähnliche* Form, das *Angenehme* durch gar keine Form. Das Gute wird *gedacht*, das Schöne *betrachtet*, das Angenehme blos *gefühlt*. Jenes gefällt im Begriff, das zweyte in der Anschauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

SCHILLER.

Der Geschmack, womit das Ideal der Schönheit beurtheilt werden muss, wenn anders seine Aussprüche unpartheiisch seyn sollen, setzt in demjenigen, der ihn besitzt, das Vermögen voraus, zwischen dem Wohlgefallen am Shönen, und einem jeden anderen Interesse, welches der Verstand oder auch die Begierde an einem schönen Gegenstande nehmen können, zart und rein zu unterscheiden. Die Empfindung, die das Schöne in uns hervorbringt, ist vom Reitze unabhängig, und zugleich durch keine Operation der Vernunft erklärbar.

G. FORSTER.

Das Gefühl des Schönen muss ein freyes, absichtloses, uninterressirtes Gefühl seyn: es haftet blos an der Form, und man liebt das Schöne vermittelst derselben, als *solches*, nicht als etwas *wozu nützliches*.

CONZ.

1) *Schön ist, was ohne alles Interresse gefällt.* Interesse wird das Wohlgefallen genannt, was wir mit der Vorstellung der *Existenz* eines Gegenstandes verbinden. Bey dem Urtheile über das *Angenehme*, das seinen Grund in der *Empfindung*, und zwar in einem vergnügenden *Eindruck* auf die Sinne hat, liegt Interesse in der durch den Eindruck erzeugten Begierde nach Genuss. Bey dem Urtheil über das *Gute*, das seinen Grund in dem *Begriffe* von dem (relativen oder absoluten) Werth des Objectes hat, erfolgt Interesse aus diesem Begriffe selbst. Das Urtheil über das *Schöne* ist in einem *Gefühle* gegründet, das weder aus den Eindrücken auf die Sinne, noch aus dem Begriffe, sondern lediglich aus der *Anschauung* des Objectes quillt, und betrifft weder das *Empfindbare*, das durch Eindruck, noch das *Denkbare*, das durch den Begriff interessiren kann, sondern nur das *Anschauliche*, die *blosse Gestalt* des Objectes, in wiefern sie uns weder als angenehm durch Empfindung ihrer Reitze, noch als gut durch Begriffe von ihrer Brauchbarkeit, sondern lediglich in der *Contemplation* zweckmäßsig beschäftigt, durch *Beschauung* gefällt. Das Angenehme, das Schöne, das Gute bezeichnen also drei verschiedene Verhältnisse der Vorstellungen zum Gefühl der Lust und Unlust. *Angenehm* heisst, was *vergnügt*; *schön*, was blos *gefällt*; *gut*, was *geschätzt*, d. i. worin ein objectiver Werth gesetzt wird. Annehmlichkeit gilt auch für vernunftlose Thiere, Schönheit nur für Menschen, d. i. thierische, aber

doch vernünftige Wesen, das Gute aber für jedes vernünftige Wesen überhaupt.

2) *Schön ist, was ohne Begriff, allgemein gefällt.*

Das Wohlgefallen am Schönen hat das Eigenthümliche, daſs es *jedermann* angesonnen werden kann – zum Unterschiede von dem Wohlgefallen am Angenehmen, welches von der Empfindung und von individuellen Modificationen der Organisation abhängt — und daſs gleichwohl der Grund seiner Allgemeingültigkeit *nicht* in dem *Begriffe* des Objectes liegt — zum Unterschiede von dem Wohlgefallen am Guten, das diesen Begriff voraussetzt. Das Schöne gefällt durch die bloſse *Anschauung*, inwiefern diese in einer *solchen* Beschäftigung der, die Gestalt des Objectes auffassenden, Einbildungskraft besteht, welche *durch sich selbst* mit der Handlungsweise des Verstandes harmoniret, und dadurch das Bewuſstseyn der Uebereinstimmung dieser beyden Vermögen des Gemüthes weckt. Die *Allgemeingültigkeit* des aus einer solchen Anschauung hervorgehenden Wohlgefallens wird dadurch begreiflich, daſs in einem *jeden* Erkenntniſsvermögen schon in der ursprünglichen Einrichtung desselben Uebereinstimmung oder Angemessenheit der Einbildungskraft zum Verstande als Bedingung der Möglichkeit einer Erkenntniſs überhaupt a priori zum Grunde liegen muſs.

3) *Schönheit ist Form der Zweckmäſsigkeit eines Gegenstandes, sofern sie ohne Vorstellung eines Zweckes an ihm wahrgenommen wird.*

Sie besteht nemlich in *derjenigen* Zweckmäſsigkeit der Gestalt, die sich dem Gemüthe durch die bloſse Anschauung, und folglich ganz unabhängig von dem Begriffe eines objectiven Zweckes ankündiget, und die in der bloſsen Angemessenheit derselben durch die bey der Anschauung vorkommende Beschäftigung der Einbildungskraft zum Verstande besteht. Zum *bloſsen* Wohlgefallen am Anschaulichen, und folglich zum *reinen Urtheile des Geschmacks* wird also erfodert, daſs dasselbe, in wiefern es nichts *Empfindbares* am Objecte betrifft, von *Reitz* und *Rührung* — und in wiefern es weder relative noch absolute *Güte* des Objectes betrifft, von jeder durch Begriffe vorgestellten Zweckmäſsigkeit des Objectes — *unabhängig* und mit beyden *unvermischt* sey. Die Schönheit ist *subjective* Zweckmäſsigkeit des Objectes, die nur durch das *Gefühl* der durch sich selbst mit dem Verstande übereinstimmenden *Anschauung* wahrgenommen wird.

4) *Schön ist, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird.*

Das Wohlgefallen am Schönen ist mit dem Bewuſstseyn seiner *Nothwendigkeit* verknüpft, während das Wohlgefallen am *Angenehmen* beym Nachdenken über dasselbe als *zufällig* befunden wird. Allein jene *Nothwen-*

digkeit des Wohlgefallens am Schönen erfolgt nicht aus dem Begriffe vom Objecte, wie beym Wohlgefallen am *Guten* der Fall ist, sondern entspringt aus der im Erkenntnissvermögen a priori gegründeten Zusammenstimmung zwischen dem Vermögen der Einbildungskraft und des Verstandes, die sich in der wirklichen Uebereinstimmung der (beym Auffassen der Gestalt des schönen Objectes) beschäftigten Einbildungskraft mit dem Verstande durch ein Gefühl der Lust ankündigt. Da das Bewusstseyn dieser Uebereinstimmung in einem blossen Gefühle besteht, und nicht von dem Begriffe des Objectes ausgeht (durch welchen der Verstand die Anschauung seinen Gesetzen unterwirft, und dadurch Erkenntniss bewirkt), sondern aus der blossen Anschauung entspringt, die *zufälligerweise*, und *durch sich selbst*, mit dem Verstande harmonirt: so besteht das Wohlgefallen am Schönen bey aller seiner Nothwendigkeit gleichwohl in einem *freyen Spiele* der Erkenntnisskräfte, d. h. in einer solchen Beschäftigung der Einbildungskraft, wobey dieselbe *frey*, aber (von selbst) gesetzmässig, d. i. dem Verstande angemessen, wirkt. Sie unterwirft sich selbst dem Verstande beym *Gefühl des Schönen*, während sie beym *Erkennen* und im Gefühl des *Wahren durch* den Verstand unterworfen wird. Ihre Beschäftigung mit dem Verstande ist in dem einen Falle *Spiel*, im zweyten *Geschäft* *).

KANT.

*) Wir benutzten bey der Darstellung dieser Kantischen Philosopheme über das Schöne die geist-

Der Menſch, wiſſen wir, iſt weder ausſchlieſsend Materie, noch iſt er ausſchlieſſend Geiſt. Die *Schönheit*, als *Conſummation ſeiner Menſchheit*, kann alſo weder ausſchlieſſend ein Object des *Sachtriebes*, bloſses Leben ſeyn, wie von ſcharfſinnigen Beobachtern, die ſich zu genau an die Zeugniſſe der Erfahrung hielten, behauptet worden iſt, und wozu der Geſchmack der Zeit ſie gern herabziehen möchte; noch kann ſie ausſchlieſſend ein Object des *Formtriebes*, bloſse Geſtalt ſeyn, wie von ſpekulativen Weltweiſen, die ſich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philoſophierenden Künſtlern, die ſich in Erklärung derſelben allzuſehr durch das Bedürfniſs der Kunſt leiten lieſsen, geurtheilt worden iſt: ſie iſt das gemeinſchaftliche Object beyder Triebe, das heiſst, des *Spieltriebes* *). Dieſe Nahmen

reiche Recenſion — oder vielmehr den lichtvollen Commentār — der *Critik der Urtheilskraft* — in der Allg. Lit. Zeitung 1793. No. 191 — wo Kants Ideen meiſterhaft concentrirt ſind.

Die Herausgeber.

*) Der Gegenſtand des Sachtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heiſst *Leben*, in weiteſter Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenſtand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heiſst *Geſtalt*, ſowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beſchaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derſelben auf die Denkkräfte, unter ſich faſst. Der Gegenſtand des

rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles das, was weder ſubjectiv noch objectiv zufällig iſt, und doch weder äuſserlich noch innerlich nöthigt, mit dem Worte Spiel zu bezeichnen pflegt. Da ſich das Gemüth bey Anſchauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwiſchen dem Geſetz und Bedürfniſs befindet, ſo iſt es eben darum, weil es ſich zwiſchen beyden theilt, dem Zwange ſowohl des einen als des andern entzogen. Dem Sachtrieb wie dem Formtrieb iſt es mit ihren Foderungen *Ernſt*, weil der eine ſich, beym Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andre auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beym Handeln, der erſte auf Erhaltung des Lebens, der zweyte auf Bewahrung der Würde, beyde alſo auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet ſind. Aber das Leben wird gleichgültiger, ſo wie die Würde ſich einmiſcht, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, ſobald die Neigung zieht: eben ſo nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freyer und ruhiger auf, ſobald ſolche der formalen Wahrheit, dem Geſetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt ſich durch Abſtraktion nicht mehr angeſpannt, ſobald die unmit-

Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgeſtellt, wird alſo *lebende Geſtalt* heiſsen können; ein Begriff, der allen äſthetiſchen Beſchaffenheiten der Erſcheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weiteſter Bedeutung *Schönheit* nennt, zur Bezeichnung dient. —

telbare Anſchauung ſie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinſchaft kommt, verliert alles Wirkliche ſeinen Ernſt, weil es *klein* wird, und indem es mit der Empfindung zuſammen trift, legt das Nothwendige den ſeinigen ab, weil es *leicht* wird.

Wird aber nicht das Schöne dadurch, daſs man es zum bloſſen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenſtänden gleich geſtellt, die von jeher im Beſitz dieſes Nahmens waren? Widerſpricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Inſtrument der Kultur betrachtet wird, ſie auf ein *bloſſes Spiel* einzuſchränken, und widerſpricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausſchlieſsung alles Geſchmacks zuſammen beſtehen kann, es blos auf Schönheit einzuſchränken? Aber was heiſst denn ein *bloſſes* Spiel, nachdem wir wiſſen, daſs unter allen Zuſtänden des Menſchen gerade das Spiel und *nur* das Spiel es iſt, was ihn vollſtändig macht, und ſeine doppelte Natur auf einmal entfaltet? — Ich ſage alſo: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen iſt es dem Menſchen *nur* Ernſt, aber mit der Schönheit ſpielt er. Freylich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange ſind, und die ſich gewöhnlich nur auf ſehr materielle Gegenſtände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens ſuchen, von der hier die Rede iſt. Die wirkliche vor-

handene Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll. Je nachdem sich der Spieltrieb entweder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das Schöne entweder mehr an das blosse Leben oder an die blosse Gestalt grenzen, und man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nehmlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerschaften in den Kampfspielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edleren Wechselstreit der Talente ergötzen, und wenn das römische Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines libyschen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen. Nun spricht aber die Vernunft: das Schöne soll nicht bloses Leben und nicht blose Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist, Schönheit seyn; indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktiert. Mithin thut sie auch den Ausspruch: der Spieltrieb soll nicht blos Sachtrieb, und soll nicht blos Formtrieb, sondern beydes zugleich, das ist,

Spieltrieb ſeyn. Mit andern Worten: der Menſch ſoll mit der Schönheit *nur ſpielen*, und er ſoll *nur mit der Schönheit* ſpielen.

SCHILLER.

Das *Schöne* iſt der allgemeingültige Gegenſtand eines uninterreſſirten Wohlgefallens, welches von dem Zwange des Bedürfniſſes und des Geſetzes gleich unabhängig, frey und dennoch nothwendig, ganz zwecklos und dennoch unbedingt zweckmäſsig iſt.

FR. SCHLEGEL.

Das Vergnügen, welches der Menſch im *Angenehmen* empfindet, iſt mit Intereſſe oder dem Wunſch nach Beſitze verbunden; es erregt Wunſch, Begierde. Das Angenehme will und *begehrt* der *ſinnliche* Menſch. Der Menſch, als *Vernunſtweſen*, *will* das Gute, in ſo fern ſeine Vernunft es billigt; er verlangt, daſs es geſchehe; er fühlt ſich verbunden, es ins Werk zu richten, ſelbſt wenn es ſeinen Neigungen widerſtrebt. Alſo auch beym Guten findet ein Intereſſe ſtatt, nur nicht von ſinnlicher Art, ein Intereſſe durch die Vernunft. Das *Wohlgefallen* dagegen, welches der Eindruck des *Schönen*, den wir in unſre Empfindung aufnehmen, in uns hervorbringt, iſt vollkommen ruhig; es iſt *ohne Intereſſe*, ohne Wunſch und Leidenſchaft, ohne den Gedanken an die Exiſtenz des Gegenſtandes, ohne Beſtreben nach deſſen Beſitz. Es iſt ein Wohlgefallen, das aus der bloſſen Betrachtung entſpringt. —

Das Schöne alſo werde ruhig, ohne Leidenſchaft und Begierde, ohne Rückſicht auf Nutzen und Gewinn beurtheilt. Was nur durch die verbundene Neben-Idee einer Befriedigung unſrer Neigungen gefällt, oder weil es unſrer Eitelkeit ſchmeichelt, und in näherer Beziehung auf unſre eigne Perſon ſteht, iſt ſo fern nur angenehm, nicht ſchön; das Schöne muſs durch ſich ſelbſt in der bloſsen Betrachtung gefallen.

Eben weil das Schöne nicht Leidenſchaft erwecken, nicht Begierde oder ſinnliche Rührung hervorbringen, ſondern innern Genuſs in ruhiger Anſchauung gewähren ſoll, ward auch das Ideal des Schönen immer rein und frey von irrdiſchem Kummer und Leidenſchaft in hoher Götterruhe und ſelbſtgenugſamer Unbefangenheit dargeſtellt. Weit hinaus über alles Irrdiſche, gleich entfernt von Begierde und Furcht, ſchaut der Vaticaniſche Apoll ruhig und edel um ſich her, mit leichter Verachtung des irrdiſchen Feindes, der es wagen wollte, dem Göttlichen etwas anzuhaben. Er iſt in der Stellung gebildet, wie er eben den Pythoniſchen Drachen beſiegt hat. — Süſs in ſich geſchmiegt, voll inniger Ruhe liegt die dem Meere entſtiegne Venus auf ihrem Roſenlager; kein ſcharfer Zug angeſpannter Nerven verkündet eine Leidenſchaft im Inneren; alles ſchmilzt in eine liebliche Ründe zuſammen, ein Bild der erhabenſten Unbefangenheit. Neuere Künſtler ahmten dieſe hohe Ruhe des Griechiſchen Ideals auf ihren Madonnen nach, und bildeten auch

hier das vollendete Schöne in ewiger unzerſtörbarer Selbſtgenugſamkeit. So iſt das höchſte Schöne für den Reitz zu erhaben, für die Begierde zu rein. Wir ſollen es anſchauen, uns in ſeiner Betrachtung verliehren; aber es iſt heilig, unzugänglich dem ſinnlichen Triebe, über die Dürftigkeit vergänglicher Naturen weit hinaus.

C. F. v. Schmidt — Phiseldeck.

Als der Erſchaffende von ſeinem Angeſichte
Den Menſchen in die Sinnlichkeit verwies,
Und eine ſpäte Wiederkehr zum Lichte
Auf ſchwerem Sinnepfad ihn finden hieſs,
Als alle Himmliſchen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloſs ſie, die Menſchliche, (die Schönheit) allein
Mit dem verlaſſenen Verbannten
Groſsmüthig in die Sterblichkeit ſich ein.
Hier ſchwebt ſie mit geſenktem Fluge
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und mahlt mit lieblichem Betruge
Elyſium an ſeine Kerkerwand.

Schiller.

Schöner, platoniſcher Nythus! Genuſs der Schönheit iſt das einzige Ueberbleibſel von dem beſſern Zuſtande der abtrünnig gewordenen und daher gefallnen Menſchheit. Er iſt das einzige Pfand der nicht ganz verlohrnen Huld des Schöpfers, und ſoll uns wieder in die urſprüngliche Heimath hinaufleiten. Von allen Erdgeſchöpfen hat nur der Menſch Sinn für Schönheit, und

auch nur der Menſch eine höhere Beſtimmung.

Der Verf. der Kritik über die Künſtler, ein Gedicht von Schiller im 2ten St. des 1. *B. der Akademie der ſchönen Redekünſte* 1790 —

Nur wenige nahen dieſen Bildern — und ſchauen in ihnen das Urbild. — Hell war damals das *Schöne* zu ſchauen, als in glücklichem Reigen, wir mit Zeus, andre mit andern Göttern, ſeines ſeligen Anblickes genoſſen, und in ſein Geheimniſs eingeweiht wurden, deſſen Weihe mit Recht die ſeligſte von allen heiſsen mag!

Selber vollkommen, unangetaſtet von Uebeln, die in der Zukunft unſerer harreten, begiengen wir dieſe Feyer; wurden geweiht im Anſchauen vollkommner, einfacher, unwandelbarer, ſeliger Geſichte. Selber rein, erblickten wir ſie in reinem Glanze, waren noch nicht wie verſiegelt in dieſem Leibe, oder wie wir das nennen, was wir, nach Art einer Muſchelſchale, gefeſſelt mit uns umhertragen. —

Das Urſchöne ſtrahlte uns damals zugleich mit allen andern Vollkommenheiten. Als wir hieher kamen, wurden wir noch der Schönheit gewahr, da ſie dem meiſtvermögenden unſrer Sinne glänzet. Denn des Auges Wahrnehmung iſt die ſchärfſte von allen, die durch Sinne zu uns gelangen. Doch wird die Weisheit nicht durch ſie erſchauet. Zu gewaltiger Liebe würde die

uns entflammen, wenn ein ſolches Bild von ihr vor unſrer Seele wallete; ſo iſts auch mit allen andern liebenswürdigen Vollkommenheiten — auſſer der Schönheit, welcher nur allein dies beſchieden ward. —

Wer erſt neulich eingeweihet, oder wieder verderbet ward, der wird nicht von hinnen zur Empfindung des Urſchönen gehoben, wenn er hier das nach demſelben genannte Abbild ſchauet. Er fühlet keine Sehnſucht nach ihm; dem Reize zur Wolluſt giebt er Raum; er wird, gleich den Thieren, lüſtern nach dem ſinnlichen Genuſſe des Körpers; ſcheuet ſich nicht, erröthet nicht bey Nachjagung einer widernatürlichen Luſt.

Der vollkommen Eingeweihte hingegen, er, der ehmals viel geſchauet hat, geräth in himmliſches Entzücken, wenn er ein götterähnliches Antlitz ſieht — ein treues Nachbild des Urſchönen. — Er heftet ſeinen Blick darauf, und verehret es als etwas göttliches. Ia, wofern er nicht den Anſchein offenbaren Wahnſinns ſcheuete, opfern würde er, wie einem geweiheten Bilde, dem göttlichen Geliebten.

Platon.

Die, eine Glorie von Drionen
Ums Angeſicht, in höhrer Majeſtät,
Nur angeſchaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht ſie — *als Schönheit vor uns da.*

Der Schönheit Gürtel umgewunden,
Wird ſie zum Kind, daſs Kinder ſie verſtehn;
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegen gehn.
SCHILLER.

Da die Vollkommenheit mit der Menſchlichkeit nicht übereinſtimmen kann, und allein bey Gott iſt, von dem Menſchen aber nichts wirklich begriffen wird, als was unter die Sinne fällt; ſo hat ihm der Allweiſe einen ſichtlichen Begriff der Vollkommenheit eingepräget, und dieſes iſt, was wir *Schönheit* nennen.

Die Schönheit iſt die Seele der Materie, die Seele der Geſtalten, und was keine Schönheit hat, iſt todt für uns. Dieſe Schönheit hat eine entzückende Kraft, und weil ſie geiſtig iſt, reget ſie des Menſchen Seele, vermehrt gleichſam ihre Macht und macht ſie vergeſſen, daſs ſie in einem ſo engen Raume eingeſchloſſen iſt.

RAPHAEL MENGS.

Das wahre Gefühl des Schönen gleichet einem flüſſigen Gipſe, welcher über den Kopf des Apollo gegoſſen wird, und denſelben in allen Theilen berühret und umgiebt. *Der Vorwurf dieſes Gefühls iſt nicht, was Trieb, Freundſchaft und Gefälligkeit anpreiſen, ſondern was der innere feinere Sinn, welcher von allen Abſichten geläutert ſeyn ſoll, um des Schönen willen ſelbſt empfindet.* Ich ſage, was ſeyn ſollte, nicht was zu ſeyn pfleget.

Das Werkzeug dieſer Empfindung iſt der äuſsere Sinn, und der Sitz derſelben der innere: jener muſs richtig, und dieſer empfindlich und fein ſeyn. Die Richtigkeit des Auges beſtehet in Bemerkung der wahren Geſtalt und Gröſse der Vorwürfe, und die Geſtalt geht ſowohl auf die Farbe als auf die Form.

Ioh. Winkelmann.

Das Schöne gefällt uns ohne Rückſicht auf den Werth ſeines Stoffes, wegen ſeiner Form oder Geſtalt, die ſich den Sinnen, oder der Einbildungskraft angenehm darſtellt, ob ſie gleich ſonſt nichts an ſich hat, das den Gegenſtand in andern Abſichten brauchbar machte. —

Für den Eigennützigen iſt Schönheit nichts; weil man ſie durch bloſses Anſchauen genieſst; für den ſpeculativen Kopf iſt ſie etwas ſehr geringes, weil ihre Beſchaffenheit nicht deutlich kann erkannt werden. Der Liebhaber des Schönen ſteht zwiſchen dem bloſs materiellen, ganz ſinnlichen Menſchen, und dem, der blos Geiſt und Verſtand iſt, in der Mitte.

I. G. Sulzer.

Es iſt die *Menſchheit* allein, in die der Grieche *alle Schönheit und Vollkommenheit* einſchlieſst. Nie darf ſich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und ſeinem *humanen* Gefühle iſt es gleich unmöglich, die roh-

Thierheit und die Intelligenz zu *vereinzeln.* Wie er jeder Idee ſogleich einen Leib anbildet und auch das Geiſtigſte zu verkörpern ſtrebt, ſo fordert er von jeder Handlung des Inſtinkts von dem Menſchen zugleich einen Ausdruck ſeiner ſittlichen Beſtimmung. Dem Griechen iſt die Natur nie *blos* Natur, darum darf er auch nicht erröthen, ſie zu ehren; ihm iſt die Vernunft niemals *blos* Vernunft, darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maasſtab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geiſt, Erde und Himmel flieſsen wunderbar ſchön in ſeinen Dichtungen zuſammen. Er führte die Freyheit, die nur im Olympus zu Hauſe iſt, auch in die Geſchäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen laſſen, daſs er die Sinnlichkeit in den Olympus verſetzte.

Schiller.

Der Zuſammenhang der ganzen Natur würde für uns das höchſte Schöne ſeyn, wenn wir ihn einen Augenblick umfaſſen könnten. Iedes ſchöne Ganze der Kunſt iſt im Kleinen ein Abdruck des höchſten Schönen im groſsen Ganzen, der Natur. Der höchſte Genuſs des Schönen läſst ſich nur in deſſen Werden aus eigener Kraft empfinden. Ieder Nachgenuſs deſſelben iſt nur eine Folge ſeines Daſeyns.

Was uns allein zum wahren Genuſs des Schönen bilden kann, iſt das, wodurch das Schöne ſelbſt entſtand — ruhige Betrach-

tung der Natur und Kunſt, als eines einzigen groſsen Ganzen; denn was die Vorwelt hervorgebracht hat, iſt nun, mit der Natur verbunden, für uns Eins geworden, und ſoll nun, mit ihr vereint, harmoniſch auf uns würken.

K. P. Moritz.

Herzerhebend iſt die Wahrheit, daſs die Quellen des Schönen ſo viel und mannigfaltig der menſchlichen Seele zuſtrömen, und daſs es von ihr abhängt, das reine Schönheitsgefühl zu genieſsen, ſo oft ſie es in Erkenntniſs des Aeſthetiſchvollkommenen ſucht. Ihr eigener Glückſeligkeitstrieb ermuntert ſie würklich zu dieſem Beſtreben: und wer einmal dieſes edle Vergnügen genoſſen hat, wird demſelben nicht mehr entſagen. Alles und Alles ladet ihn dazu ein, von auſſen die ſchönen Geſtalten, Kraft, Dauer, Gelenkſamkeit, Farbe des Thierreichs; der ſchlanke Wuchs unermeſslicher Mannigfaltigkeiten des Pflanzenreichs, bunte Farben und Wohlgerüche ihrer Blumen; die Feſtigkeit, Biegſamkeit, Glanz und zweckmäſsige Brauchbarkeit des Mineralreichs, und über alles, die erhabene harmoniſche Zuſammenwürkung aller Theile des Weltalls.

Noch weit inniger als alles das, fühlt der Menſch den unwiderſtehlichen, ſo ſehr beglückenden Drang, ſelbſt etwas Schönes durch Unternehmungen, Geiſteswerke, oder Kunſtwerke hervorzubringen. —

Die Zahl der erreichbaren Schönheitsquellen iſt für jeden Menſchen ſehr groſs;

die Sonne und der kleinste Käfer drücken ihr Bild in seine Seele. Reichthum der Natur wird durch Reichthum der Kunst vermehrt, und des Menschen Seele ist bildliches Weltall, alles würkt auf ihn, und aus der Würkung des Schönheitsgefühls entstehet in ihm der Drang der Rückwürkung. Dieser Drang ist das, was man Genie, bildende Kraft nennt. Diese bildende Kraft drückt ein *Pichler* dem kleinen Kiesel ein; *Phidias* dem Marmor; ein *Palladio* dem Steinhaufen, und ein *Plutarch* verewigt die Seelenbilder grosser Männer der Vorzeit. Die Menscheit ist die geliebte Tochter des Schöpfers. In jedem Menschenalter vermehren sich die Schönheitsquellen der Kunst; und die Schönheitsquellen der Natur bleiben die nämlichen immer verjüngt.

Carl von Dalberg.

Ein jedes schöne Werk der Natur und Kunst muss den Stempel des Genies an sich tragen, aus dem es entsprang. Dieser Stempel heisst Vollendung; einem schönen Gegenstande darf nichts fehlen; unser innrer Sinn muss sich bey seiner Betrachtung vollkommen befriedigt fühlen. Aber diese Vollendung der Schönheit als eines für sich gleichsam nur zum süssen Anschauen gegebenen Ganzen darf uns nicht an mühsame Arbeit des Künstlers erinnern, wodurch mit Anstrengung eine mechanische Vollkommenheit sauer errungen wäre: nein, frey und leicht, wie der schöpferische Wille ohne Mühe die Urschönheiten der Natur

hervorbrachte, kündige ſich uns jegliches ſchönes Gebilde als das Werk eines ſchöpferiſchen Geiſtes dar, in froher Phantaſie aus ſich ſelbſt empfangen, und wie durch einen Hauch in vollendete Wirklichkeit gezaubert. —

Hier iſt die Gränze mechaniſcher Vollkommenheit und der Vollendung des Schönen. Das mechaniſche Kunſtwerk, die Uhr, die Maſchine, die Mühle bewundern wir deſto mehr, je mehr wir in ihm die Kunſt des Werkmeiſters, den mühſamen Fleiſs bis auf die kleinſten Theile, kurz das Ausgearbeitete erblicken. Das Schöne hingegen muſs ſich als Product des Enthuſiasmus zeigen, es muſs Spiel einer frohen Einbildungskraft ſeyn, und uns das Vergnügen des Künſtlers, das er während ſeiner Darſtellung, empfand, rein wieder mittheilen. Wenn wir den *Oberon* leſen, oder einen Freyheitsgeſang von *Voſs*, oder *Oſſians* Klage an den Gräbern ſeiner Väter, ſo empfinden wir unmittelbar, was jene Herrlichen empfanden. —

Ueber der Schönheit werde der Künſtler und ſeine Arbeit vergeſſen, und wie die Schönheiten der Natur keine Spur mühſamer Zuſammenſetzung an ſich tragen, ſondern unmittelbar aus der Idee eines ſchöpferiſchen Geiſtes vollendet entſprungen zu ſeyn ſcheinen, ſo ſtelle ſich jegliche Schönheit der Kunſt als Lieblingswerk aus bildender Phantaſie unmittelbar ins Daſeyn gezaubert dar.

C. F. v. Schmidt,— Phiseldek.

Das Schöne braucht nicht nützlich zu ſeyn; es muſs ein für ſich beſtehendes Ganzes ſeyn, aber ein ſolches, welches in unſre Sinnen fällt, oder von unſerer Einbildungskraft gefaſst werden kann. —

Die Natur hat den Kunſtgenien den Sinn für ihre Schöpfungskraft in ihr ganzes Weſen, und das Maaſs des Schönen in Aug' und Seele gedruckt; hat von dem reellen und vollendeten Schönen, was unmittelbar ſich ſelbſt entwickeln kann, mittelbar den Widerſchein durch Weſen geſchaffen, bey denen ſich ihr Blick ſo lebhaft abdrückte, daſs er ſich ihr nun in ihrer eigenen Schöpfung wieder entgegen wirft. Dieſer Sinn für das höchſte Schöne im harmoniſchen Baue des Ganzen liegt in der Thatkraft, einem Vermögen, das weder äuſſere Sinne, noch Einbildungs- oder Denkkraft iſt, deſſen Horizont bey dem bildenden Genie ſo weit, wie die Natur ſelbſt iſt, und das alles, was es faſst, der Natur ähnlich zu machen ſtrebt. Sobald dieſe Thatkraft in dunkler Ahndung das edle groſse Ganze der Natur faſst, kann Denkkraft, Einbildungskraft, äuſſerer Sinn ſich am Einzelnen nicht mehr begnügen, ſie bildet nach ſich ſelber, und aus ſich ſelber ein zartes und doch getreues Bild des höchſten Schönen. Allein da dieſer Abdruck des höchſten Schönen nothwendig an etwas haften muſs, ſo wählt die bildende Kraft einen ſichtbaren, hörbaren, oder doch der Einbildungskraft faſsbaren Gegenſtand, und trägt auf ihn den Abglanz des höchſten Schönen in verjüngendem Maaſsſtabe über.

Die Denkkraft kann alſo beym Schönen nicht mehr fragen, warum es ſchön ſey? Es mangelt ihr am Vergleichungspuncte; dieſer kann kein andrer ſeyn, als der Inbegriff aller harmoniſchen Verhältniſſe des groſsen Ganzen der Natur; das Schöne kann alſo auch nicht erkannt — nur hervorgebracht und empfunden werden.

K. Ph. Moritz.

Die Liebe zum Schönen kann niemals allzulebhaft, allzuinnig ſeyn, wenn ſie in den Gränzen der Wahrheit bleibt; und es iſt zu wünſchen, daſs ſie das Empfindungsvermögen einer jeden Seele ganz ausfülle. —

Wer die wohlgefallende Würkung des Schönen nicht zu befördern, zu verbreiten ſucht, der verdient den Nahmen eines Weiſen nicht. Wahr iſt es, daſs die Vernunft den Genuſs der Freude nach äſthetiſchen Regeln der Lebensweisheit ordnen muſs; aber wahr iſt es auch, daſs die edelſten Freuden in demjenigen Eindrucke beſtehen, den die Schönheit auf die menſchliche Seele macht.

C. v. Dalberg.

Wenn ſchon das Bedürfniſs den Menſchen in die Geſellſchaft nöthigt, und die Vernunft geſellige Grundſätze in ihm pflanzt, ſo kann die *Schönheit* allein ihm einen *geſelligen Character* ertheilen. Der Geſchmack allein bringt Harmonie in die Geſellſchaft, weil er Harmonie in dem Individium ſtiftet. Alle andre Formen der Vorſtellung trennen

den Menſchen, weil ſie ſich ausſchlieſsend entweder auf den ſinnlichen oder auf den geiſtigen Theil ſeines Weſens gründen; nur die *ſchöne* Vorſtellung macht ein Ganzes aus ihm, weil ſeine beyde Naturen dazu zuſammenſtimmen müſſen. — Die Freuden der Sinne genieſsen wir blos als Individuen, ohne daſs die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nähme; wir können alſo unſre ſinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unſer Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniſs genieſsen wir blos als Gattung und indem wir jede Spur des Individuums ſorgfältig aus unſerm Urtheil entfernen; wir können alſo unſre Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile anderer nicht ſo wie aus dem unſrigen ausſchlieſsen können. Das *Schöne allein* genieſſen wir als Individuum und als Gattung zugleich; d. h. als *Repräſentanten* der Gattung. Das ſinnliche Gute kann nur Einen Glücklichen machen, da es ſich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausſchlieſsung mit ſich führt; es kann dieſen Einen auch nur einſeitig glücklich machen, weil die Perſönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das abſolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszuſetzen ſind; denn die Wahrheit iſt nur der Preiſs der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. *Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes We-*

ſen vergiſst ſeiner Schranken, ſo lang es ihren Zauber erfahrt.

Schiller.

Schönheit iſt die vollkommenſte Harmonie der Bewegung, und die Seele erkennt darin ihren reinſten Zuſtand. — *Schonheit giebt der Seele das lauteſte Gefühl ihres Daſeyns.* Schönheit iſt die freyeſte Wohnung der Seele. Schönheit erinnert die Seele an ihre Gottheit, an ihre Schöpfungskraft, und daſs ſie über alle die Körperwelt, die ſie umgiebt, ewig erhaben iſt.

Heinse.

Das Schönheitsgefühl und das moraliſche Gefühl beruhen auf derſelben Fähigkeit leicht wahrzunehmen, daſs etwas iſt und ſeyn ſoll, und wie es ſeyn ſoll, ohne vorhergegebene Vorſchriften. Dies iſt Eine Linie, worin ſie ſich berühren: und dann in den Gegenſtänden ſelber iſt die Aehnlichkeit zwiſchen dem Guten und Schönen, Einheit, Ebenmaaſs, Harmonie, Zweckmäſsigkeit ohne Zweck. Der Unterſchied iſt: das Gute wird verſtanden, geſchätzt und gebilligt; das Schöne empfunden und geliebt, mit Luſt empfunden.

Conz.

Das *Schöne im weiteſten Sinne* (in welchem es das Erhabene, das Schöne im engern Sinne, und das Reizende umfaſst) iſt die *angenehme Erſcheinung des Guten.* —

Fr. Schlegel.

Das Schöne ist das Symbol des Sittlichguten, und auch nur in dieser Rücksicht (einer Beziehung — die jedermann natürlich ist und die auch jedermann andern als Pflicht zumuthet) gefällt es, mit einem Anspruche auf jedes andern Bestimmung, wobey sich das Gemüth zugleich einer gewissen Veredlung und Erhebung über die bloſse Empfänglichkeit einer Lust durch Sinneneindrücke bewuſst ist, und anderer Werth auch nach einer ähnlichen Maxime ihrer Urtheilskraft schätzt. Das ist das *Intelligibele*, worauf der Geschmack hinaussieht, wozu nämlich selbst unsere obern Erkenntniſsvermögen zusammenstimmen, ohne welches zwischen ihrer Natur, verglichen mit den Ansprüchen, die der Geschmack macht, lauter Widersprüche erwachsen würden.

Kant.

Die Gefühle fürs Schöne und Gute sind nahe verwandt, und ein fürs Schöne reingestimmtes Herz wird der Sittlichkeit um so leichter offenstehen, weil Schönheit mit reinem Wohlgefallen ohne Rücksicht auf das Interesse des Eigennutzes empfunden wird, und Sittlichkeit eine reine Freude am Guten und dessen uneigennützige Darstellung in der äusseren Handlung verlangt.

C. F. v. Schmidt — Phiseldeck.

Die Schönheit ist des Guten Hülle;
Der Schönheit wollen wir uns freun,
Und bey der schönen Gaben Fülle
Nicht Menschen nur, auch menschlich seyn.

I. H. Vos.

Wo ſich der Menſch der Betrachtung des Schönen weiht, da muſs er ſich von aller Partheilichkeit losſagen, und geſchlechtslos *allein der Menſchheit angehören.* Nur in ſolchen glücklichen Momenten gelingt es ihm, ſein Weſen zu dem höchſten Gleichgewichte zu ſtimmen, und *die Kräfte, womit er der Natur und womit er der Gottheit verwandt iſt, in Eins zu verſchmelzen.*

W. v. Humboldt.

Das Herz, das ſie (die Schönheit) an ſanſten Banden lenket,
Verſchmäht der Pflichten *knechtiſches* Geleit;
Ihr Lichtpfad, ſchöner nur geſchlungen, ſenket
Sich in die Sonnenbahn der Sinnlichkeit.
Die ihrem keuſchen Dienſte leben,
Verſucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geſchick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen ſie das reine Geiſterleben,
Der Freyheit ſüſses Recht, zurück.

Schiller.

Wer das Schöne fühlt, wirkt und handelt ſchön.

C. v. Dalberg.

— — — — Doppelt theuer
Wird äuſsres Schön, als *innrer Schönheits Schleyer.*

Shakspeare.

Wirke *Gutes*, Du *nährſt* der Menſchheit göttliche Pflanze
Bilde *Schönes*, Du ſtreuſt *Keime* der göttlichen aus.

Aus dem Schilleriſchen M. Alm. v. 1797.

Der Geſchmack iſt die Knoſpe der Tugend. In dem Begriffe vom *Schönen* liegt der Begriff

vom *Guten*, von Vollkommenheit, von Zweckmäſsigkeit eingewickelt, und gleichſam im Dunkeln. Derjenige welchem das Schöne gefällt, und welcher die Stufen deſſelben unterſcheidet, iſt vorbereitet dazu, in allen Sachen, auch in den Handlungen, das Zweckmäſsige, Uebereinſtimmende, Vernünftige zu bemerken und zu lieben. Von welcher Stimmung des Gemüths nur noch ein Schritt zur wirklichen Ausübung des Guten iſt.

GARVE.

Nur im Dienſt einer *ſchönen Seele* kann die Natur zugleich Freyheit beſitzen und ihre Form bewahren, da ſie erſtere unter der Herrſchaft eines ſtrengen Gemüths, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüſst. Eine ſchöne Seele gieſst auch über eine Bildung, der es an architektoniſcher Schönheit mangelt, eine unwiderſtehliche Grazie aus, und oft ſieht man ſie ſelbſt über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, ſanft und dennoch belebt ſeyn. Heiter und frey wird das Auge ſtrahlen, und Empfindung wird in demſelben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Vorſtellung erkünſteln kann. Keine Spannung wird in den Minen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken ſeyn, denn die Seele weiſs von keinem. Muſik wird die Stimme ſeyn, und mit dem reinen

Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen.

Schiller.

Das *Ideal* des *Schönen* darf man lediglich nur an der *menſchlichen Geſtalt* erwarten. An dieſer nun beſteht das Ideal in dem Ausdrucke des *Sittlichen*, ohne welches der Gegenſtand nicht allgemein und dazu poſitiv (nicht blos negativ in einer ſchulgerechten Darſtellung) gefallen würde. Der ſichtbare Ausdruck ſittlicher Ideen, die den Menſchen innerlich beherrſchen, kann zwar nur aus der Erfahrung genommen werden; aber ihre Verbindung mit allem dem, was unſere Vernunft mit dem Sittlich-Guten in der Idee der höchſten Zweckmäſsigkeit verknüpft, die Seelengüte, oder Reinigkeit, oder Stärke, oder Ruhe u. ſ. w. in körperlicher Aeuſſerung (als Wirkung des Innern) gleichſam ſichtbar zu machen, dazu gehören reine Ideen der Vernunft und groſse Macht der Einbildungskraft in demjenigen vereinigt, der ſie nur beurtheilen, vielmehr noch der ſie darſtellen will. Die Richtigkeit eines ſolchen Ideals der Schönheit beweiſet ſich daran: daſs es keinem Sinnenreize ſich in das Wohlgefallen an ſeinem Objecte zu miſchen erlaubt, und dennoch ein groſses Intereſſe daran nehmen läſst, welches dann beweiſet, daſs die Beurtheilung nach einem ſolchen Maaſsſtabe niemals rein äſthetiſch ſeyn könne, und die Beurtheilung nach ei-

nem Ideale der Schönheit kein bloſses Urtheil des Geſchmacks ſey.

KANT.

Gewöhne dich früh zur Betrachtung ſchöner Menſchengeſtalten; – und wenn dich dein Genius richtig führt, ſo wirſt du bey einem einzigen ſchönen Körper den Anfang machen, der bey dir ſchon allerhand ſchöne *Gedanken* entwickeln wird. Bald wirſt du aber bemerken, daſs Schönheit des einen Körpers mit der Schönheit des andern verſchwiſtert ſey (denn wenn man einmal nach Schönheit der Idee nach, ſtreben *will*, ſo wäre es widerſinnig, die Schönheit aller einzelnen Körper nicht für weſentlich einerley zu halten); dann wirſt du anfangen, alle ſchöne Körper zu lieben, und die ausſchlieſſende Neigung für einen einzelnen Körper für zu klein und unbedeutend zu halten. Biſt du einmal dahin gelangt, ſo wirſt du dich leicht noch weiter erheben, und die *Schönheit der Seele höher ſchätzen lernen als die Schönheit des Körpers.* Findeſt du dann jemand mit Vorzügen der Seele begabt, obgleich nicht gepaart mit groſsen Reitzen des Körpers, ſo muſst du gleichwohl eine Freude an ihm haben, ihn lieben, dich für ihn intereſſiren. Zur Unterhaltung mit einem ſolchen Geliebten hingeriſſen, wirſt du genöthiget, über Gegenſtände nachzudenken, die zur Bildung junger Seelen vorzüglich geſchickt ſind. Dadurch wirſt du nun veranlaſst, auf das, was in den Handlungen und in den Geſetzen ſchön iſt, aufmerkſam zu ſeyn.

Du wirst also bemerken, dafs Schönheit in jeder Art von Gegenständen dasselbige sey. — Du wirst das grosse Meer des Schönen durchschiffen, und im Beschauen so vieler und mannigfaltiger schöner Gegenstände neue Ideen erzeugen und zu Einer fruchtbaren Philosophie sammeln. So gestärkt und erweitert wird dann deinem Geiste eine wahre Wissenschaft erscheinen, welche das Schöne selbst zum Gegenstand hat. — Wer nun in den Mysterien der Liebe so weit gekommen ist, dafs er eine so richtige Philosophie des Schönen erlangt hat, der ist der letzten Einweihung nahe. Er steht nun an dem Ziele, wohin alle vorhergegangene Bemühungen allein abzweckten; ihm offenbaret sich nun mit einemmale der Anblick der ewigen Urschönheit, jenes ausserordentlichen Wesens. Ewig ist diese Schönheit, keinem Entstehen und keinem Vergehen, keinem Zuwachse und keiner Abnahme unterworfen. Eben darum ist sie auch nicht blos einem ihrer Theile nach, nicht blos zu einer gewissen Zeit, nicht blos von einem gewissen Ort schön, einem andern Theil nach, in einem andern Verhältnifs, zu einer andern Zeit, an einem andern Orte hingegen häfslich; folglich auch nicht blos für den einen Menschen schön, für den andern häfslich. —

Hier, wo der Mensch zum Anblick der ursprünglichen Schönheit selbst gelangt ist, wird sein Leben erst ein wahres Leben. Diese Schönheit — gelingt dirs einst, sie zu schauen — wird dir in einem weit herrliche-

ren Lichte erſcheinen als Gold und Kleider, und Knaben und Iünglinge. —

Platon.

So iſt alſo dem göttlichen Platon zufolge alles Schöne in der Natur — Göttliches in der Natur, Spur der Gottheit im Geſchöpf, Abglanz ſeines Antlitzes und ſeiner Herrlichkeit. Und eben dies innige Gefühl für dieſes Schöne iſt — *Wappen unſers Adels, und unſre ächte Ahnenprobe.*

Kosegarten.

Moraliſche Schönheit iſt das durch richtige Erkenntniſs und äſthetiſche Verſinnlichung der moraliſchen Würde, in uns hervorgebrachte Gefühl des Groſsen, Edlen und Erhabenen. *Moraliſche Schönheit erſcheinet nur dem von der kultivirteſten Vernunft und Einbildungskraft veredelten Menſchen, zu ſeiner höhern Veredelung und Vermehrung ſeines guten Willens.* Die moraliſche Schönheit iſt nicht in den äuſsern Dingen, ſondern ſie gehet nur *aus dem gebildeten Geiſte, der mit der Natur vertraut die zweckmäſsigſten Formen für ſeine Dinge ſchaft, hervor;* er allein verſtehet die in andern ſich offenbarende Schönheit; da hingegen der ungebildete, unedle Menſch, aus deſſen Geiſte ſie nie ausgegangen iſt, ſie nirgends erblicket. Sie gewähret denen, welchen ſie erſcheinet, die lauterſte und dauerndſte Luſt, und erweitert in ihnen die unwandelbarſte Liebe zum Guten, unermüdete Thätigkeit, Verläugnung und Unerſchrockenheit.

Wer bis zur Höhe des Begreifens der von ſich erfundenen Ideen geſtiegen iſt, hat freylich den Gipfel theoretiſcher Kultur erreichet, er darf aber noch nicht auf das Anſchauen moraliſcher Schönheit Anſpruch machen, wohin nur der Schöpfer der Ideale gelanget. *Aeſthetiſche Schönheit iſt die Form der moraliſchen Schönheit*; beyde ſind unzertrennlich, nur im Begriffe werden ſie einzeln gedacht, nicht aber einzeln angeſchauet. Der Geſchmackvollſte iſt der, welcher die moraliſche Schönheit in der äſthetiſchen am deutlichſten erkennet, und am ſtärkſten liebet, der alſo das Schicklichſte und Zweckmäſsigſte wählet.

K. L. Poerschke.

Schönheit bezieht ſich nur auf ſich ſelbſt; wird, ohne andre Abſicht, allein um ihrer ſelbſt willen geliebt; durch *Geſchmack* allein erkannt. Wer nicht eben ſo das *Gute* erkennt, das Gute *liebt*: der iſt nicht gut, und kann nicht *weiſe* ſeyn. Schönheit thut uns wohl, weil ſie dem Verſtande, der Einbildungskraft und den Sinnen gleichſam die Arbeit vormacht, dem Menſchen mit dem *Geiſte* des Gegenſtandes, ſeinem *Begriffe entgegen kommt*. Darum nennen wir auch eine *Seele* ſchön — und *ſchöner*, wenn ſie leicht und leichter durch ihre Hülle dringt: *überall Seele offenbar macht*. — Darinn iſt der hohe Sinn der Alten vorzüglich zu preiſen, daſs bey ihnen Gutes und Schönes *unzertrennlich* in *Ei-*

nem Gefühl, Begriff und Wort verknüpft gewesen.

F. H. Iacobi.

Wessen Urtheil erkauft worden ist, der ist kein *freyer Richter* des *Rechts* und des *Schönen;* ihm kann nichts mehr schön und gerecht scheinen, als was ihm *nützlich* ist.

Dionys. Longin.

Schönheit ist ewig nur Eine, doch mannichfach wechselt das Schöne,
Daſs es wechselt, das macht eben das Eine nur Schön.

Aus dem Schillerisch. Musenalm. v. 1797.

— Der *Geist* gedeiht durch *Weisheit*
Und das *Herz* gedeiht durch *Schönheit;*
Dieser Einklang rauscht in Stärke,
Dieser Adel führt zum Ziele
Dauernder Glückseligkeit.

Bürger.

Die göttlichen Ideale des rein Guten und des rein Schönen sind es, an die unser Blick und unsre Empfindung sich jemehr und mehr gewöhnen sollen; denn nur dann erhebt sich unsre Seele, und entflammt sich das Herz — und, ohne damit zufrieden zu seyn, sie blos zu betrachten, werden wir endlich auch suchen, uns ihnen zu nähern. — —

Ich habe allezeit geglaubt, *daſs das Gute nichts anders sey, als das Schöne im Handeln, daſs Eines genau auf das Andere stimme, und daſs beyde*

in einer wohlgearteten Seele eine gemeinſchaftliche Quelle haben. Hieraus folgt, daſs der *Geſchmack* ſich durch die nämlichen Mittel verbeſſere, als die *Weisheit*, und daſs die von den Schönheiten der Tugend gerührte Seele — nach gleichem Maaſse für alle andre Arten von Schönheiten empfänglich ſey.

Rousseau.

Die *Form des Wahren und Guten* iſt *Schönheit*. Je reiner ſie erſcheint, je lebendiger in ihr Erkenntniſs und Güte ausgedrückt ſind, deſto mehr behauptet ſie ihren Namen, und übt ihre Kraft auf menſchliche Gemüther und Organe. Wie das heilige Wort *Güte* und *Schönheit* (καλον κἀγαθον) vom Pöbel gemiſsbraucht werde, darf und muſs uns nicht irren: denn wer legte uns die verwirrte Sprache des Pöbels zum Geſetz auf? Es giebt aber keine häſsliche Wahrheit, ſo wenig es ein häſslich Gutes geben kann: dem Erkennenden ſowohl als dem Ausübenden ſind beyde von der *höchſten Schönheit*.

Herder.

Es giebt eine in unſerem Herzen hängende Geiſterwelt, die mitten aus dem Gewölke der Körperwelt wie eine warme Sonne bricht. Ich meyne das innere Univerſum der *Tugend*, der *Schönheit* und der *Wahrheit*, drei innere Himmel und Welten, die weder Theile noch Ausflüſſe und Abſenker noch Kopien der äuſſern ſind. Wir erſtaunen darum weniger über das unbegreifliche

Daſeyn dieſer drei transſzendenten *Himmelsgloben*, weil ſie immer vor uns ſchweben, und weil wir thöricht wähnen, wir *erſchaffen* ſie, da wir ſie doch blos *erkennen*.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Das *Schöne* iſt ein Abdruck der höchſten Zweckmäſsigkeit, oder des Guten, welches der Zweck des Wahren iſt. Schönheit und das Gute ſind in der genaueſten Vereinigung, dieſes iſt die Materie, jene die Form. Die *Wahrheit* könnte man die Totalſumme des Seyns, *das Gute* die Totalſumme des Sollens, die *Schönheit* die Totalſumme des Ausdrückens nennen.

Schönheit iſt eben ſo wenig in den Erſcheinungen, ohne daſs unſer Geiſt ſie hinein leget, anzutreffen, als das Gute und die Wahrheit. In allen Dingen ohne Ausnahme iſt in unzertrennlicher Einheit, *Wahres, Gutes*, *Schönes*, (die Wahrheit, das Gute und die Schönheit ſind die reinen Kräfte, oder wenn es nicht zu poetiſch klingt, die erſten Offenbarungen unſers Geiſtes,) das Reich des Einen erſtrecket ſich ſo weit als das Reich des Andern; wo Wahres iſt, und dieſes iſt doch allenthalben, daſelbſt iſt auch Schönes, der Ausdruck des über alle Welten ſich ausbreitenden Guten.

K. L. PÖRSCHKE.

Das Schöne zum Guten.

PLATON.

ERHABEN.

Durchs *Gebiet des Schönen* geht der *Weg zum Erhabenen*, das die Einbildungskraft nicht erreicht; denn das Erhabene fordert eine Unermeſslichkeit, welche die Natur nicht auf einmal darſtellen, ſondern die Vernunft nur denken kann. Daher ſind Weltmeer und wolkenhohe Gebirge und der unbegränzte Sternenhimmel *erhabene* Gegenſtände, denn ſie geben uns Gelegenheit, das Unermeſsliche zu denken, und der Gedanke des Dichters iſt erhaben, wenn er uns mehr darſtellt, als die Seele zu faſſen vermag, wenn er uns ein Bild giebt, das auszudenken eine Unſterblichkeit erfordern würde.

C. F. v. Schmidt — Phiseldeck.

Das Wohlgefallen am Erhaben kömmt mit dem Wohlgefallen am Schönen darin überein, daſs es ebenfalls weder in einer Empfindung, noch in einem Begriffe, ge-

gründet ist, durch das Bewusstseyn der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit begleitet wird, und eine blos gefühlte und subjective Zweckmäßsigkeit des Objectes betrifft. Beydes gefällt für sich selbst. —

Das Wohlgefallen am Erhabenen unterscheidet sich vom Wohlgefallen am Schönen dadurch, daſs dieses auf die *Gestalt*, jenes aber auf die *Gröſse* geht, und daher auch bey einem gestaltlosen Gegenstande statt finden kann, wenn nur die mit demselben beschäftigte Einbildungskraft eine *Grenzenlosigkeit* ankündigt. Das Schöne gewährt reine Lust; das Erhabene ein aus Unlust und *Lust* gemischtes Gefühl. Das Wohlgefallen am Schönen schlieſst als solches Reitz und Rührung aus; das Wohlgefallen am Erhabenen — nur die Reitze, und ist mit Rührung, ob zwar nicht als mit seinem Grunde, aber doch als einer Folge, verbunden. Das Object des Einen ist eine Gestalt, die in der *Auffassung* der Einbildungskraft, und durch diese dem Verstande angemessen ist; das Object des Andern ist eine Gröſse, welche die Schranken der Einbildungskraft in der *Zusammenfassung* zu einem anschaulichen Ganzen überschreitet, und folglich der Einbildungskraft unangemessen, aber eben dadurch der *Vernunft* angemessen ist. Die *Gröſse* am erhabenen Gegenstande besteht entweder in einer *Ausdehnung*, oder in einer *Kraftäuſserung*; und die Erhabenheit ist insofern entweder *mathematisch* oder *dynamisch*.

Das mathematisch-Erhabene findet sich bey Gegenständen, bey denen uns ein räum-

liches Bild den Maaſsſtab der Gröſse vorhält. Bey dem dynamiſch-Erhabenen liegt der Maaſsſtab in dem Gefühle der Kraft und der Thätigkeit.

Die Schätzung einer Gröſse durch die Begriffe von Zahlen iſt die mathematiſche. Diejenige aber, die nicht durch Begriffe, ſondern durch bloſse *Anſchauung* vermittelſt des ſogenannten Augenmaaſses geſchieht, iſt die *äſthetiſche.* Zu der äſthetiſch-mathematiſchen Schätzung einer Gröſse wird erfodert, daſs das anſchauliche Mannigfaltige im Gegenſtande nicht blos *aufgefaſst* werde (welches ins Unendliche oder unbeſtimmbar-Weite fortgehen kann); ſondern auch, daſs es zu einem anſchaulichen Ganzen *zuſammengefaſst* werde, wovon alle Theile zugleich in *Einem* Bilde durch die Einbildungskraft dargeſtellt werden. Allein hier giebt es für die an die Sinnlichkeit gebundene Einbildungskraft ein *Maximum* der Darſtellung für die Gröſse eines ſolchen Bildes, über welches die Einbildungskraft nicht hinausgehen kann, ohne die *Begränzung* der anſchaulichen Gröſse und mit derſelben die Darſtellung in Einem Bilde aufgeben zu müſſen. Die gegebene Gröſse eines anſchaulichen Gegenſtandes, die wirklich über jenes Maximum hinausgehet, und folglich durch die darſtellende Einbildungskraft nicht erreicht werden kann, iſt *äſthetiſch-unermeſslich*, und die Wahrnehmung derſelben iſt durch das ſie begleitende Gefühl der Unangemeſſenheit unſerer Einbildungskraft zur Gröſse des Objectes, und folglich unſeres

beſchränkten Vermögens mit *Unluſt* verbunden. Allein die *Vernunft*, (die nicht wie der *Verſtand* an die Bedingung der Sinnlichkeit — durch die Einbildungskraft - gebunden iſt) vermag nicht nur, ſondern *muſs* ihrer Natur nach (als das Vermögen, das *Unbedingte* zu denken) nicht nur jede gegebene Gröſſe, ſondern ſelbſt das *Unbegränzte* als ein Ganzes vorſtellen. Eben daſſelbe Ganze, welches darzuſtellen die Einbildungskraft vergebens ringt, das aber durch Vernunft wirklich als ein ſolches gedacht wird, erhält daher ſelbſt in ſeiner äſthetiſchen Unermeſslichkeit einen äſthetiſchen Maaſsſtab für die Gröſse, welche die Vernunft nach ihrer Weiſe vorzuſtellen vermag; und ſo wird aus der Unangemeſſenheit der Gröſse des Objectes zu dem beſchränkten Vermögen der (an die Sinnlichkeit gebundenen) Einbildungskraft eine *Darſtellung des unbeſchränkten Vermögens der* (durch Sinnlichkeit ungebundenen) *Vernunft*. Die Unluſt, die aus dem Bewuſstſeyn des Unvermögens der ſich vergeblich anſtrengenden Einbildungskraft erfolgt, wird durch die Luſt begleitet, die aus dem Bewuſstſeyn des poſitiven Vermögens der Vernunft und dem Gefühle ſeiner alle Schranken der Einbildungskraft überſchreitenden Gröſse quillt.

Alſo iſt das Gefühl des Erhabenen ein Gefühl der A c h t u n g *für unſere eigne Beſtimmung, und die innere Wahrnehmung der Unangemeſſenheit alles ſinnlichen Maaſsſtabes zur Gröſsenſchätzung der Vernunft iſt eine* U e b e r e i n ſ t i m m u n g *mit dem Geſetze derſelben und eine Unluſt, welche das Gefühl unſerer über-*

ſinnlichen Beſtimmung in uns rege macht, nach welcher es daher zweckmäſsig, mithin auch Luſt für uns iſt, jeden Maaſsſtab der Sinnlichkeit der Idee der Vernunft angemeſſen zu finden.

Durch dieſe Erörterung erhält nun die Erklärung: *das Erhabene iſt dasjenige, was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüthes beweiſt, das jeden Maaſsſtab der Sinne übertrift*, einen völlig beſtimmten Sinn. Es erhellet aber auch zugleich, warum das Erhabene, in wieferne man darunter das *ſchlechthin Groſſe* d. i. ein Groſses denkt, *mit welchem in Vergleichung alles andere klein iſt*, durchaus nicht in der *Natur auſser uns*, ſondern ſeiner eigentlichen Quelle nach nur *in uns ſelbſt* aufgeſucht werden müſſe; in unſerer Vernunft nämlich, und in dem zu unſerer Beſtimmung zweckmäſsigen Vermögen, das Unvermögen der Sinnlichkeit zur Darſtellung des Vermögens der Vernunft zu erheben. *Die Erhabenheit liegt eigentlich nur in der Gemüthsſtimmung, in welcher dieſe Darſtellung wirklich vorgeht, und wird von derſelben auf das Object, das eine ſolche Gemüthsſtimmung veranläſst, übertragen.*

Das ſinnlich-unermeſsliche in der *intenſiven* Gröſse weckt das Gefühl des dynamiſch-Erhabenen; und die *Natur im äſthetiſchen Urtheile als Macht betrachtet, iſt dynamiſch-erhaben.* Ein Eindruck nämlich, welcher uns in ſeinem Gegenſtande eine Macht ankündiget, der, wenn wir derſelben widerſtehen ſollten, all unſer *phyſiſches* Vermögen unterliegen müſste, weckt zugleich mit der Unluſt an unſerm Unvermögen, das mit Luſt verbundene Bewuſstſeyn der in unſrer Perſön-

lichkeit vorhandenen, aus der Freyheit des Willens und der Vernunft bestehenden, übersinnlichen Kräfte, die als solchen allen physischen Kräften überlegen sind, und deren Gröſse sich uns durch das Sinnlich-Unermeſsliche in der Erscheinung einer Naturkraft, und durch die Ueberlegenheit derselben über unsere eigenen physischen Kräfte *ästhetisch* darstellt.

Kühne überhangende, gleichsam drohende Felsen, am Himmel sich aufthürmende Donnerwolken mit Blitzen und Krachen einherziehend, Vulkane in ihrer ganzen zerstörenden Gewalt, Orkane mit ihrer zurückgelaſsnen Verwüstung, der gränzenlose Ocean in Empörung gesetzt, ein hoher Wasserfall eines mächtigen Flusses u. dgl. m. machen unser Vermögen zu widerstehen, in Vergleichung mit ihrer Macht, *zur* unbedeutenden Kleinigkeit. Aber ihr Anblick wird nur um desto anziehender, je furchtbarer er ist, wenn wir uns in Sicherheit befinden; und wir nennen diese Gegenstände gern erhaben, weil sie die Seelenstärke über ihr gewöhnliches Mittelmaaſs erheben, und ein Vermögen zu widerstehen *von ganz anderer Art* in uns entdecken lassen, welches uns Muth macht, uns mit der scheinbaren Allgewalt der Natur messen zu können. — Die Natur ruft diejenige Kraft in uns, die nicht Natur ist, auf, um das, wofür wir besorgt sind, Güter, Gesundheit und Leben, als klein, und daher die Macht der Natur, der wir in Ansehung dieser Stücke allerdings *unterworfen* sind, für uns, und un-

ſere Perſönlichkeit dem ungeachtet doch für keine ſolche Gewalt anzuſehen, unter die wir uns zu beugen hätten; wenn es auf unſere höchſten Grundſätze, und deren Behauptung oder Verlaſſung ankäme. *Alſo heiſst hier die Natur erhaben, blos weil ſie die Einbildungskraft zur Darſtellung derjenigen Fülle erhebt, in welchen das Gemüth die eigene Erhabenheit ſeiner Beſtimmung ſelbſt über die Natur ſich fühlbar machen kann* *).

Kant.

So wie der Begriff des Schönen, ſo hängt auch der Begriff des Erhabenen mit unſrer äſthetiſchen Empfindung aufs genaueſte zuſammen, und wie die Betrachtung des Schönen gebildeten Seelen den reinſten Genuſs gewährt, ſo verliehrt ſich der denkende Geiſt gern in der Vorſtellung des Erhabenen, welches allein ſeine raſtloſe Einbildungskraft auszufüllen vermag. Das Schöne hält uns mehr auf der Erde, denn es iſt an ſichtbare körperliche *Form* gebunden; das Erhabene leidet keine Schranken; es führt uns in das Unermeſsliche hinaus, und erhebt den Geiſt über ſeine begränzte irrdiſche Beſtimmung.

Daſs etwas ſchön ſeyn könne ohne erhaben zu ſeyn, und umgekehrt, iſt leicht einzuſehen. Die Roſe iſt ſchön, und ein Kind

*) Hier folgten wir gleichfalls der trefflich concentrirten Darſtellung des Recenſenten, wie oben im Artikel: *Schön.*

Die Herausgeber.

wie der goldlockige Amor oder jenes Ideal, das *Guido Reni* ſeiner Madonna auf den Arm giebt, iſt ein ſchönes Kind, aber von Erhabenen iſt in beyden nicht eine Spur. Der unbegränzte Sternenhimmel, oder die unermeſsliche Fläche des Oceans ſind erhabene Gegenſtände, der Feuerauswurf aus dem glühenden Schlunde eines Vulkans, und der Kampf der Elemente bey einem Erdbeben wie das, welches Liſſabon in die Aſche legte, iſt ein erhabenes Schauſpiel; aber in allen dieſen Fällen würden wir nicht an Schönheit gedenken. Freilich redet man wohl vom *ſchönen* Sternenhimmel: aber dann betrachtet man ihn als ein beſchränktes Ganzes, das in mancherley Formen der Sternbilder erſcheint, nicht aber in ſeiner unermeſslichen Ausdehnung.

Erhaben nennen wir im Allgemeinen alles, was ſchlechthin groſs, oder über alle Vergleichung groſs iſt. Daſs wir mit den Worten *groſs* und *klein* keinen beſtimmten Begriff verbinden, und daſs es im Grunde nichts geſagt heiſst, wenn wir behaupten, ein Gebäude ſey groſs, oder ein Thier ſey klein, dieſs folgt bey näherer Betrachtung von ſelbſt, ſo leicht wir auch im gemeinen Leben uns darüber täuſchen. Die Hütte eines Kamtſchadalen iſt groſs — gegen den Bau eines Bibers gehalten; — aber klein, wenn ſie mit unſern Wohnungen verglichen wird. Die Milbe ſcheint uns unter allen Lebendigen das kleinſte; aber ſie wird zum Elephanten, wenn wir ſie mit dem kleinſten der Thierchen vergleichen, die

das Mikroſkop ſelbſt im klarſten Waſſertropfen entdeckt. Von jenen reitzenden Inſeln, die wie Perlen im Südmeere verſtreuet liegen bis zu Grönlands ewig ſtarrem Eiſe, welch' ein Weg! und doch wie unbedeutend iſt dieſe Reiſe, wenn wir die Bahn dagegen in Gedanken faſſen, die der Lichtſtrahl von der Sonne bis zu uns in wenigen Minuten durchläuft. Und ſelbſt dieſe Bahn, die kaum der menſchliche Gedanke erfaſst, dient nur gleich der Elle oder der Meſsruthe zum Maaſsſtabe, um die überſchwänglichen Weiten des Abſtandes himmliſcher Körper zu meſſen! — — Groſs und klein iſt alſo nichts, an und für ſich betrachtet, und dieſe Begriffe ſind leer, wenn wir nicht den Maaſsſtab in Gedanken haben, mit welchem wir die Gegenſtände meſſen. Deſto beſtimmter iſt der Begriff des Erhabenen, denn es iſt das, mit dem in Vergleichung alles andere klein iſt, es iſt die Gröſse, die keinen Maaſsſtab hat, die alles übertrift, die keine Vorſtellung faſst, kein Gedanke ausdenkt: mit einem Worte, das *Unermeſsliche.* Das Erhabene oder unvergleichbar Groſse iſt von doppelter Art, weil es eine doppelte Gröſse giebt, die Gröſse der Ausdehnung und die Gröſse der Macht. Die Gröſse der Ausdehnung oder körperlichen Erſtreckung iſt erhaben, wenn ſie, wie die Gröſse des Weltalls, alle Vergleichung übertrifft, oder wie die unendliche Gröſse der Zeit, die wir *Ewigkeit* nennen, alle Vorſtellung überſteigt: darum ſind der Himmelsraum und die Unſterblichkeit er-

habene Gedanken. Aber auch die unermeſsliche alles überſteigende Kraft, die wir an dem mächtigen Stromfall eines Rheins oder Niagara, oder an einem Orkan, der Felſen ſpaltet und Wälder hinſtürzt, in ſinnlichem Bilde bewundern, auch dieſe iſt erhaben. Erhaben iſt die ſtillwirkende Kraft der Natur; denn ſo verborgen ſie wirkt, ſo ſicher iſt ihr Gang, kein Hinderniſs iſt im Stande, die Naturgeſetze zu hemmen, an ihnen bricht ſich alle menſchliche Kraft. Erhaben aber auch, wie die äuſsere Natur iſt die innere moraliſche Macht des vernünftigen Weſens, die feſte unwandelbare Entſchlieſsung, die kein äuſsres Hinderniſs überwindet, keine Reitzung und kein Drohen wanken macht. Denn wie in jenen groſsen Naturſchauſpielen, ſo äuſsert ſich auch hier eine unbezwingbare Kraft; und in dieſem Sinn muſs *Seneca* verſtanden werden, wenn er ſagt: der Tugendhafte im Kampfe mit dem Schickſal ſey der erhabenſte Anblick für Götter und Menſchen.

Der erhabenſte Gegenſtand, den die menſchliche Denkkraft vorzuſtellen vermag, iſt der, welcher die Erhabenheit der Dauer und Kraft, Ewigkeit und Allmacht in einem Begriffe vereinigt, Gott, das *unendliche* Weſen. Hier ſteht alle Betrachtung ſtill, dieſen Gedanken faſst der Geiſt nur von weitem.

C. F. v. SCHMIDT — PHISELDECK.

Beſteht des Menſchen Gröſse in der Zahl und dem Verhältniſs ſeiner edlern mo-

ralischen Kräfte, das ist, derjenigen seiner edlern Kräfte, die aus seiner Empfindung in Bewegung gesetzt werden: so ist, dünkt mich, der Begriff einer *erhabenen Empfindung* nicht schwer zu finden; denn es muss alsdenn eine Empfindung seyn, die *ungewöhnlich grosse, edle Kräfte des Menschen zu ungewöhnlicher Thätigkeit spannt.*

Aber wir bemerken bey dieser Empfindung noch etwas, das sie besonders charakterisirt, und sie von allen andern Empfindungen, die unsere Kräfte anstrengen, unterscheidet: nämlich das Wohlgefallen, das wir an dieser Empfindung haben. Die Angst kann ungewöhnliche Kräfte zur grössten Thätigkeit anstrengen; sie ist aber eben so wenig angenehm als erhaben. Wer von der Küste des Meeres dem Sturm zusieht, wessen Seele mit der Zufriedenheit des Weisen den Donner rollen hört, der wird durch diese grossen Scenen der Natur erhoben werden können: aber nicht der Schiffbrüchige, der arbeitet im Sturm, und sein Leben nicht zu fristen hofft; nicht der Schwache, der die Augen schliesst vorm Blitz, und die Ohren vorm Donner. Es muss also der Begriff der Empfindung des Erhabenen noch auch so weit eingeschränkt werden, dass sie eine wohlgefällige Empfindung seyn müsse, die ungewöhnlich grosse, edle Kräfte des Menschen zu ungewöhnlicher Thätigkeit reitzet.

Ich weiss, dass eigentlich die Erhebung der Seele wirklich vor dieser Auffspannung vorausgeht; die Empfindung selbst erhöhet

ſie ſchon, ehe noch die Kräfte geſpannt werden können; der Menſch fühlt ſich gleich ein gröſseres, höheres Weſen als vorher; *der Gott in ſeiner Seele wird gleich rege*, und zeigt ſich gleich in ſeiner ganzen Fülle. Wir können aber in aller unſerer Philoſophie über das Weſen der Dinge mehr nicht als die Kennzeichen angeben, wodurch ſich daſſelbe äuſsert; können uns keinen Begriff davon machen, als durch die Wirkung, worin ſich dies Weſen offenbaret.

I. G. Schlosser.

Zu leben in der Erinnerung der ſpäteſten Nachwelt; auch im Grab von künftigen Welten verehrt zu werden; zu zertreten wer uns widerſteht, zu halten, wer ſich an uns lehnen will: das iſt, was die edelſten Kräfte unſerer Seele am meiſten aufſpannen kann. Das Bild des Mannes, der das kann, ſtellt das groſse Ideal von Herrlichkeit unſerer Seele vor; nach ihm zu ringen, iſt jeder Seele, die der Erhebung fähig iſt, natürlich. Was iſt alſo Wunder, daſs, wenn dieſes Ideal uns lebhaft dargeſtellt wird, die Seele ſich in dem Augenblick aufrafft, ihre beſten Kräfte ſammelt, und, wär' es auch nur mit glühenden Wünſchen, im ganzen Gefühl ihrer Energie ſich zu ihm aufzuſchwingen trachtet? —

Der Dichter, oder überhaupt der Künſtler, der die Empfindung des Erhabenen erregen will, darf alſo nur ſuchen, einen Gegenſtand zu finden, der, wenn er wirklich da wäre, jede Kraft der gutgeſchaffenen

Menſchen aufforderte, und zu ihrer gröſsten Thätigkeit anſtrengte. Ein unkräftiges Bild, ein nervloſer weinender Held, der von jedem Zufall darniedergeſchlagen, von den Umſtänden hin und her geworfen wird, der kann das Ideal nicht darſtellen, das ſo groſse Dinge thun ſoll.

I. G. Schlosser.

Das Erhabene ſchlägt ein wie ein Wetterſtrahl, und berührt am erſten die groſsen Seelen. Erhabenheit iſt ein höheres Weſen, das in uns eindringt mit Empfindungen, Gedanken, Geſtalt, Gebehrde, Handlung. — Pracht läſst ſich wohl damit vereinigen; aber Pracht iſt nicht Erhabenheit. Ueberall füllt es die Seele mit Entzücken und Erſtaunen, daſs ſie die Zeit vergiſst, und verſetzt den Menſchen unter die Götter.

Heinse.

Erhaben nennen wir ein Object, bey deſſen Vorſtellung unſre ſinnliche Natur ihre Schranken, unſre vernünftige Natur aber ihre Ueberlegenheit, ihre Freyheit von Schranken fühlt; gegen das wir alſo *phyſiſch* den Kürzern ziehen, über welches wir uns aber *moraliſch* d. i. durch Ideen erheben.

Nur als Sinnenweſen ſind wir abhängig, als Vernunftweſen ſind wir frey.

Der erhabene Gegenſtand giebt uns *erſtlich:* als Naturweſen unſre Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns *zweytens:* mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als

Vernunftwesen über die Natur, sowohl *in* uns als *ausser* uns behaupten.

Wir sind abhängig, insofern etwas *ausser* uns den Grund enthält, warum etwas *in* uns möglich wird.

So lange die Natur ausser uns den Bedingungen conform ist, unter welchen in uns etwas möglich wird, so lange können wir unsre Abhängigkeit nicht fühlen. Sollen wir uns derselben bewusst werden, so muss die Natur mit dem was uns *Bedürfniss*, und doch nur durch ihre Mitwirkung *möglich* ist, als streitend vorgestellt werden, oder, was eben so viel sagt, sie muss sich mit unsern Trieben in Widerspruch befinden.

Nun lassen sich alle Triebe, die in uns, als Sinnenwesen, wirksam sind, auf zwey Grundtriebe zurückführen. Erstlich besitzen wir einen Trieb unsern Zustand zu verändern, unsre Existenz zu äussern, wirksam zu seyn, welches alles darauf hinausläuft, uns Vorstellungen zu erwerben, also Vorstellungstrieb, Erkenntnisstrieb heissen kann. Zweytens besitzen wir einen Trieb, unsern Zustand zu erhalten, unsere Existenz fortzusetzen; welches Trieb der Selbsterhaltung genannt wird.

Der Vorstellungstrieb geht auf Erkenntniss, der Selbsterhaltungstrieb auf Gefühle, also auf innre Wahrnehmungen der Existenz.

Wir stehen also durch diese zweyerley Triebe in zweyfacher *Abhängigkeit* von der Natur. Die erste wird uns fühlbar, wenn es die Natur an den Bedingungen fehlen

läſst, unter welchen wir zu Erkenntniſſen gelangen; die zweyte wird uns fühlbar, wenn ſie den Bedingungen widerſpricht, unter welchen es uns möglich iſt, unſre Exiſtenz fortzuſetzen. Eben ſo behaupten wir durch unſere Vernunft eine zweyfache *Unabhängigkeit* von der Natur: *erſtlich*: indem wir (im theoretiſchen) über Naturbedingungen hinausgehen, und uns mehr *denken* können, als wir erkennen; *zweitens*: indem wir (im praktiſchen) uns über Naturbedingungen hinwegſetzen, und durch unſern *Willen* unſrer *Begierde* widerſprechen können. Ein Gegenſtand, bey deſſen Wahrnehmung wir das erſte erfahren, iſt *theoretiſch groſs*, ein Erhabenes der Erkenntniſs. Ein Gegenſtand, der uns die Unabhängigkeit unſers Willen zu empfinden giebt, iſt *praktiſch groſs*, ein Erhabenes der Geſinnung.

Bey dem Theoretiſcherhabenen ſteht die Natur *als Object der Erkenntniſs*, im Widerſpruch mit dem Vorſtellungstriebe. Bey dem Praktiſcherhabenen ſteht ſie als *Object der Empfindung*, im Widerſpruch mit dem Erhaltungstrieb. Dort wurde ſie blos als ein Gegenſtand betrachtet, der unſre Erkenntniſs erweitern ſollte; hier wird ſie als eine Macht vorgeſtellt, die *unſern* eigenen Zuſtand beſtimmen kann. *Kant* nennt daher das Praktiſcherhabene das Erhabene der Macht oder das Dynamiſcherhabene, im Gegenſatz von dem Mathematiſcherhabenen. Weil aber aus den Begriffen *dynamiſch* und *mathematiſch* gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen durch dieſe Einthei-

lung erſchöpft ſey oder nicht, ſo habe ich die Eintheilung in das *Theoretiſch*- und *Praktiſch - Erhabene* vorgezogen.

SCHILLER.

Das eigentliche Schöne hat ſeine beſtimmte Grenzen, die es nicht überſchreiten darf. Wenn aber der Umfang des Gegenſtandes nicht auf einmal in die Sinne fallen kann; ſo hört er auf, ſinnlich ſchön zu ſeyn, und wird ungeheuer, oder *übermäſsig groſs in der Ausdehnung*. Die Empfindung, die alsdenn erregt wird, iſt zwar von vermiſchter Natur; ſie hat aber für wohlerzogene Gemüther, die an Ordnung und Symmetrie gewönt ſind, etwas Widriges, indem die Sinne endlich die Grenzen wahrnehmen, aber nicht ohne Beſchwerlichkeit umfaſſen und in *Eine* Idee verbinden können. — Wenn die Grenzen dieſer Ausdehnung immer weiter hinausgeſetzt werden; ſo können ſie endlich für die Sinne ganz verſchwinden, und alsdenn entſtehet das *Sinnlichunermeſsliche*. Die Sinne, die etwas zuſammengehörendes wahrnehmen, ſchweifen umher, die Grenzen deſſelben zu umfaſſen, und verlieren ſich ins Unermeſsliche. Daraus entſtehet anfangs ein *Schauern*, das uns überläuft, und ſodann etwas dem Schwindel ähnliches, das uns oft nöthiget, die Augen von dem Gegenſtande abzuwenden. Das groſse Weltmeer, eine weit ausgedehnte Ebene, das unzählbare Heer der Sterne, jede Höhe oder Tiefe, die unabſehlich iſt, die Ewigkeit — und andere ſolche Gegenſtände der Natur,

die den Sinnen unermeſslich ſcheinen, erregen dieſe Art von Empfindung.

So wie es ein Unermeſsliches der ausgedehnten Gröſse nach giebt; eben alſo giebt es ein *Unermeſsliches der Stärke*, oder der unausgedehnten Gröſse nach, das mit jenem ähnliche Wirkungen hat. Die Macht, das Genie, die Tugend, haben ihr unausgedehntes Unermeſsliche, das gleichfalls eine ſchauervolle Empfindung erregt, dabey aber den Vorzug hat, daſs es durch keine ermüdende Einförmigkeit ſich zuletzt in Sättigung und Eckel endiget, wie bey dem ausgedehnten Unermeſslichen zu geſchehen pflegt. Iene ſind ſo mannigfaltig als groſs, und es iſt die Empfindung, die ſie erregen, von Seiten des Gegenſtandes, unvermiſcht; daher die Seele ihnen mit ſo vieler Begierde nachhängt. Man nennet gemeiniglich das *intenſiv Groſse: das Starke*, und das *Starke in der Vollkommenheit* mit der beſondern Benennung des *Erhabenen*. Man könnte alſo überhaupt ſagen; ein jedes Ding, das dem Grade ſeiner Vollkommenheit nach, unermeſslich iſt oder ſcheinet, wird *erhaben* genannt. Man nennet Gott das erhabenſte Weſen. Man nennet eine Wahrheit erhaben, die irgend ein ſehr vollkommenes Weſen, als Gott, das Weltall, die menſchliche Seele angehet, die *von unermeſslichem Nutzen für das menſchliche Geſchlecht* iſt, oder zu deren Empfindung ein groſses Genie erfordert wurde.

M. Mendelssohn.

Wenn aber das Erhabene nur im Unermeſslichen und Unbegränzten beſteht, ſo giebt es ja weder in Natur noch Kunſt einen erhabenen Gegenſtand? denn wo wäre die Gröſse, oder die Macht, die im eigentlichen Verſtande unerreichbar iſt, anzutreffen? —

Eigentlich liegt aber auch die Erhabenheit nur in der Seele deſſen, der ſie empſindet, nicht in den Dingen ſelbſt. Von dem, was wir ſehen, ſteigt die Einbildungskraft auf, zu dem, was wir nicht ſehen, und bildet ſich ſo die Idee des Erhabenen, welche die Natur ihr nicht liefert, und die Kunſt ihr nicht nachbildet. In ſich ſelbſt fühlt der Menſch eine unbegränzte Erhabenheit des Willens, eine moraliſche Allmacht, die ihn über alles hinausſetzt, was ſeinen feſten Entſchluſs beugen könnte; in ſich ſelbſt fühlt der Menſch Kräfte für eine unendliche Dauer, und dieſen Maasſtab überträgt er auf die ihn umgebende Natur, um ſie erhaben zu finden. Erhaben alſo iſt die Natur in den Gegenſtänden, welche dem Menſchen Gelegenheit geben, an das Unermeſsliche zu denken. Wir denken aber ans Unendliche da, wo die Einbildungskraft nicht im Stande iſt, einen Gegenſtand mit einem Male aufzufaſſen. Darum ſind hohe Gebirge, darum iſt der Sternenhimmel und der Ocean erhaben, weil ſie für die Einbildungskraft zu groſs ſind, als daſs dieſe ſie faſſen kann, und wir ſie darum als unendlich vorſtellen. Ie mehrere und gröſsere Gegenſtände wir daher geſehen haben; deſto höher ſteigt unſere Forderung an das Er-

habene. Wer nie ein Gebirge ſah, den wird ſchon eine mäſsige Klippe in Erſtaunen ſetzen, dagegen wird der Reiſende auf den Alpen den Harz nicht mehr für erhaben gelten laſſen, ſo wenig als der, der den Atlantiſchen Ocean durchſchiffte, noch die Oſtſee erhaben findet. Es liegt alſo das Erhabene nicht in der äuſserlichen Beſchaffenheit ſelbſt, ſondern darin, daſs ein Gegenſtand uns veranlaſst an das Unendliche zu denken, und mit dieſer Vorſtellung unſre Seele erfüllt.

SCHMIDT — PHISELDECK.

Das Practiſch - (dynamiſch) erhabene unterſcheidet ſich darinn von dem Theoretiſch - (mathematiſch) erhabenen, daſs es den Bedingungen unſrer Exiſtenz, dieſes nur den Bedingungen der Erkenntniſs widerſtreitet. Theoretiſcherhaben iſt ein Gegenſtand, inſofern er die Vorſtellung der Unendlichkeit mit ſich führet, deren Darſtellung ſich die Einbildungskraft nicht gewachſen fühlt. Praktiſcherhaben iſt ein Gegenſtand, inſofern er die Vorſtellung einer Gefahr mit ſich führt, welche zu beſiegen ſich unſre phyſiſche Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Verſuch, uns von dem erſten eine Vorſtellung zu machen. Wir erliegen an dem Verſuch, uns der Gewalt des zweyten zu widerſetzen. Ein Beyſpiel des erſten iſt der Ocean in Ruhe, der Ocean im Sturm ein Beyſpiel des zweyten. Ein ungeheuer hoher Thurm oder Berg kann ein Erhabenes der Erkenntniſs abgeben.

Bückt er ſich zu uns herab, ſo wird er ſich in ein Erhabenes der Geſinnung verwandeln Beide haben aber wieder das mit einander gemein, daſs ſie gerade durch ihren Widerſpruch mit den Bedingungen unſers Daſeyns und Wirkens, diejenige Kraft in uns aufdecken, die an keine dieſer Bedingungen ſich gebunden fühlt; eine Kraft alſo, die einerſeits ſich mehr denken kann als der Sinn faſst, und die andrer Seits für ihre Unabhängigkeit nichts fürchtet, und in ihren Aeuſserungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr ſinnlicher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen ſollte.

Bey dem *furchtbaren* Gegenſtand iſt unſre Sinnlichkeit ganz anders intereſſirt, als bey dem *Unendlichen;* denn der Trieb der Selbſterhaltung erhebt eine viel lautere Stimme als der Vorſtellungstrieb. Es iſt ganz etwas anders, ob wir um den Beſitz einer einzelnen Vorſtellung, oder ob wir um den Grund aller möglichen Vorſtellungen, unſre Exiſtenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Daſeyn ſelbſt oder für eine einzelne Aeuſserung deſſelben zu fürchten haben.

Das Furchtbare rührt alſo in der äſthetiſchen Vorſtellung lebhafter und angenehmer, als das Unendliche, und das Praktiſcherhabene hat, der Stärke der Empfindung nach, einen ſehr groſsen Vorzug vor dem theoretiſchen. Das letztere erweitert eigentlich nur unſre *Sphäre*, das erſtere — unſre *Kraft.* —

Unſre wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir ei-

gentlich nur durch das Praktiſchgroſse; denn es iſt ganz etwas anders in der bloſsen Handlung des Vorſtellens und in ſeinem ganzen innern Daſeyn ſich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als ſich über das Schickſal, über alle Zufälle, über die ganze Naturnothwendigkeit hinweggeſetzt und erhaben fühlen.

Groſs iſt alſo, wer das Furchtbare überwindet. *Erhaben* iſt, wer es, auch ſelbſt unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretiſchgroſs, da er ſich über die unwegſamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktiſch groſs oder erhaben war er nur im Unglück.

Groſs war *Herkules*, da er ſeine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte. — Erhaben war *Prometheus*, da er am Kaukaſus angeſchmiedet, ſeine That nicht bereute und ſein Unrecht nicht eingeſtand.

Groſs kann man ſich im *Glück*, erhaben nur im *Unglück* zeigen.

Schiller.

Das *Erhabene* iſt — der in dem Menſchen entwickelte moraliſche Heroismus. —

Wir verſtehen unter *Heldenmuth*, das freudige Wagen oder Hingeben des Lebens für die Heiligkeit der Geſetze Gottes, oder der Vernunft. Für Freyheit und Recht, (dieſe ſind die Namen der Geſetze Gottes,) wenn ſie um keinen andern Preis zu erlangen ſind, ſoll der Mann von Ehre ſein Leben aufopfern. *Freyheit* und *Recht* ſind die

höchſte moraliſche Ehre, der Alleingehorſam gegen Gott oder die Vernunft. —

Nichts koſtet mehr Kampf, nichts erhebet den Menſchen mehr über ſich und macht ihn zum *Heros*, (Halbgott,) als die Ueberwältigung des ſüſseſten Triebes, und das frohe Hingeben des gröſsten irrdiſchen Gutes. Für denjenigen, welcher Muth hat, dem Leben zu entſagen, ſcheint keine Aufopferung, keine moraliſche Handlung zu groſs zu ſeyn. —

Aus dem deutlich erkannten und gefühlten Heroismus entſtehet die *Erhabenheit*, die ſchwerſte Probe der Tugend, die höchſte, durch die Kunſt erregte Empfindung zur Erreichung des höchſten Zweckes der Menſchheit. Hier iſt die ſtärkeſte Spontaneität, die Sinnlichkeit folget ganz unſerm vernünftigen Willen. —

Das Erhabene, da es das Gefühl der gröſsten Tugend iſt, gewähret das höchſte intellectuelle Wohlgefallen, iſt das Gewaltigſte in den ſchönen Künſten, und der Triumpf der Künſtlergröſse. —

Erhabenheit kann allein durch den Menſchen und für den Menſchen vorgeſtellet werden. Wenn die Götter nicht idealiſche Menſchen ſind, ſo werden ſie nicht unſre Muſter, wir können nicht mit ihnen ſympathiſiren; ſie können nichts aufopfern, ſind über alle Leiden erhaben, ihre Kraft iſt unwiderſtehlich. —

Die ſo genannte Erhabenheit in der Natur, lieget nicht in der Natur ſelbſt, ſondern wir müſſen in ſelbige, nachdem ſie erſt

in unſre Worte und Empfindungen *überſetzet* worden, die Erhabenheit aus uns übergehen laſſen. —

K. L. Pörschke.

Das Erhabene in den Geſinnungen oder das Heroiſche beſteht in ſolchen *Vollkommenheiten der Begehrungskräfte*, die *Bewunderung* erregen. Wenn der Held, indem er ſolche Geſinnungen äuſsert, ſelbſt redend eingeführt wird; ſo muſs er ſich ſo kurz und ſo ungeſchmückt, als möglich ausdrücken. Eine groſse Seele drückt ihre Geſinnungen anſtändig und nachdrücklich, aber ohne Wortgepränge aus. Es iſt eine gröſsere Vollkommenheit, wenn uns die edlen Geſinnungen gleichſam zur zweyten Natur geworden ſind; wenn wir groſs denken, und groſs handeln, ohne es zu wiſsen, und ohne uns ein ſonderliches Verdienſt daraus zu machen. Daher gefällt die nachdrückliche Kürze in der Antwort des alten *Horaz: Qu'il mouent;* des *Brutus* beym *Voltaire: Brutus l'eut immolé;* und der ungekünſtelte Antrag der Freundſchaft beym *Corneille: Soyons amis, Cinna!*

Dahin gehört die Antwort jenes Spartaners, gegen welchen ein Perſer prahlte, die Menge der Pfeile und Wurfſpieſse des perſiſchen Heeres würde die Sonne bedecken. *Wir werden alſo im Schatten fechten*, gab er ihm zur Antwort. Auch des *Simonides* Grabſchrift auf die Lacedämonier, die in der Schlacht bey *Thermopylä* geblieben waren, iſt von dieſer Art:

„Wandrer ſag' es in Sparta: Wir ſind im Streite gefallen,
Haben gehorſam erfüllt unſers Landes Geſetz."
M. Mendelssohn.

Die erſte und herrlichſte Quelle des Erhabenen liegt in der Fähigkeit der Seele, groſse Gedanken zu ſchaffen. Dieſe muſs nun zwar freylich angeboren ſeyn, und kann nicht erworben werden: aber dem ungeachtet kann man die Seele auf einen gewiſſen Grad dazu ſtimmen, und ſie, ſo zu ſagen, immer mit groſsen und edlen Gedanken befruchten. Und wie das? Ich habe ſchon anderswo das *Erhabene* in dieſer Rückſicht das *Echo* der *Seelengröſse* genannt. So iſt's auch, und ſo kann oft ein Gedanke ohne den Ausdruck der Worte blos in ſich erhaben ſeyn, wie z. E. das Stillſchweigen des Ajax in der Hölle, das ſo erhaben iſt, ſo wahr, als je ein Ausdruck der Rede ſeyn konnte! — Ueberhaupt kann nur der etwas Groſses ſagen, der ſelbſt groſs denken und empfinden kann; nur dieſem fällt etwas Erhabenes ein. So giebt *Homer* das Maaſs des Erhabenen an, nach dem Maaſs der Entfernung des Himmels von der Erde, wenn er ſagt:

Auf der Erde den Fuſs, und in den Wolken die Stirne;

und gewiſs, das iſt nicht ſowohl das Maaſs der Eris, von welcher der Dichter das geſagt hat, als vielmehr das *Maaſs des Dichters ſelbſt.* Auch das ſind groſse Bilder, wenn er den Götterkrieg beſchreibt:

Mächtig rauſchten ſie gegeneinander; es krachte die weite
Erde; der Himmel erſcholl.

Und:

Fürchterlich donnerte Zevs, der Vater der Götter und Menſchen,
Oben herab; von unten erſchütterte Poſſeidaon
Die unendliche Erde bis zu den Häuptern der Berge;
Alle Füſse wankten den quellenſtrömenden Ida
Bis zu den Gipfeln; es wankte die Stadt, und die Schiffe der Griechen.
Da erſchrack in der Tiefe der Schattenbeherrſcher Adoneus;
Bebend entſprang er dem Thron, laut rufend, daſs nicht von oben
Poſſeidaon, der Geſtadeerſchüttrer, die Erde zerriſſe,
Daſs nicht erſchiene den Menſchen, daſs nicht den Göttern erſchiene
Seine düſtre Behauſung, für die auch Olympiern grauet.

Da ſiehſt du, Freund! wie die Erde bis zum Abgrund aufgeriſſen, die Hölle offen, die ganze Welt geborſten, alles unter einander, Himmel und Hölle, Lebendige und Todte, alles, alles in dem Kampf arbeitet, und alles in Gefahr iſt! —

In einer andern Stelle hat er die göttlichen Eigenſchaften viel gröſser und reiner als bey dem Götterkampfe dargeſtellt:

— — Es bebten Wald und Gebürge
Unter dem Tritt der unſterblichen Füſse des Poſſeidaon.

Und weiter fort:

Ueber die Wogen fuhr er; es tanzten unter dem Gotte,
Ihren Klüften entſchlüpfend, die Ungeheuer der Tiefe;

Sie erkannten den König des Meeres; die freudigen Fluthen
Wichen von beyden Seiten zurück. —

Eben ſo hat der Geſetzgeber der Juden, gewiſs kein verächtlicher Schriftſteller, da er ſich den gröſsten Begriff von der Gottheit gemacht, gleich in dem Anfange ſeines Buches geſagt: — *Gott ſprach, es werde Licht!* — *und es ward Licht! es werde die Erde!* — *und ſie ward.*

Vielleicht wird dirs nicht unangenehm ſeyn, mein Lieber, wenn ich zu dieſer Stelle noch eine aus dem Homer anführe, wo er menſchliche Gröſse mahlt, damit du voraus ſiehſt, wie er die Leſer zur Heldengröſse aufſpannt. Dicke Finſterniſs und ſchwarze Nacht hieng über dem Schlachtfelde, und hinderte die Griechen am Kampfe; — Da läſst er den Ajax in ſeiner Verzweiflung ſagen:

Jupiter, Vater, o reiſs aus dieſer Nacht nur die Griechen,
Ach verleih uns nur Tag, nur unſern Augen die Sonne!
Tödteſt du mich auch in dem Licht.

Wahr und groſs die Empfindung des Ajax! Er bittet nicht ums Leben; (ſolch eine Bitte entadelte den Helden;) aber weil in der Finſterniſs alle ſeine Tapferkeit vergeblich wäre, darum ſeufzt er in der Unthätigkeit, und bittet um Licht, wär' es auch nur, wenn doch Zevs ihm zuwider ſeyn will, um ein Grab zu finden, das ſeiner Tapferkeit würdig wäre.

Longin.

Auf zweyerley Weise kann sich die Selbstständigkeit des Geistes im Zustand des Leidens offenbaren. Entweder *negativ:* wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt, und dem *Zustand* keine Kausalität für die *Gesinnung* gestattet wird; oder *positiv:* wenn der ethische Mensch dem physischen das Gesetz *giebt*, und die Gesinnung für den Zustand Kausalität erhält. Aus dem ersten entspringt das Erhabene der *Fassung*, aus dem zweyten das Erhabene der *Handlung*.

Ein Erhabenes der Fassung ist jeder vom Schicksal unabhängige Charakter. „Ein „tapfrer Geist, im Kampf mit der Wider„wärtigkeit, sagt Seneca, ist ein anziehen„des Schauspiel selbst für die Götter.“ Einen solchen Anblick giebt uns der römische Senat nach dem Unglück bey Kannä. Selbst *Miltons* Lucifer, wenn er sich in der Hölle, seinem künftigen Wohnort, zum erstenmal umsieht, durchdringt uns, dieser Seelenstärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. „Schrecken, ich grüsse euch, „ruft er aus, und dich unterirrdische Welt „und dich tiefste Hölle. Nimm auf deinen „neuen Gast. Er kommt zu dir mit einem „Gemüthe, das weder Zeit noch Ort umge„stalten soll. In seinem Gemüthe wohnt er. „Das wird ihm in der Hölle selbst einen „Himmel erschaffen. Hier endlich sind wir „frey u. s. f.“

Das Erhabene der Fassung läſst sich *anschauen*, denn es beruht auf der Coexistenz; das Erhabene der Handlung hingegen läſst

ſich blos *denken*, denn es beruht auf der Succeſſion. Daher iſt nur das erſte für den bildenden Künſtler, weil dieſer nur das Coexiſtente glücklich darſtellen kann, der Dichter aber kann ſich über beydes verbreiten. Selbſt, wenn der bildende Künſtler eine erhabene *Handlung* darzuſtellen hat, muſs er ſie in eine erhabene *Faſſung* verwandeln.

SCHILLER.

Wenn *Gleim* (in den Kriegsliedern) uns ſagt, indem zwey Heere zur Schlacht bereit ſind:

„Gott aber wog bey Sternenklang
„Der beyden Heere Krieg:
„Er wog und Preuſsens Schaale ſank,
„Und Oeſtreichs Schaale ſtieg.

ſo findet jeder dieſe Idee erhaben. Worin liegt aber dieſe Erhabenheit? darin, daſs der Dichter das Bild einer unbegränzten, ſtillwirkenden Allmacht, deren Beſchlüſsen nichts zu widerſtehen vermag, in unſre Seele bringt. In eben dieſer Hinſicht giebt auch die herrliche Beſchreibung: Gott ſprach, es werde Licht! — und es ward Licht! — uns die erhabenſte Idee von Allmacht, welche die Seele faſſen kann. Wie erreicht aber der bildende Künſtler das Erhabene? beſonders das *unermeſslich Weite*, von dem eine wirkliche Darſtellung durch die Kunſt unmöglich iſt? Hier muſs er durch Täuſchung erſetzen, was an der Wirklichkeit abgeht, und durch einen Betrug der Kunſt, der, wenn er gelingt, ihr höchſter

Triumpf ist, die Idee der Unendlichkeit in der Seele erwecken. Er nimmt zur Perspektive seine Zuflucht, durch deren Hülfe er das Auge des Betrachters in Weiten hinausführt, die sich in einer unbegränzten Ferne zu verlieren scheinen.

Auf diese Art stellten die gröſsten Naturmahler aller Zeiten den Sturm des Meeres, oder den stillen blauen Himmel, Bergprospekte und Wasserfälle dar. — Den erhabenen *moralischen Charakter* drückt der Dichter durch Beschreibung, der Künstler durch Nachbildung der, erhabenen Eigenschaften entsprechenden, Gesichtszüge aus. Was in der körperlichen Bildung überhaupt Erhabenheit des Geistes verräth, pflegen wir *edel* zu nennen, und dadurch etwas von dem Schönen noch Verschiedenes zu bezeichnen, was sich mehr auf den innern Charakter bezieht. —

Schmidt — Phiseldeck.

Das blos Schöne und Gute, in der Natur und Kunst, gefällt, ist angenehm und ergötzend; es macht einen sanften Eindruck, den wir ruhig genieſsen: aber das Erhabene würkt mit starken Schlägen, ist hinreiſsend und ergreift das Gemüth unwiderstehlich. Was eine liebliche Gegend gegen den erstaunlichen Anblick hoher Gebirge, oder die sanfte Zärtlichkeit einer *Zidli*, gegen die rasende Liebe der *Sappho*, das ist das Schöne gegen das Erhabene.

Es ist demnach in der Kunst das Höchste, und muſs da gebraucht werden, wo

das Gemüth mit ſtarken Schlägen anzugreifen, wo Bewunderung, Ehrfurcht, heftiges Verlangen, hoher Muth, oder auch, wo Furcht und Schrecken zu erwecken ſind; überall wo man den Seelenkräften einen groſsen Reitz zur Würkſamkeit geben, oder ſie mit Gewalt zurückhalten will. —

Die Gegenſtände der Bewunderung beym Erhabenen würken entweder auf die *Vorſtellungskräfte* oder auf die *Begehrungskräfte* der Seele. Alle Gattungen der Vorſtellungen, die welche durch die Sinnen kommen, die von der Phantaſie gebildet, und die vom Verſtand erzeuget werden, können zur Bewunderung führen. Man kann die Majeſtät der Natur in den Alpen nicht ohne Bewunderung ſehen; und wer ſolche Gegenſtände würdig mahlen oder beſchreiben kann, *der* erreicht das blos ſinnlich Erhabene, wie *Haller*

> der ſich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er beſungen, zu Ehrenſäulen gemacht.

Noch weiter erſtreckt ſich das Erhabene der Phantaſie, die uns eine zweyte ſinnliche Welt erſchafft. Durch dieſe Gröſse ſind die Gemählde des Himmels und der Hölle, bey *Milton* und *Klopſtock*, erhaben: welch' erſtaunlicher Reichthum der Phantaſie in ihren Beſchreibungen! -- —

Die andre Gattung wirkt die Bewunderung durch das Gefühl des Herzens. Indem wir andrer Menſchen Empfindungen, Leidenſchaften, innerlich würkende Kräfte

oder äuſserlich ausbrechende Handlungen, mit unſerm Gefühl vergleichen und gegen das halten, was wir zu thun vermögend ſind, ſo entſteht allemal Bewunderung. — Eben dies geſchieht auch, wenn wir im Guten oder Böſen etwas ſehen, das unſre Empfindung gleichſam beſtürmt. Daher entſteht das Erhabene in den Geſinnungen, in den Charakteren, in den Handlungen. So iſt der hohe Muth des Hohenprieſters *Joad* erhaben, der bey den gefährlichſten Umſtänden, womit man ihn erſchrecken will, ruhig ſagt: *ich fürchte Gott, Abner, und kenne keine andre Furcht;* ſo hat die Standhaftigkeit des *Milo* etwas Erhabenes, von dem *Cicero* ſagt: *er halte nur den Ort für den Ort der Verbannung, wo es nicht erlaubt iſt, tugendhaft zu ſeyn.*

I. G. Sulzer.

Das wahre Erhabene erhebt die Seele, giebt ihr einen hohen Schwung und erfüllt ſie mit Vergnügen und groſsen Geſinnungen.

Longin.

Die Leidenſchaft, die von dem Groſsen und Erhabenen in der Natur erregt wird — iſt Erſtaunen. Die Seele iſt dann mit ihrem Gegenſtande ſo erfüllt, daſs ſie an keinen andern denken, und ſelbſt über den erſten keine Betrachtungen anſtellen kann. Daher kommt die groſse Gewalt, die das Erhabene über die Seele hat; eine Gewalt, die ſo wenig von unſerm Nachdenken über die Sache herkommt, daſs ſie vielmehr das Nachden-

ken verhindert, und uns auch wider unſern Willen mit ſich fortreiſst. Die geringern Wirkungen des Erhabenen ſind Bewunderung, Hochachtung und Ehrfurcht.

E. Burke.

Ich denke, daſs die Natur uns nicht zum Niedrigen und zum Kleinen geſchaffen hat; ſondern daſs ſie, da ſie vor unſern Augen das groſse Schauſpiel des Lebens und der weiten Schöpfung darſtellte, und uns als wirkſame Mitglieder mit einflocht, uns auch den *Drang zum Groſsen* und zum *Göttlichen*, ſo weit es von uns umfaſst werden kann, eingegeben. Deswegen begnügt ſich auch unſere Ausſicht nicht mit den Gränzen dieſer Welt allein, ſondern unſere Gedanken ſteigen darüber hinaus ins *Unendliche*.

Sehet an den ganzen Kreis der menſchlichen Dinge! Ueberzeugt uns nicht unſer ganzes Gefühl von dem gröſsern Eindruck des Groſsen und Schönen, wozu wir geboren ſind? Schon von Natur bewundern wir nicht den Lauf des kleinen Bachs, ſo hell er dahin flieſst, ſo nützlich er iſt: aber, wie erweitert ſich unſere Seele beym Anblick des Nils, der Donau, des Rheins, und vor allem des Oceans? Die Flamme, die wir anzünden, ſo rein ſie lodert, erhebt uns lange nicht wie die Lichter des Himmels, wenn auch ihre Strahlen noch ſo oft verdunkelt werden, oder wie die Flammen des Aetna, die, wenn ſie hervorbrechen, Steine und Felſen aus den Abgründen der Erde aufwerfen, und Ströme von Feuer ergieſsen. —

Aus dem allen ſchlieſsen wir alſo, daſs das Nützliche und Nöthige zu gewöhnlich iſt, um uns zu rühren, das Auſſerordentliche aber allein unſere Bewunderung dahin reiſst.

Longin.

Selbſt erhaben ſeyn, und das Erhabene empfinden, iſt zweyerley. Der, deſſen Seele erhaben iſt, iſt in jeder Handlung groſs, die nur einiger Gröſse fähig iſt. *Fingal* iſts beym Feſt wie in der Schlacht; in der Liebe wie in der Freundſchaft. So iſt's *Achill*, ſo iſt's *Philoktet*, ſo iſt's jeder wahre Held.

I. G. Schlosser.

Das Erhabene liegt eigentlich im Menſchen ſelbſt, und wird von ihm auf die Betrachtung der Natur übertragen. Dieſes leitet uns zu einer andern Bemerkung, die in der Geſchichte des Menſchen ihre Beſtätigung findet, dieſe nämlich, daſs der Sinn für das Erhabene der Natur ſchon einen Grad von Cultur und Bildung vorausſetze, ohne den das Erhabene nur *Furcht* erregt. Ungebildete Völker zittern vor groſsen Gegenſtänden; ſie finden kein Wohlgefallen an groſsen Gebirgmaſsen, an groſsen Naturſchauſpielen, als Gewittern, Stürmen, Waſſerfällen u. ſ. w. Sie ſehen hier nur eine furchtbare Macht, die ſie zertrümmern könnte, und ſie daher mit Bangigkeit erfüllt. Daſſelbige bemerkt man an Kindern, die überall das *Erhabene* nicht faſſen, ohnge-

achtet ſie das *Schöne* ſehr früh und oft ſehr richtig beurtheilen. Es gehört ſchon ein ſtarkes Bewuſstſeyn innerer, allen äuſserlichen Hinderniſſen überlegener Kraft dazu, ehe man an groſsen Scenen der Naturgewalt Vergnügen findet. Man muſste erſt wiſſen, daſs die Bauart des Schiffes den Menſchen vor den Gefahren der Wellen ſchützte, ehe man mit Wohlgefallen auf dieſen Wellen tanzte. Und wahrlich ein hoher Grad der Seelenſtärke gehörte dazu, ſich, wie *Vernet*, an den Maſtbaum eines halbzertrümmerten Schiffes binden zu laſſen, und in den brauſenden Sturm mit Entzücken hinauszurufen:

„Es iſt furchtbar — aber es iſt *doch herrlich*!"

Dieſes Gefühl, welches das Erhabene in uns erregt, iſt wie ſelbſt dieſer Ausruf zeigt, von gemiſchter Art. Es iſt nicht die reine Freude, die der Anblick des Schönen in uns erweckt; es iſt ein Wohlgefallen, das aber zugleich mit einem Gefühle der Einſchränkung unſerer Natur verbunden iſt, und daher eine gemiſchte Empfindung erregt, welche wir *Bewunderung* nennen, die ſich gern in der Folge in ruhige Betrachtung, in ſtilles Anſchauen aufzulöſen pflegt.

Schmidt — Phiseldeck.

In *moraliſchen* Gemüthern geht das *Furchtbare* (der Einbildungskraft) ſchnell und leicht ins *Erhabene* über. So wie die Imagination ihre Freyheit verliert, ſo macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüth

erweitert ſich nur deſto mehr nach innen, indem es nach auſſen Gränzen findet.

SCHILLER.

Nichts kann erhaben ſeyn, was die Seele zu verachten die Erhabenheit hat.

LONGIN.

Die Stimmung des Gemüths zum Gefühle des Erhabenen erfordert eine Empfänglichkeit deſſelben für Ideen; denn eben in der Unangemeſſenheit der Natur zu dem letztern; mithin nur unter dieſer ihrer Vorausſetzung und der Anſpannung der Einbildungskraft, die Natur als ein Schema für die letztere zu behandeln, beſteht das Abſchreckende für die Sinnlichkeit, welches doch zugleich anziehend iſt; weil es eine Gewalt iſt, welche die Vernunft auf jene ausübt, nur um ſie ihrem eigentlichen Gebiete (dem praktiſchen) angemeſſen zu erweitern und ſie auf das Unendliche hinausſehen zu laſſen, welches für jene ein Abgrund iſt. In der That wird ohne Entwickelung ſittlicher Ideen das, was wir, durch Cultur vorbereitet, erhaben nennen, dem rohen Menſchen blos abſchreckend vorkommen. Er wird an den Beweisthümern der Gewalt der Natur in ihrer Zerſtörung und dem groſsen Maaſsſtabe ihrer Macht, wogegen die ſeinige in Nichts verſchwindet, lauter Mühſeligkeit, Gefahr und Noth ſehen, die den Menſchen umgeben würden, der dahin gebannt wäre. —

Darum, weil das Urtheil über das Erhabene der Natur *Cultur* bedarf (mehr als das über das Schöne), ist es doch dadurch nicht eben von der Cultur zuerst erzeugt und etwa blos conventionsmäſsig in der Gesellschaft eingeführt, sondern hat seine Grundlage in der menschlichen Natur — nemlich in der Anlage zum Gefühl für (praktische) Ideen, das ist, den moralischen.

Hierauf gründet sich nun die Nothwendigkeit der Beystimmung des Urtheils Anderer vom Erhabenen zu dem Unsrigen.

Denn, so wie wir dem, der in der Beurtheilung eines Gegenstandes der Natur, welchen wir schön finden, gleichgültig ist, Mangel des *Geschmacks* vorwerfen, so sagen wir von dem, der bey dem, was wir erhaben zu seyn urtheilen, unbewegt bleibt, er habe kein *Gefühl*; beydes aber fordern wir von jedem Menschen, und setzen es auch, wenn er einige Cultur hat, an ihm voraus, nur mit dem Unterschiede, daſs wir das erstere, weil die Urtheilskraft darin die Einbildungskraft blos auf den Verstand, als Vermögen der Begriffe, bezieht, geradezu von jedermann, das zweyte aber, weil sie darin die Einbildungskraft auf Vernunft, als Vermögen der Ideen, bezieht, nur unter einer subjectiven Voraussetzung, (die wir aber jedermann ansinnen zu dürfen uns berechtigt glauben) fordern, nämlich der des moralischen Gefühls, und hiemit dem ästhetischen Urtheile Nothwendigkeit beylegen.

Kant.

Ueberhaupt kannſt du ſicher glauben, daſs dieſes wirklich ſchön und erhaben ſey, welches *allemal* und *allen* Menſchen gefällt.

Longin.

Der Gegenſtand eines *reinen und unbedingten intellectuellen Wohlgefallens* iſt das moraliſche Geſetz in ſeiner Macht, die es in uns über alle und jede *vor ihm vorhergehende* Triebfedern des Gemüths ausübt, und, da dieſe Macht ſich eigentlich nur durch Aufopferungen äſthetiſch kenntlich macht, welches eine Beraubung, obgleich zum Behuf der innern Freyheit iſt, dagegen eine unergründliche Tiefe dieſes überſinnlichen Vermögens, mit ihren ins Unabſehliche ſich erſtreckenden Folgen, in uns aufdeckt, ſo iſt das Wohlgefallen von der äſthetiſchen Seite (in Beziehung auf Sinnlichkeit) negativ, das iſt, wider dieſes Intereſſe, von der intellectuellen aber betrachtet, poſitiv und mit einem Intereſſe verbunden. Hieraus folgt: daſs das intellectuelle, an ſich ſelbſt zweckmäſsige (das Moraliſch-gute äſthetiſch beurtheilt, nicht ſowohl ſchön, als vielmehr *erhaben* vorgeſtellt werden müſse, ſo daſs es mehr das Gefühl der Achtung (welches den Reitz verſchmäht) als der Liebe und vertraulichen Zuneigung erwecke; weil die menſchliche Natur nicht ſo von ſelbſt, ſondern nur durch Gewalt, die die Vernunft der Sinnlichkeit anthut, zu jenem Guten zuſammenſtimmt. Umgekehrt, wird auch

das, was wir in der Natur außer uns, oder auch in uns (z. B. gewiſſe Affecten), erhaben nennen, nur als eine Macht des Gemüths, ſich über die Hinderniſſe der Sinnlichkeit durch menſchliche Grundſätze zu ſchwingen vorgeſtellt und dadurch intereſſant werden.

Kant.

Erhaben iſt die Vorſtellung des Menſchen in ſeiner moraliſchen Freyheit, erhaben die Vorſtellung der uneingeſchränkten Verpflichtung des Menſchen zur Ausübung des Sittlichguten, erhaben die Vorſtellung des höchſten Gutes, erhaben die Vorſtellung eines Gottes als moraliſchen Weltſchöpfers und Regierers, erhaben endlich die Vorſtellung einer, der moraliſchen Beſtimmung des Menſchen angemeſſenen unendlichen Fortdauer.

K. H. Heydenreich.

Zweyerley *Genien* (Schön und Erhaben) ſinds, die durch das Leben dich leiten,
Wohl Dir, wenn ſie vereint, helfend zur Seite Dir gehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt Dir der Eine die Reiſe,
Leichter an ſeinem Arm werden Dir Schickſal und Pflicht.
Unter Scherz und Geſpräch begleitet er bis an die Kluft Dich,
Wo an der Ewigkeit Meer ſchaudernd der Sterbliche ſteht —

Hier empfängt dich entschlossen und ernst und
schweigend der Andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe
Dich hin.
Nimmer widme Dich Einem allein. Vertraue dem
ersten
Deine *Würde* nicht an, nimmer dem andern
Dein *Glück*.

SCHILLER.

NATUR.

Süſse, heilige Natur,
Laſs mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!
Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich dir an Buſen hin,
Athme ſüſse Herzensluſt,
Hängend an der Mutterbruſt.
Ach wie wohl iſt mir bey dir!
Will dich lieben für und für;
Laſs mich gehn auf deiner Spur,
Süſse, heilige Natur!

F. L. v. Stollberg.

Laſs deinen Lebensodem mich läutern, reinigen, erwärmen, allwirkende Mutter! Schlieſs' meine Hand in die deine, mein Herz in das deine, daſs es ſchlage wie die Herzen deiner Geweihten, offen ſey zum Empfangen, offen zum Geben, ein Spiegel werde, darin du lächelnd dein Bild ſchauſt!

Wohin ich trete, da bist du schaffend und belebend, groſs und herrlich, zeugend und nährend; — dein Heiligthum so unermeſslich, deines geheimern Trittes Spur so unerforschlich!

O sey, allgütige Mutter, nahe meinem Herzen immerdar! Laſs deinen Hauch mich durchschauern, wo ich wandle! Rein sey mein Auge zum Schauen, offen mein Ohr zum Hören, und willig mein Mund zum Verkündigen!

Eher wird die Mutter vergessen ihres Säuglings, eher der Jüngling der Braut, ehe du vergissest deiner Geliebten, die ungetrübten Blickes in dir schauen die Herrlichkeit des Allliebenden!

Der Verf. der Denkmale am Lebenswege.

Heilige Natur, deine Wege sind Güte und Wahrheit; und wohl uns, daſs du so unabläſsig mütterlich bemühet bist, deine Rechte nicht aufzugeben!

Th. v. Hippel.

Natur! Allmutter! deren rege Hand
des bunten Iahres Wechselzeiten rollt,
wie sehr, wie göttlich - groſs sind deine Werke!
Mit welchem Wonneschauer schwellen sie
den Geist, der staunend sieht und staunend singt!

Thomson.

Hätt' ich den Geist
Geweihter Töne:
Dich, o Natur,

In deiner Schöne,
Dich ſäng' ich nur:
Wie du die Feier
Dem Lenze ſchmückſt,
Und ihm den Schleier
Mit Blüthen ſtickſt,
Die ſich durchſchlingen
Mit friſchem Grün.
O könnt' ich ſingen:
So ſäng' ich ihn,
Den Gott, der Leben
In Alles haucht,
Und jedes Leben
In Wonne taucht:
Dem jede Höhung
Zum Altar dient,
Wo Auferſtehung
Des Lebens grünt.
Welch' Auferſtehen!
Wer ſieht nicht hell
An Buſch und Quell,
An Thal und Höhen
Das ſchöne Bild
Von der Geneſung,
Die, froh enthüllt,
Aus der Verweſung
Des Grabes quillt.
O könnt' ich ſingen!
Auf Hymnusſchwingen
Erreicht' ich ihn,
Den Gott der Freuden,
Dem Wald und Weiden
Entgegen blühn,
Und Opfer bringen.
O könnt' ich ſingen:
So ſäng' ich ihn!

C. A. Tiedge.

O Heilige! die du mit reicher Hand
Uns aus der Schönheit ſüſsem lautern Born,
Aus immer voller Urne ſpendend tränkſt,

Natur. Natur! die unerschöpflicher
Als selbst die kühnste Feuerphantasie
In ihrem höchsten Flug zu träumen wagt,
Uns mit der Schönheit Fülle überströmt;
Die weit im ungemeſsnen blauen Raum
Ein Heer zahlloser Sonnen hingesä't,
An dem des kühnen Forschers trunkner Blick
Mit heil'gem, tiefen Staunen schweigend hängt,
Sich selbst im Lichtesocean verliert, —
Und sich beschämt zur Erde wieder senkt; —
Da labst du ihn aus kühlerm Becher, da,
Da zeigest du, der Schönheit Urquell, dich,
Da findet er im Schattenhaine dich,
Im Veilchen wieder, im Vergiſsmeinnicht,
Im Mayenglöckchen, in der Reseda;
Er findet dich, so tief er immer dringt;
Und nimmer sah er noch den letzten Strich
Von deinem Pinsel, nimmer späht' er noch
Des Meisels äusserste Vollendung je;
Entdeckt noch unerforschte Tiefen stets;
Sieht in der Blüthe, die den Honig trägt,
Und in dem Bienchen, das ihn emsig saugt,
Die Meisterhand, die Blüth' und Biene formt.

— Du sendest uns der Weste leichte Schaar,
Die ihren Fittig in den Balsamduft
Von Millionen Blüth' und Blumen taucht,
Und deinen trauten Liebling labend kühlt;
Du reichst ihm reifend dar die Purpurfrucht,
Dann krönest du dein reiches Freudenmahl
Durch ein Konzert aus tausend Kehlen noch;
Da fragt ein Sinn den andern staunend, sagt:
Bin ich an ihrem vollen Tische nicht
Der hochbegünstigte, geliebte Gast?

Sie all' erfreuend, lächelst, Milde! du
Auf alle nieder — blickst voll Mutterlust,
Die Myriaden deiner Kinder an,
Die rund um deinen Tisch gelagert, all'
Aus des Genuſses Strome froh getränkt,
Verkünden deines Reichthums Herrlichkeit!

Caroline Rudolphi.

Laſs an deine Mutterbruſt mich ſinken,
Heil'ge Erde, meine Schöpferin!
Deines Lebens Fülle laſs mich trinken,
Jauchzen, daſs ich dein Erzeugtes bin!

Was ſich regt auf dieſem groſsen Balle,
Dieſe Bäume, dieſer Schmuck der Flur;
Einer Mutter Kinder ſind wir alle,
Kinder einer ewigen Natur!

Sophie Mereau.

Sehnende Freundſchaft dir, und dir, o heilige Liebe
Sey der Thalgrund geweiht, welcher mich grünend umſchlieſst!
Rauſchet nicht Wehmuth der Bach? ſchwebt nicht von bläulicher Berghöh'
Ueber den Erlen des Thals Tiefſinn und Ruhe herab?
Auf! ich kränze mein Haupt mit des *Sinngrüns* glänzendem Laube!
Holdes *Vergiſsmeinnicht* du, helle den dunkelnden Kranz!
Süſse Hoffnung, wie du dich hebſt in des Leidenden Blicke!
Sinnbild liebender Huld, lächl' in der Thräne des Thau's!
Dir nun einzig geweiht, dir allumfangende Mutter,
Mutter und Schweſter zugleich, dir, o du hohe Natur,
Sink' ich hin in den Schoos. An deinem nährenden Buſen
Athm' ich Anmuth und Kraft, Luſt und Liebe des Seyns.
Du nur ſtilleſt mein Herz; dies brennende hohe Verlangen,
Süſs und ſchmerzend zugleich, goſſeſt du mir in die Bruſt,
Daſs ich ahndend es wiſse, daſs dieſes Daſeyn nicht Zweck iſt,

Nur eine Stufe, von der Psyche sich fröhlicher
schwingt!
Aber reizend geschmückt ist diese Sprosse der Leiter,
Die durch Aeonen sich dehnt, hin in die Fülle
der Zeit!
Blendendes Sonnenlicht, du strahlest am höheren
Berge;
Friedlich verweile mein Geist hier im umschatte-
ten Thal!
Locket befriedigend hier nicht Duft und säuselnde
Kühlung?
Beut nicht die Pflanzenwelt mir stillen und zar-
ten Genuss?
Sieh' im saftigen Grün des *Lotus* goldene Flügel,
Welcher im schützenden Helm sorgsam die Kind-
lein verbirgt!
Bläulicher *Thymus* durchhaucht mit würzigem Odem
die Lüfte;
Schöne *Skabjosa* du winkst fernher der pflücken-
den Hand.
Ob dem kränzenden Busch im graulich wogenden
Roggen
Glänzen *Cyanen* herab unter dem nährenden
Halm.
Dort am dürren Gestein blüht hoch auf schwanken-
dem Stengel
Aquileja; sie senkt sanft und schüchtern ihr
Haupt.
Aquileja; du Holde, die Phöbus spähenden Blicken
Sittsam den Busen verbirgt, hüllend die reifende
Frucht!
Schützend umheget vom Kelch, o purpurne *Nelke*
der Fluren,
Unentstellet durch Kunst, blühest du einfach und
zart!
Stilles *Ehrenpreis*, mit dem Aetherbläulichen Schim-
mer,
Jede Berührung, wie schnell welkt sie dein Le-
ben dahin! —
Höher klimm' ich empor am Kieselbeworfenen
Pfade.

Unter mir rollet der Strom, über mir dräuet der Fels.
Lauter klopft mir das Herz. In nächtlicher Tannen Umschattung
Weil' ich erfrischet vom Duft, ruhend auf schwellendem Moos.
Ach, in schau'riger Kluft entfaltet sich ernstere Schönheit,
Tief im wechselnden Grün schimmernden Mooses versenkt!
Zartgestaltete Urne *), was birgst du in bräunlicher Höhlung?
Welchem mächtigen Wink harrest, Verschleierte, du?
„Saamen der Zukunft verbirgt mein festverschlossnes Gehäuse.
„Also umschliesset auch dich einstens die bergende Gruft.
„Nur dem Wink der Natur entflieht die deckende Hülle,
„Hebe mit frevelnder Hand nicht den *Schleier* mir auf!"
O Symbol der Natur! ich weil' in staunender Ehrfurcht
Und mit sinnendem Geist, Pflanze der *Ahndung*, bey dir!
Berg', o berge den Staub in zartgestalteter Urne,
Bis ihn die Stimme des Lichts freundlich zum Leben erweckt!

Sophie Brun.

Wäre es ein kühnes Unternehmen, forschende Blicke in das Heiligthum *deiner Geheimnisse* zu werfen, *weise Natur!* so müsste es dasjenige noch übertreffen, sich *dir* selbst zu nahen.

Nicht die glänzenden Geschenke der Grossen, noch Reichthum und Ehre erwarte ich aus deiner Hand; weil ich weiss, dass

*) Lycopodium Selago L.

weder Zahlen noch Worte die Gröſse und den Werth *deiner* Gaben beſtimmen können. Mir, erleuchtete Natur, öffne nur deinen Tempel, und führe mich deine Wege. Voll der Kennzeichen deiner unbegränzten Macht, und der Wunder, mit welchen du den Schauplatz der Welt erfülleſt, ſehe ich, wie es dir gleich viel iſt, eine Milbe aus den Elementen zuſammen zu ſetzen, oder den Elephanten zu einer neuen Welt belebter Weſen aufzulöſen. Ich ſehe die Verwandlung der Gewächſe in Thiere und der Thiere in Gewächſe; ja ich ſehe, daſs du nie ohne alles biſt, wenn auch ſchon alles vergeht. — Und wer lehret den Schmetterling, den vater- und mutterloſen Waiſen, ſeine Eier auf die Pflanze zu legen, die nicht ſeine, ſondern die Speiſe ſeiner kriechenden Nachkommenſchaft iſt? Wer zeiget der Schlupfweſpe, die ihrigen in die Haut der Kohlraupe zu pflanzen, damit ihre Jugend von friſchem Fleiſche genähret werde? Wer der Schnacke, ihre Eier mit den Hinterfüſsen ihres ſchlanken Körpers auf dem Waſſer wie Kegel auf- und aneinander zu ſetzen? Wer unterrichtet die Spinne, ihren herabfallenden Faden dem Winde zu übergeben, damit er ihr Baumeiſter werde, und ihr eine Brücke von einem Baume zum andern erbaue? — Wer anders, als du, *unbegreifliche Natur? Werkzeug eines noch unbegreiflichern Gottes!*

Wilhelm v. Gleichen.

Haſt du, haſt du nicht geſehn,
Wie ſich alles drängt zum Leben?
Was nicht Baum kann werden,
Wird doch Blatt;
Was nicht Frucht kann werden,
Wird doch Keim.

Haſt du, haſt du nicht geſehn,
Wie von Leben alles voll iſt?
Schon im Blatt, des Baumes
Hoher Bau;
Schon im Keim, der Früchte
Volle Kraft.

Reiche Fülle der Natur,
Labyrinth zum neuen Leben,
Kürzend tauſend Wege
Tauſendfach,
Ueberall belebend,
Allbelebt.

Selig, ſelig, der ich bin
In der Welt voll Leben Gottes,
Meine Adern wallen
Seinen Strom;
Meine Seele denket
Gottes Licht.

Hoher Abgrund der Natur,
Worinn Alles ſich belebet!
Alle Kräfte, Gottes
Feuerſtral,
Alle Seelen, Gottes
Lebenslicht.

HERDER.

O ſchlage du nur fort, mein Herz — muthig und frey, dich wird die Göttinn der Liebe — es werden die Huldinnen alle dich

beschirmen: denn du ließest alle — alle Freuden der Natur in dir lebendig werden; vertrautest unumschränkt der allgütigen Mutter — schenktest ihrem zartesten Lächeln jedesmal von neuem dich ganz — strömtest hin in verdachtlosem Entzücken: lerntest, empfingest von ihr, zu geben und zu nehmen, wie sie selbst. Gleich den Millionen Lichtstrahlen, die von unzähligen Gegenständen zurückprallen, ohne sich zu verwirren, dann im Auge sich sammlen — wieder ohne sich zu verwirren: — o unaussprechliches Wohlthun — unendliche Güte — Leben und Liebe!

Daſs ich es dir mittheilen könnte! könnte leben dich lehren dies *unendliche* Leben! Nie würdest du dann befestigen wollen die Sonne, weder in Osten, noch in Westen, sondern würdest wenden dich nach Aufgang, und Untergang. — Und schön ist ja auch der Mond unter Sternen am Nachthimmel — und schön der dunklere Nachthimmel mit hellerfunkelnden Sternen im Neulicht! — O, daſs ich diese Gottesader in dir rühren, und zum immerwährenden Pulsschlage bringen könnte!

F. H. Jacobi.

Es giebt Menschen, die nicht blos ein artistisches, sondern ein *heiliges* Auge auf die Schöpfung fallen lassen — die in diese blühende Welt die zweite verpflanzen, und unter die Geschöpfe den Schöpfer — die unter dem Rauschen und Brausen des tausend-

zweigigen dicht eingelaubten Lebensbaums niederknien, und mit dem darin wehenden Genius reden wollen, da ſie ſelber nur geregte Blätter daran ſind — die den tiefen Tempel der Natur nicht als eine Villa voll Gemälde und Statuen, ſondern als eine heilige Stätte der Andacht brauchen — kurz, die nicht blos mit dem Auge, ſondern auch mit dem Herzen ſpatzieren gehen...

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Nur *reinen Herzen* duftet der Abendthau
Der bunten Lenzflur! Heilig nur ihnen ſind
Der Eiche Schatten! Deine Seegen,
Einſamkeit, können nur ſie ertragen!

FR. L. V. STOLLBERG.

Wer vermöchte ihm zu widerſtehen, dieſem allgewaltigen Zauber der Natur? Immer dieſelbige nach Jahrtauſenden, und immer neu mit jedem werdenden Tage; voll tauſendfacher Reize in ihrer höchſten Einfalt, und doch nur *Eine* in ihrer gröſsten Mannigfaltigkeit. Sie iſt in dem duftenden Veilchen, wie in dem rauſchenden Ocean; in dem jungfräulichen Grün der Maibuche, wenn Thau und Regen von ihr triefen, wie in ihrem bunten Herbſtgewande an der alternden Felſenwand; in dem werdenden Schimmer des Morgens, wie in dem ſcheidenden Abendroth. Wer ihr vertraut, dem reicht ſie ihre Hand willig, öffnet ihm Auge, Ohr und Herz, und er vernimmt unzählige Dinge, die Andern Thorheit ſind. Der Menſch, dem nie ein Strahl dieſes Lichts

erschien, nie diese gewaltige Harmonie ertönte; der nie seine Schwachheit über seiner Kraft, seine Niedrigkeit über seiner Herrlichkeit, seine Thorheit über seiner Göttlichkeit vergaſs; der muſs sehr stumpf von Sinn und Herz seyn. —

G. A. Jacobi.

Wie verschieden ist ein Spatziergang mit einem *grossen Menschen* und einer mit einer Kokette! — Die Erde kam unserm *Victor* heilig vor, erst aus den Händen des Schöpfers entfallen — ihm war, als gieng er in einem über uns hängenden überblümten Planeten. *Emanuel* zeigte ihm Gott und die Liebe überall abgespiegelt, aber überall verändert, im Lichte, in den Farben, in der Tonleiter der lebendigen Wesen, in der Blüthe und in der Menschenschönheit, in den Freuden der Thiere, in den Gedanken der Menschen, in den Zirkeln der Welten; — denn entweder ist alles oder nichts sein Schattenbild — so mahlt die Sonne ihr Bild auf alle Wesen, groſs im Weltmeere, bunt in Thautropfen, klein auf die Menschen-Netzhaut, als Nebensonne in die Wolke, roth auf den Apfel, silbern auf den Strom, bunt in den fallenden Regen und schimmernd über den ganzen Mond und über ihre Welten.

Jean Paul Fr. Richter.

Ich behaupte, daſs ein *unmittelbares Interesse* an der *Schönheit der Natur* zu nehmen (nicht

blos Geſchmack haben, um ſie zu beurtheilen), jederzeit ein Kennzeichen einer *guten Seele* ſey, wenn dieſes Intereſſe habituell iſt, wenigſtens eine dem moraliſchen Gefühl günſtige Gemüthsſtimmung anzeige, wenn es ſich mit der *Beſchauung der Natur* gerne verbindet. Dieſes Intereſſe iſt der Verwandtſchaft nach moraliſch, und der, ſo es am Schönen der Natur nimmt, kann es nur ſo fern an demſelben nehmen, als er vorher ſchon ſein Intereſſe am Sittlichguten wohlgegründet hat.

Kant.

Die Natur iſt Gottes Buch, der Vernunftſchein Gottes Licht; nach ihnen muſs man alles erklären. — Luſt zu Naturſachen iſt ein Merkmal der Groſsmüthigkeit.

Gabriel Wagner (*in ſeinen Schriften ſich nennend* Realis de Vienna).

Trittſt du heraus zur Natur aus deinem künſtlichen Kreis, ſteht ſie vor dir in ihrer groſsen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unſchuld und Einfalt; dann verweile bey dieſem Bilde, pflege dieſes Gefühl, es iſt deiner herrlichſten Menſchheit würdig. — Nimm ſie in dich auf und ſtrebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prävogativ zu vermählen, und aus beyden das Göttliche zu erzeugen. Sie umgeben dich wie eine liebliche *Idylle*, in der du dich ſelbſt immer wiederfindeſt, aus den Verirrungen der Kunſt, bey der du Muth und neues Vertrauen ſam-

melſt zum Laufe und die Flamme des *Ideals*, die in den Stürmen des Lebens ſo leicht erliſcht, in deinem Herzen von neuem entzündeſt. Schiller.

Natur führt unſern Geiſt zur *Tugend*,
Und *Tugend* führt ihn zur *Natur*.
C. A. Tiedge.

Die Analogie zwiſchen dem *Anmuthigen in der lebloſen Natur*, und dem *Liebenswürdigen im Menſchen*, fiel mir einſt an einem der ſchönſten Sommerabende, in einer herrlichen Gegend meines Vaterlandes ſo ſehr auf, daſs ich nicht umhin kann, meine Betrachtungen mitzutheilen. — Was iſt der Liebe ähnlicher, dachte ich, als die Empfindung, welche mir dieſes von der Abendſonne erleuchtete herrliche Thal einflöſst! Wie muſs nun alſo wohl der Menſch ſeyn, der dieſe Empfindung ſelbſt, in ſeinen Nebengeſchöpfen hervorbringen ſoll? Ohne Zweifel ſo wie die Natur, wie Himmel und Erde, mir in dieſem Augenblick erſcheint.

Erſt *heiter*: alſo in ſich vergnügt, mit ſeinem Zuſtande zufrieden. Der Ausdruck der Freude iſt an und für ſich ſchon angenehm.

Dann *ſanft*, wie dieſe Luft, wie dieſes Licht. Alles heftige erſchöpft, betäubt, blendet: aber das ſtille, angenehme vergnügt. Warum bekommen alle Gegenſtände in der Abendſonne ein ſo intereſſantes Anſehen, wenn ſie auch in dem Glanze der Mittagsſonne etwas gemeines zu ſeyn ſcheinen?

weil dann der Grad des Lichts gerade unſrer Kraft zu ſehen angemeſſen iſt. So müſſen auch alle Kräfte im Menſchen, welche ihm Vorzüge geben, Verſtand, Muth, Fröhlichkeit, in ihren Aeuſſerungen ſich etwas herabſtimmen, und mildern, wenn ſie auf den gröſsten Theil der Menſchen angenehme Eindrücke machen ſollen.

Ferner *freundlich* und *wohlwollend.* Die Züge, welche Liebe ausdrücken, müſſen in ſeinem Geſichte, in ſeinem Betragen ſeyn: ſein offenes Herz, das gerne den andern Vergnügen machen will, muſs ſich in allem zeigen, was er ſagt und thut, und in der Art, wie er es ſagt und thut.

Aber auch *reich*: reich wie dieſe Gegend an Produkten, ſo reich an Vorſtellungen, an Gedanken, an mitzutheilenden Kenntniſſen. Nutzen und Fruchtbarkeit iſt eine Folge davon. Das ſchönſte Land nährt ſeine Einwohner am beſten: der wirklich angenehme Menſch iſt der, welcher ſeine Geſellſchafter belehrt, und bilden hilft. —

Zu dem allen muſs noch die *Beſtändigkeit*, die *Gleichheit* hinzukommen. Sie iſt es, welche den ſchönen Dingen, den Werth des wirklich Liebenswürdigen giebt. Ein Tag, wo kalte Schauer mit heiſsen Sonnenblicken abwechſeln, oder eine drückende Mittagshitze auf rauhe Morgenwinde folgt, iſt beſchwerlich: aber der entzückt, an welchem die Frühlings- oder Herbſtſonne, eine gleich ſanfte Wärme, einen gleich milden Glanz von ihrem Aufgange bis zu ihrem Niedergange um uns her verbreitet. Ein Menſch,

dessen Launen oft abwechseln, ist, so angenehm seine gute Laune seyn mag, selten geliebt. —

Aber doch muss auch eine *sanfte Bewegung*, wie in der Natur, so im Menschen seyn, wenn sie am lieblichsten seyn sollen. Die Stille der Nacht ist ehrwürdig, nicht angenehm: ein sanftes Wesen der Luft belebt eine ganze Gegend. Auf eben die Weise muss der angenehme Mann munter und doch gesetzt, — nicht einförmig und steif seyn, aber doch nicht von einem Aeussersten zum andern ausschweifen.

Garve.

O wie schön bist du Natur! in deiner kleinsten Verzierung wie schön! Die reinsten Freuden misset, der nachläsig deine Schönheiten vorbeygeht, dessen Gemüth durch tobende Leidenschaften, und falsche Freuden verderbt, der reinsten Freude unfähig ist. — Selig ist der, dessen Seele durch keine trübe Gedanken verfinstert, durch keine Vorwürfe verfolgt, jeden Eindruck der Schönheiten empfindet. Wo andere mit aller Unempfindlichkeit vorbeygehen, da lächlen manchfaltige Freuden um ihn her. Ihm schmückt sich die ganze schöne Natur, alle seine Sinne finden immer unendliche Quellen von Freuden auf jedem Fussteig, wo er wandelt, in jedem Schatten, in dem er ruhet. Sanfte Entzückungen sprudeln aus jeder Quelle, duften aus jeder Blume ihm zu, ertönen, und lispeln ihm aus jedem Gebüsche. Kein Eckel ver-

dirbt ihm die immer neuen Freuden, die die Schönheiten der Natur in endloser Manchfaltigkeit ihm darbieten. — Selig, o selig, wer aus diesen unerschöpflichen Quellen seine unschuldigen Vergnügungen schöpft. Heiter ist sein Gemüth, wie der schönste Frühlingstag, sanft und rein jede seiner Empfindungen, wie die Zephir, die mit Blumengerüchen ihn umgeben! —

S. Gessner.

Wer, in dem Bruderarm gesunden Schlafs, erquicket
Sein Lager im Gefühl der Auferstehung flieht.
Vom ersten Sonnenstrahl, der durch den Nebel zücket,
Sein Morgenopfer brennen sieht; —
Dem lohnt Begeisterung. Sein frommes Auge strebet
Dem Unsichtbaren nach. Sein weisres Herz versteht
Die edle Bangigkeit, die seinen Busen hebet,
Und jeder Blick wird ein Gebeth.
Entschluss, gerecht zu seyn, Muth zu der Freundschaft Thaten,
Veredeltes Gefühl der Lieb' entsteigen nur
Der Dunkelheit des Wald's, dem Wellenschlag der Saaten,
Und deinem Säuseln, — o Natur! —

Thümmel.

Wem dampft das Opfer der bethauten Flur?
Ihr Duft, der hoch in Silbernebeln dringt,
Ist Weihrauch, den die ländliche Natur
Dem Herrn auf niedern Rasenstufen bringt.
Die Himmel sind ein Hochaltar des Herrn,
Ein Opferfunken nur der Morgenstern.

Salis.

O was für Freude umſtrömet mich, wie herrlich iſt alles um mich her! Welch' unerſchöpfliche Quelle von Entzücken — von der belebenden Sonne — bis zur kleinſten Pflanze! O wie reiſst das Entzücken mich hin, wenn ich von hohen Hügeln die weit ausgebreitete Gegend überſehe, oder wenn ich, ins Gras hingeſtreckt, die mannigfaltigen Blumen und Kräuter betrachte und ihre kleinen Bewohner; — oder wenn ich in nächtlichen Stunden den geſtirnten Himmel — wenn ich den Wechſel der Iahreszeiten betrachte: dann ſchwellt mir die Bruſt; Gedanken drängen ſich dann auf, ich kann ſie nicht entwickeln. — Ich ſinke hin und ſtammle mein Entzücken dem, der die Erde ſchuf!

GESSNER.

Hier Freyheit, blüht dein mütterlicher Boden,
Hier weileſt du!
Hier wohnt Zufriedenheit! Hier weht der Oden
Der Seelenruh!
Hier träuft ein ſteter Himmelsthau von Freuden
Auf Hain und Flur!
So lang' ich bin, ſoll nichts von Dir mich ſcheiden,
Natur! Natur!

MATTHISSON.

— — Welche Friſche:
In Amboinas Würzen ſchwimmt die Luft!
Die kleebeblümte Flur, die thaubeſprengten Büſche,
Sie träufeln Balſam, ſtrömen Duft.
Es iſt der Liebe Hauch, der um uns ſäuſelt,
Es iſt der Liebe Athem, der uns kühlt,
Der Liebe Liſpel iſt's, der Deine Locken kräuſelt,
Und fächelnd um die Wangen ſpielt.

Ja ſchön biſt Du, du unſers Lebens Wiege,
Und einſtens unſer Grab! — Ach wenn ich nur
An Deiner kalten Bruſt, du gute Mutter, liege,
So laſs mich ſchuldlos an dir ruhn!
Ja ſchön iſt unſer Stern im Frühlingsgrün.
Doch ſchöner iſt ein menſchlich Angeſicht,
Wenn leiſ' aus jedem Zug, und laut aus jeder Mine
Der Seele hohe Schönheit ſpricht!

KOSEGARTEN.

Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verſtreut; ſchöner ein froh Geſicht,
Das den groſsen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt!

KLOPSTOCK.

Schön iſt dieſe Natur, unermeſslich wundervoll dieſer ganze Schauplatz lebloſer und lebender Weſen. Aber was wäre dieſe ganze Welt ohne die Menſchheit, und was wäre ſie mit der Menſchheit, wenn dieſe Menſchheit keine ihr würdige Beſtimmung hätte! Nur wenn ich den Menſchen als ihren Mittelpunkt denke, mir denke, wie die Unendlichkeit ihre ewigen Kreiſe um ſein Daſeyn windet, Kreiſe, die nur der Blick des Unermeſslichen überſieht; dann nur erſcheint mir die Erde in ihrer Herrlichkeit als ein geheiligter Wohnplatz für die edelſten, und erhabenſten Kinder der Zeit.

K. H. HEYDENREICH.

Schön iſt der Felſenquell, der Blüthenbaum,
Der Hayn mit Gold bemahlt;
Schön iſt der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke ſtrahlt;
Schön iſt der Wieſe Grün, des Thals Geſträuch,

Des Hügels Blumenkleid,
Der Erlenbach, der Schilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überschneit.
O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
Der ew'gen Liebe Band!
Den Lichtwurm, und der Sonne Feuermeer
Schuf Eine Vaterhand.
Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht;
Du winkst, wenn dort im ungemessnen Raum
Ein Weltsystem vergeht!

MATTHISSON.

Wundernswürdige Vereinigung der frischesten, lebendigsten, schönsten Farben, mit denen die Natur das Weltall ausgemahlt hat! Funkelndes Gold der Gestirne; beseelter Schmelz der Blumen; brennende Glut des Vulkans; dunkles Blau der Wogen; sattes Blau des Himmels; reines Licht der Sonnenstrahlen! Fügt diesem Gemählde hinzu, was die Horen ihm geben und nehmen, indem sie leichtfüsig die reizende Gegend durchstreifen; die Schatten, die Beleuchtungen, die Farbentöne, womit jede, wenn die Reihe sie trift, den Pinsel der Natur führt, den Erdkreis auffrischt, und zu einem neuen Bilde umschaft: Frische des Morgens, Glanz des Mittags, Ruhe und Stille des Abends, und Liebesathem der Nacht!

DUPATY.

O wer nennet sie alle, die duftenden, farbigen Freuden,
Die dem gewässerten Thal' und umwölkten Bergen entblühen?

Sprich, Natur, wo tauchtest du ein den schaffenden Pinsel,
Als du den Teppich der Alpen mit *Enzianen* bemahltest,
Deren glänzendes Haupt mit dem Blau des Himmels sich kleidet?
Wen entückt nicht die *Lilie*? o, wie selig verweil' ich
Unter den lieblichen Schaaren der tausendfaltigen *Nelken*?
Siehe, dort koset mit mir das duftende hangende *Geisblatt*,
Und es winket mir hier die kaum geöffnete *Rose*!
Rose, wer dich nicht liebt, dem ward im Leibe der Mutter
Schon sein Urtheil gesprochen, der sanftesten Freuden zu mangeln!
Ihn wird Philomelens Gesang zur Quelle nicht locken,
Ihn kein liebender Blick des süssen Mädchens entzücken!
Rose, dein Leben ist kurz! Ach, klagt im weinenden Liede,
Mädchen, klaget den Tod der schnellverblühenden Rose?

F. L. v. Stollberg.

Da, wo die schlanke Fichte, und der silberne Pappelbaum mit verschränkten Zweigen eine vertrauliche Laube wölben, und der geschlängelte Bach mit schneller Arbeit herunterrieselt: — Dahin lass Wein und Salben, und die kurzdauernde holde Rose bringen, nun es dir Glück und Alter noch vergönnen, und die drey Schwestern, die deine Lebenstage spinnen.

Horaz

Wie lieblich da die sanfte Hügelreihe
Sich hebt und senkt! Wie starr und tragisch — wild
Der nackte Felsen gegenüber itzt
Im Augenblick ins Thal zu stürzen droht!
Du bebst zurück, und lächelst dann, und fühlst,
Ihn hält Natur an ihren starken Banden.
Da rollt der Strom im Kieselbette her,
Und flutet hin mit schwindendem Geräusch
Ins Blachfeld, wo die bunten Blumenufer
Den glatten Zögrer rechts und links begrüssen!
Hier hat die wiederschöpferische Kunst
Nach selbstgefühltem Schönheitsmaass die Formen
Der Schöpfung fortzusetzen unternommen.
Der letzte jener Hügel, der das Feld
Begränzt und lächelnd Thal und Ebne sieht,
Er trägt auf seinem wiesengrünen Haupte
Gleich einer Königskrone, die von fern
Ihn als der Gegend Herrscher grüssen läfst,
Ein Haus im edel-prächtigen Gebilde
Erfindrisch aufgeführt. Ihm fliesst der Strom,
Ihm steht der rauhe Felsenhang. Ihm liegt
Der Nähe helle Mannigfaltigkeit,
Der Ferne blaue Täuschung herrlich da.
Ein kleines Bild des All! Ein Archetyp
Der selbstzufriednen lächelnden Natur! —
Ein Garten, der sich um den Hügel zieht,
Nach wenig Regeln der bescheidnen Kunst
Von einem schönen Herzen angelegt,
Er winkt die Lieb' in seine Einsamkeit.
Dort wandelt Hand in Hand und Herz in Herz!
Dort hauchen stille Pomeranzenwäldchen
Den liebegleichsten Duft. Dort rasselt lieblich
Durch blinkend-schwanke, bange Silberpappeln
Der Ruhe weicher Kühlungshauch am Abend
Auf die geliebten Wandelnden herab.
Dort lockt euch bald der Hinblick ins Gefilde
Und bald des Stromes leises Ferngeräusch
Auf kleine Rasenbänke unter Lauben
Der ungehindert bildenden Natur,
Von himmlischer Betäubung eingerauscht,
O schweigt und fühlt! — —

BOUTERWECK.

Hoch in den Ulmenwipfeln ſauſste der Wind, rauh und kühl ſtreifte er an uns vorüber, und die grauen Wolken von vielen Schattirungen jagten ſich, ſtürzten ſich ſchnell über einander her, lieſsen Sonnenblicke durchfallen, und das Blau des Himmels zeigte ſich von Zeit zu Zeit durch zeriſsne Oeffnungen des Gewölkes. Da umfieng uns ein dunkler Schattengang von allerley Laubwerk. Noch ſauſste der Wind über uns, aber er berührte uns nicht mehr: wir vernahmen das ſanfte Rieſeln des Waldbachs, an dem unſer Pfad ſich hinſchängelte, und ſtiegen an mancherley Gebüſchen hinab in das Thal, bis wo ſich der Bach zu einem ſtillen Flüſschen ſammelte, und leiſe dahin ſchlich im Gebüſche. Bald zwiſchen den überhangenden Zweigen, öffnete *es ſich* in einem ſtillen Waſſerſpiegel, deſſen Gränze man nicht überſah. — Wenige Schritte brachten uns an den lieblichen See. Hinter uns war ein ſchöner Grashügel, vorn ein Dorfkirchthurm, und ſeitwärts blöckende Lämmer mit ihren Müttern. Hier ſtürzte ſich ein neues Gewäſſer ins Becken.

Eine Moosgrotte am Bach, der in unendlichen Kaskaden zwiſchen dem Gebüſch und grünen Kräutern ſilbern herabfällt. Gegen über auf einer Anhöhe zwiſchen Taxus, und hohen Eichen eine ſchöne Urne:

Genio Loci.

Weiter durch einen Kranz von Eichen, Buchen, und Weiſspappeln, wand ſich der Pfad hinan um eine Waldwieſe, längs den

Gränzen dieſes Zaubergebiets, längs Hügeln mit Acker, Weide und Schatten gekrönt, bis wir an einen ſchönen Grashügel kamen, wo, umringt von hohen Fichten, ein alter Krug auf einem hölzernen Geſtelle ſteht. Hier ſchwebte das Auge hin an die äuſserſte Gränze des Horizonts, und ruhete zuerſt auf den fernen Gebirg' im blauen Nebelduft, und zog ſich dann näher in die durcheinander kreuzenden Berge und Thäler. — Unter unſern Füſsen das ganze liebe Dichterland, und groſse Hügelrücken prangend mit grünen Saaten, und der Bach, der ſich breit um den Hügel windet, von Erlen beſchattet, die ihre Zweige in das Waſſer ſenken, und Reihen ſchlanker, junger, leichtbewipfelter Eichbäume, die den Umkreis in allerley Richtungen durchſchneiden, und blühendes Gebüſch, welches die Wohnung des Eigenthümers halb verſteckt.

Bey einer weit ausgebreiteten Wieſe, wo man das Waſſer im Gebüſche halb verſteckt ſieht, giebt ein kleines Wäldchen rechts dichten Schatten. Das Waſſer bildet einen Teich, der von mehreren Seiten kleine rieſelnde Zuflüſse aus den Gebüſchen erhält. Unter den verflochtenen Wurzeln einer ſchönen Buchengruppe, an einem mooſigen Felſen, läuft ein ſilbernes Fädchen Waſſer, und ſtürzt ſich einige Schuhe tief plätſchernd hinab. — — Plötzlich ein Wald! — Ein Pfad windet ſich ſchnell hinab in die jähe Tiefe; unten rauſcht kühner und mächtiger der klarſte Waldſtrom dieſes Ortes; ein ſchäumender Sturz über die dik-

bemooſte Felſenbank, aus einer heiligen Grotte mit Epheu bekleidet, mit Stechpalmen umwunden, ſchleunigt ſeinen Lauf, und immer wieder ſtürzt die Welle mit neuer Jugendkraft die Bahn der Zeit ſich hinab. — Wer iſt der Schutzgeiſt dieſer Schatten? — Wem ſpielt die Najade? — Wen verkündigt dieſe feyerliche Stille des Waldes?

G. Forster.

Ach, um wie viel freyer
Iſt hier das Herz! wie athmet ſich's ſo leicht
In dieſen weiten hohen Hallen der
Natur! Die Luft ſo ſtärkend, heiter! — O
Die Ausſicht ſo erquickend! und dies alles
So grün, ſo labend, alles Freude athmend
Da um uns her; ſo herrlich dieſer Himmel!
So rein, ſo blau dies Unermeſsliche,
Wohin mein Auge ſieht!

Pfranger.

— — — — —

Blickt umher, von dieſem Berg umher!
Seht, wie allmählig herrlicher
Die ganze Gegend ſich erweitert.
Hier wird die bängſte Bruſt erheitert;
Hier athmet ſelbſt der Gram nicht ſchwer.
In Mauern Zwang und Stadtgetöſe
Fühlt unſer Geiſt ſich arm und klein;
Natur! in deines Lichtes Schein
Erkennt er freudig ſeine Gröſse —
Den hohen Rang — ein *Menſch* zu ſeyn.

Wilhelmine Maisch.

Sey mir gegrüſst, mein Berg mit dem röthlich ſtralenden Gipfel,

Sey mir Sonne gegrüſst, die ihn ſo lieblich beſcheint,
Dich auch grüſs ich lachende Flur, euch ſäuſelnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aeſten ſich wiegt,
Ruhige Bläue dich auch, die unermeſslich ſich ausgieſst
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald.
Auch um mich, der endlich entflohen des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Geſpräch freudig ſich rettet zu dir;
Deiner Lüfte balſamiſcher Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durſtigen Blick labt das energiſche Licht;
Kräftig brennen auf blühender Au die wechſelnden Farben,
Aber der reizende Streit löſet in Wohllaut ſich auf,
Frey, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wieſe,
Durch ihr freundliches Grün ſchlingt ſich der ländliche Pfad,
Um mich ſummen geſchäftige Bienen, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling ſich über dem röthlichten Klee,
Durch die Lüfte ſpinnt ſich der Sonnenfaden, und zeichnet
Einen farbigten Weg weit in den Himmel hinauf;
Glühend trift mich der Sonne Pfeil, ſtill liegen die Weſte,
Nur der Lerche Geſang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt brauſts aus dem nahen Gebüſch, tief neigen der Erlen
Kronen ſich, und im Wind wogt das verſilberte Gras;

Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniss entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein mystischer Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreisst die Hülle. Der offene Wald giebt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergiesst sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.

SCHILLER.

In sich gehüllt, umkränzt von grünen Hügeln,
Leis angeweht von milder Schwermuth Flügeln,
Ruht dort das Thal in stiller Dämmerung.
Ein kühler Luftstrom wallt mir sanft entgegen,
Und der Begeistrung süsse Schauer regen
Des Herzens Saitenspiel mit leisem Schwung.

Hier lege, was ihm Menschen aufgedrungen,
Des Vorurtheils erträumte Foderungen,
Der frohe Wandrer ehrerbietig ab,
Und geh allein, sich selbst zurückgegeben,
Der Wahrheit und Natur mit reinem Sinn zu leben
Ein freyer Mensch, mit seinem Pilgerstab.

O du Natur! Wie strebt in deinem Reiche,
Voll ew'ger Harmonie der Grashalm und die Eiche,
In ihrer Kraft mit gleichem Recht empor.
Und alles lebt und wirkt mit fröhlichem Beginnen,

Und aus der Freyheit Götterschaale rinnen
Glückseligkeit und Ruhe mild hervor!

Und nur der Mensch von aussen und von innen,
Bestürmt, geengt, wünscht mit entflammten Sinnen,
Was ihn aus deinem stillen Kreise zieht,
Und giebt des Herzens süsse Trunkenheiten,
Des Selbstgefühls, der Freyheit Seligkeiten,
Für ein erkünstelt Glück, das bald ihn flieht?

Wie schwebt der Blick die Höhen auf und nieder,
Und kehrt, getränkt mit süssen Bildern wieder,
Und neue Ahnung schwellt das trunkne Herz.
Es fühlt den hohen Reitz mit leisem Beben,
So still und groſs, so voll von Glut und Leben,
Und ringt mit Lust und wunderbarem Schmerz.

Was für ein süsser weicher Wohllaut säuselt
Zu mir empor! Sieh über Kiesel kräuselt
Ein Bach sich hin mit sanfter Melodie,
Bald rauscht er fort gewaltig, wie auf Flügeln
Des Sturmes, bald, geküsst von grünen Hügeln,
Klagt er der Sehnsucht leise Harmonie.

Wie ist mit einem Mal von einem rauhen
Gebirg', das sich vermessen in die blauen
Gewölke drängt, der Eingang mir, entrückt!
Und durch den grünen waldigten Kolossen,
Scheint, wie durch Feenhand der Ausgang mir verschlossen,
Der leise sich um einen Felsen drückt. —

— — — — —

Wir sind am Ziel. Dem müden Wandrer winket
Ein mondbeglänztes Dörfchen, und er sinket
Mit leichterm Muth auf weichen Rasen hin,
Und um ihn duften lieblicher die Linden,
Singt lieblicher der Quell, und unvermerkt entschwinden
Der Schwermuth Bilder dem befreyten Sinn.

Sophie Mereau.

Von der Sonne an bis zum Staube, *der* in ihrem Strahle ſchwebet, welch' eine Menge von Körpern, denen das Verdienſt der Schönheit in verſchiedenen Graden beygeleget iſt! Für alle Kräfte unſrer Seele, für alle Arten von Empfindungen, für alle Länder, welch' ein Vorrath von Dingen, die uns Bewunderung, die uns Liebe, Zärtlichkeit, Freude und Entzückung abnöthigen! Oeffnet nur eure Augen, öffnet nur eure Herzen der Natur! An allen Orten hat ſie einen prächtigen Himmel ausgedehnt; allenthalben hat ſie grünende Wieſen zwiſchen rieſelnde Bäche gelegt, und prächtige Flüſſe zwiſchen fruchtbare Hügel, und waldige Berge geführt; überall hat ſie angenehme Scenen geſchaffen, die Blumen bemalet, die Früchte verſüſset, Luft, Waſſer, Erde mit mannichfaltigen Geſchöpfen bevölkert; an allen Enden der Erde hat ſie ihren bezaubernden Reitz auf die Stirne des Menſchen geprägt.

L. H. v. Nicolay.

Gewöhnt euer Auge an die Schönheit der Natur, und aus ihren mannichfaltig ſchönen Formen ihren reichen Zuſammenſetzungen, ihrer reitzenden Farbengebung füllet eure Phantaſie mit Ideen des Schönen an. Bemühet euch, allen Werken eurer Hände und eures Geiſtes den Stempel der Natur einzudrücken. Alles was euch in euren Wohnungen umgiebt, ſtelle euch ihre

Schönheit vor, und erinnere euch, daſs ihr — *ihre Kinder* ſeyd.

WIELAND.

Die weite Natur hat eine beruhigende Antwort für jeden Zuſtand unſers Gemüths. Wenn wir in dem friſchen Duft des Waldes unter einem Gewölbe von Laub in ſtille Betrachtung verſinken, bis alle Schauer wehmüthiger Erinnerungen ſich um uns her drängen, dann auf einmahl in eine weite Ferne ſchauen, wo die feinſte Linie am Horizont in den blauen Himmel verflieſst, und wo mannichfache Städte und Thürme aus der Ebene ſteigen; dann wird unſre Fantaſie in eine Welt neuer Bilder und Lebensweiſen hinübergezogen, und unſer Herz erhebt ſich aus den Feſſeln ſeines Grams zum freundlichen Antheil an dem Leben und Wirken um ſich her.

Wir fühlen unſre Einſchränkung, der Kreis unſrer innren Sorgen fängt an ſich freundlich und mild aufzulöſen, und wir ſchweben in eine freiere Region hinüber. Die umgebende Welt ſpricht uns wieder laut an; ſie ſchien uns eine todte Maſſe, ſo lang der Kummer auf unſerm Buſen laſtete, und eine lebendige Sympathie verbindet uns wieder mit den Wirkungen des mannichfachen Lebens.

Der Verf. der Agnes v. Lilien.

O heilige Natur, wie herrlich iſt dein Plan!
Der Weiſe ſtaunet ihn mit ſtiller Ehrfurcht an,
Und läſst den blinden Thoren klagen.

Im Geben bist du klug, noch klüger im Versagen;
Durch Mängel eines Theils weiss deine Meisterhand
Vollkommenheit des Ganzen zu erstreben.
Sie weiss ein allgemeines Band
Aus gegenseitigen Bedürfnissen zu weben.
Der Mann bedarf des Weibs, dass sie den wilden Trutz
Von seiner rauhen Seele schleife;
Das Weib bedarf des Mannes, damit sein starker Schutz
Sie deck', und ihr Verstand durch seine Weisheit reife;
Das Alter braucht der Jugend Muth,
Kraft, Thätigkeit, und Feuer abzuborgen;
Doch leiht es ihr dafür die Kunst vorauszusorgen,
Erfahrung, Klugheit, kaltes Blut.

I. v. Alxinger.

Wie reich ist die Natur an Geistesnahrung, und Arbeitsstoffe für den, welcher sie entweder in ihrer verborgenen Wirksamkeit zu beobachten weiss, oder der sich durch die Empfindungen, welche sie erregt, zu höhern Betrachtungen erwecken lässt. Welcher glückliche Zustand, wenn der Mensch, einen zwar nur sehr kleinen Theil des Weltalls, geschmückt mit allen Reitzen des Frühlings, vor sich liegen, und dessen lebendige Kräfte sich vor seinen Augen entwickeln sieht, indem er zugleich über das Ganze, über den Ursprung desselben, über seine empfindende, und vernünftige Bewohner, über die Veränderungen, die mit denselben vorgegangen sind, über die vermuthlichen Schicksale, für die sie aufbehalten sind, nachdenkt! Nie wird mir das Alterthum, und dessen Geschichte wichtiger, als

wenn die gemeinſchaftlichen Gegenſtände, welche von allen Generationen geſehen worden ſind, mir eben jetzt vor Augen ſtehen; und die gemeinſchaftlichen Freuden, welche von allen genoſſen worden ſind, eben itzt meine Sinnen, und meinen Verſtand beſchäftigen. *Auch ſie, jene Helden, und Weiſen der Vorzeit, ſahen dieſe Sonne, und erwärmten ſich an ihren Strahlen; auch ſie freueten ſich des wiederkehrenden Frühlings, und wurden auf ihren Fluren, und Wieſen von denſelben Geſtalten, Farben, Tönen, und Gerüchen als ich, ergötzt, und erquickt.* Oder iſt es die unſichtbare Welt, der Geiſt des Menſchen, Gott, und die Zukunft, auf welche mein Nachdenken gerichtet iſt? Was führt mich mehr in ſie hinein — was unterſtützt das Beſtreben der Vernunft, über die Sinnlichkeit emporzuſteigen, durch mehr verwandte Empfindungen, als die in die Augen fallende, harmoniſche Wirkſamkeit von Himmel, und Erde, zum Entſtehen, und Wachſen der künſtlich gebauten Pflanzen, zum Leben und Vergnügen der empfindenpen Thiere? Kommen Augenblicke der Ermattung, wo die Geiſteskräfte ſinken, und der Faden der Unterſuchung abreiſst: gleich ſind auf dem Lande ſinnliche Gegenſtände bey der Hand, welche, auch unabhängig vom Nachdenken, vergnügen können, — Gegenſtände, welche den Geiſt, ohne ihn zu zerſtreuen, abſpannen, die Lebensgeiſter erfriſchen, und den Menſchen nach einigen Augenblicken der Ruhe, geſtärkt wieder an ſeine Arbeit gehen laſſen.

Garve.

Bin ich wirklich allein? in *deinen* Armen, an *deinem*
Herzen wieder, *Natur*, ach! und es war nur ein Traum,
Der mit des Lebens furchtbaren Bild mich ſchaudernd ergreiffen,
Mit dem ſtürzenden Thal ſtürzte der finſtre hinab,
Reiner von deinem reinen Altare nehm' ich mein Leben,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechſelt der Wille den Zweck, und die Regel, in ewig
Wiederhohlter Geſtalt wälzen die Thaten ſich um,
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrſt du, fromme Natur, züchtig das alte Geſetz,
Immer dieſelbe, bewahrſt du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Wiegeſt auf gleichem Mutterſchooſe die wechſelnden Alter;
Unter demſelben Blau, über dem nähmlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geſchlechter,
Und die Sonne Homers, ſiehe! ſie lächelt auch uns.

SCHILLER.

Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter ſaſs,
Und unter Götterträumen
Der Jahre Flucht vergaſs,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn ſie ſtolz und froh
Um Silberblüthen ſpielte,
Die Fluth des Anio;

Und wie um *Platons* Hallen,
Wenn durch der Hayne Grün,
Begrüſst von Nachtigallen
Der Stern der Liebe ſchien,
Wenn alle Lüfte ſchwiegen,
Und, ſanft bewegt vom Schwan
Cephiſus durch Oliven
Und Myrtenſträuche rann;

So ſchön iſts noch hienieden!
Auch unſer Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch miſchen brüderlich
In unſers Herzens Töne
Des Frühlings Laute ſich.

Drum ſuch', im ſtillen Thale
Den duftereichſten Hayn,
Und gieſs aus goldner Schaale
Den frohen Opferwein.
Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir;
Der Gott der Jugend waltet
Noch über mir und dir!

HÖLDERLIN.

Blick auf zum fernen Raum des hohen Himmels,
Wenn des erhabnen Donnerers Geſetze
In reiner Anſchauung ſich deinem Geiſte
Enthüllen ſoll'n; *dort ſchweben noch die Sterne*
Im ſchönen Bund der alten Harmonie:
Dort hindert nie der Sonne Feuerwagen
Des kalten Mondes Kreislauf; dort gelüſtet
Es nie den Bär, der ſich in raſchen Wirbeln
Am hohen Pol des Weltalls dreht, und nimmer
Zur Abendflut hinabgeriſſen wird,
Die Flammen in den Ocean zu tauchen,
Wenn er das Heer der übrigen Geſtirne

Hinab sich senken sieht. Verkündet Hesper
Im Einklang mit der Jahreszeiten Wechsel
Nicht immer noch der Nächte späte Schatten?
Führt er als Morgenstern nicht immer noch
Den holden Tag herauf? Ja, alles hält
Die Allgewalt der wechselseit'gen Liebe
In seinem ew'gen Gleise, und verbannet
Die Zwietracht aus der Sterne Regionen.
Sie ist es, diese Eintracht, die die Kämpfe
Der Elemente schlichtet, dass mit Flammen
Der Frost sich gattet, dass im stäten Wechsel
Die Trockenheit der Nässe weicht, und dass
Auf in die Luft das leichte Feuer flammt,
Und sich der Erde schwere Masse senkt.
Sie ist die Ursach', dass bekränzt mit Blumen
Der laue Frühling Wohlgerüche haucht,
Und dass des Sommers Glut die Saaten reift,
Und dass der Herbst der Früchte Fülle spendet,
Und dass der Regenguss sich auf den Winter
Herabstürzt. Alles, alles was im Weltall
Nur Leben haucht, erhielt durch diese Mischung
Daseyn und Dauer; doch sie ist es auch,
Die alles, was entstand, mit sich dahin reisst,
Auflöst, und der Verwesung übergiebt.
Indessen thront und herrscht der grosse Schöpfer
Im weiten Reich der Schöpfung; er ist König
Und Herr, und alles Daseyns einz'ger Urquell!

A. M. Boethius.

Vier Priester stehn im weiten Dom der Natur und beten an Gottes Altären, den Bergen, — der eisgraue Winter, mit dem schneeweissen Chorhemd — der sammelnde Herbst, mit Erndten unter dem Arm, die er Gott auf den Altar legt, und die der Mensch nehmen darf — der feurige Jüngling, der Sommer, der bis zu Nachts arbeitet, um zu opfern — und endlich der kindliche Früh-

ling mit ſeinem weiſsen Kirchenſchmuck von Lilien und Blüthen, der wie ein Kind Blumen und Blüthenkelche um den erhabenen Geiſt herumlegt, und an deſſen Gebete alles mitbetet was ihn beten hört. — Und für *Menſchenkinder* iſt ja der *Frühling* der *ſchönſte Prieſter.*

JEAN PAUL FR. RICHTER.

— Er kommt mit ſeiner Freudenſchaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Bruſt und Haar
Und auf ſeiner Schulter Nachtigallen;

Und ſein Antlitz iſt ihm roth und weiſs,
Und er trieft von Thau und Duft und Segen —
Ha! ich brech' ein junges Knoſpenreis,
Und ſo tauml' ich meinem Freund entgegen! —

M. CLAUDIUS.

Welch' eine Ausſicht! — Welch' ein Friede!
Sanftſchauernd, wie die leiſe Morgenluft
Im jungen Roſenbuſch am Ufer, gleitet
Der labende Gedank' an deine Gottheit,
Allſchöpferinn, Allnährerinn — Natur!
Durch alle Tiefen meiner Seele,
Wie der Ton der Freude, laut, im leichtern Tanz
Der Lebensgeiſter, klopft mein Herz
Dir, heilge Mutter, itzt, von deren mächt'gem Odem
Balſamiſch mir, wie Thau von Abendwolken,
Unſterbliches Gefühl durch jede Nerve rinnt! —

K. I. FRIDRICH.

Ein neues Leben regt ſich durch die Natur. Die Wieſe hat das matte Wintergrün

abgeſtreift, die letzten dürren Blätter begraben ſich leiſe in dem rauſchenden Strom. Ein neues Gebilde ſchieſst hervor, ein friſches Grün breitet ſich über den Grund, die Bäume ſchwellen von junger Lebenskraft. Meine Sehnſucht lockte mich auf die Höhen und ich drang durch die reine Luft hinauf. Mit welcher Luſt erblickte ich unter mir den Raum immer mehr an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit gewinnen, und ich dünkte mich an Freuden und Einſichten reicher, je mehr die Fläche immer gewaltiger anwuchs! So immer höher zu ſteigen, dachte ich, und in heiliger Einſamkeit die ganze Erde ihren einfachen Geſetzen gemäſs, dahin wandeln zu ſehen, dann den unerſättlichen Durſt zu befriedigen, und den Sonnen und Sternen ihre ewigen Geheimniſſe abzulauſchen! — Ach! daſs es einen Punkt giebt, wo alles ſich in Nebel hüllt, wo der Blick des menſchlichen Auges, wie des menſchlichen Geiſtes traurig an der Gränze haftet, die eine unbegreifliche Macht ſeiner durſtigen Neugier vorſchob! —

Der Verf. der Briefe von Amanda und Eduard in den Horen v. 1797.

O wunderſchön iſt *Gottes Erde*,
Und werth, darauf vergnügt zu ſeyn;
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun!

HÖLTY.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich dem süſsen Frühlingsmorgen, den ich mit ganzem Herzen genieſse. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Daseyn versunken, daſs meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein gröſserer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend manchfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt, und erhält; mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft, und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt,

daſs es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund! — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.

Göthe.

Nun erwacht aus ihrem langen Schlummer
Die Erde, kleidet ſich aufs neu
In helles Grün; der Wald, nicht mehr ein ſtummer
Verödeter Ruin, wo nur die Pfeiler ſtehn
Der prächt'gen Laubgewölb', und hohen Schattengänge
Des Tempels der Natur, ſteht wieder voll und ſchön,
Und Laub drückt ſich an Laub in lieblichem Gedränge.
Mit Blumen decket ſich der Buſen der Natur,
Aufblühend lacht der Garten und die Flur;
Man hört die Luft vom Vogelſang erſchallen;
Die Felſen ſtehn bekränzt; die flieſsenden Kryſtallen
Der Quellen rieſeln wieder rein
Am friſchen Moos herab; den immer dichtern Hayn
Durchſchmettert ſchon im lauen Mondenſchein,
Die ſtille Nacht hindurch, das Lied der Nachtigallen.

Wieland.

O Frühling, o Erde Gottes! o unumſpannter Himmel! ach, regte ſich heute doch in allen Menſchen auf dir das Herz in freudigen Schlägen, damit wir alle neben einander unter den Sternen niederfielen und den heiſsen Athem in Eine Jubelſtimme ergöſſen und alle Freuden in Gebete, und das hohe Herz nach dem hohen Himmelsblau

richteten und in der Entzückung nicht Kummer- sondern Wonne-Seufzer abschickten, deren Weg so lang zum Himmel wie unserer zum Sarge ist! . . .

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daſs ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!
Ach, an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind,
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm'! Ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf strebt's!
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In euerm Schooſse
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinem Busen,
Allliebender Vater!

GÖTHE.

Schon entfliehet der Winter, es ſchwebt durch die ſäuſlenden Lüfte
Lächelnd nieder der blumige Lenz, auf purpurnen Schwingen,
Ihm bekränzt ſich die Erde, ſie ſchmückt mit duftenden Blumen
Ihren bräutlichen Schoos, und die Locken mit Blüthen des Sprößlings.
Siehe die Wieſen lachen! ſie ſaugen die Tropfen, die Aeos
Träufelt, die Allernährende, denen die Roſe ſich aufſchlieſst,
Auf dem Gebirge frohlocken die Hirten, es tönen die Flöten
Und der Geſang, und es freut ſich der hüpfenden Lämmer der Schäfer.
Schon befahren die Schiffer des Meeres Wogen; es ſchwellen
Ihre Segel vom Hauche des lieblichathmenden Zephirs.
Schon erſchallet das Jauchzen der Winzer, mit Epheu bekränzet
Flehen ſie Bakchos um reiches Gedeihen der ſchwangeren Reben;
Nun erwachen zu künſtlichen Werken die Bienen, allein ſie
Bleiben emſig daheim und bereiten die wächſernen Zellen;
Alle Geſchlechter der Vögel erheben mit Wonne die Stimme,
Ueber den Wellen die Mewen, und über den Dächern die Schwalbe,
An dem Geſtade die Schwanen, und Nachtigallen im Haine!
Jetzt da die Erde ſich ſchmückt, da die Blumen und Sprößlinge lachen,
Jetzt da der Hirte ſich freuet der Flöte, der Lämmer der Schäfer,
Jetzt da der Schiffer tanzt auf dem Meer, auf den Hügeln der Winzer,
Jetzt da die Bienen gedenken des Honigs, die Vögel des Liedes,

Sollte der Dichter jetzt ſchweigen, nicht Er den Frühling beſingen?

Der griechiſche Dichter Meleagrus.

Nun blüth jedes Gefild', und jeglicher Baum von Erzeugung,
Nun iſt laubig der Wald, nun prangt die Schöne des Jahres!

Virgil.

Mit vollen Zügen athme ich den Frühling, die Natur und das Leben ein. Ich ſehe Leben und Liebe überall aufblühen, in jedem Zweige der Bäume, in jedem Blatt des Geſträuchs, in jedem Halm des Graſes, in jedem Laut der Vögel. O wie beſchämen die Schönheiten der Natur die Pracht der Kunſt!

Dupaty.

Unter Wonnemelodien
Iſt der junge Lenz erwacht;
Seht, wie froh, den Phantaſien
Neuer Luſt, ſein Auge lacht!

Golden, über Thal und Hügel,
Blau und golden ſchwebet er
Wohlgefühle weh'n die Flügel
Milder Winde vor ihm her.

Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wieſe, Hain und Flur,
Labſal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur!

Bürger.

Freundliche Erde, du schwebst im Ringelreihen der Welten
Leis' und linde, doch nicht tonlos noch seellos dahin.
Zunge wurde dem Wald, dem Blättchen Athem gegeben,
Stimme dem schwätzenden Quell, Sprache dem rieselnden Bach,
Liebe wirbelnd begrüsst Bardale den röthlichen Morgen,
Der ambrosischen Nacht klaget Aeodi ihr Leid,
Von der Akkorde Fluthen ergriffen, erbebet des Menschen
Zart besaitetes Herz hinter der wölbenden Brust.
Siehe, die Bebungen schwellen zu Lauten, die Laute zur Rede,
Horch, in süssem Gesang fliesset die Rede dahin.
Welcher Finger berührt die Harmonikaglocken der Schöpfung?
Welchem beseelenden Hauch zittern die *Saiten* des All?
Grosser Harfner, dir tönt der Welten feyernder Hymnus,
Hauchender Odem, dir schwillt heisser und höher das Herz.
Sey mein Leben ein tönendes Lied! Im Päon der Sphären
Schmelz' es, ein reiner Akkord, sanft und melodisch dahin.

KOSEGARTEN.

Da wir heute durch unser singendes Thal, eh' noch die Morgenstrahlen hereingestiegen waren, hinausgiengen, so streckte sich ein ganzer krystallener quellenheller Tag auf den weiten Fluren vor uns hin — wir waren bisher an schöne gewöhnt, aber an den schönsten nicht. — Die Erdkugel

ſchien eine helle aus Dünſten und Lüften herausgehobene Mondkugel zu ſeyn — die Berg- und Waldſpitzen ſtanden nackt in tiefem Blau, ſo zu ſagen ungepudert von Nebeln — alle Proſpekte waren uns näher gerückt und der Dunſt vom Glaſe, wodurch wir ſahen, abgewiſcht. — Die Luft war nicht ſchwül, aber ſie ruhte auf den Gewürzfluren unbeweglich aus und das Blatt nickte, aber nicht der Zweig und die hängende Blume wankte ein wenig, aber blos unter zwey kämpfenden Schmetterlingen. Es war der Ruhetag der Elemente: ein ſolcher Tag, wo ſchon der Morgen die Natur eines ſchwärmeriſchen Abends hat, und wo ſchon er uns an unſere Hoffnungen, an unſre Vergangenheit und an unſer Sehnen erinnert, kömmt nicht oft, kömmt für nicht viele, darf für die wenigen, in deren ſchwellendes Herz er leuchtet, nicht oft kommen, weil er die armen Menſchen, die ihm ihre Herzen wie Blumenblätter aufthun, zu ſehr erfreuet, ſie vom kameraliſtiſchen Feudalboden, wo man mehr Blumen mähen als beriechen muſs, zu weit ins magiſche Arkadien verſchlägt. — —

Ein Steig trug uns durch das hohe Gras, das über ihn hereinſchlug, an einer Einöde oder einem iſolirten Hauſe vorüber, das zu entzückend in dieſem Blumen-Ocean lag, als daſs man hätte vorbeygehen oder reiten können. Wir lagerten uns auf einer abgemähten Raſenſtelle, zur rechten Seite des Hauſes, zur linken eines runden Gärtchens, das ſich mitten in die Wieſe verſteckte. Im

armen Gärtchen waren und nährten sich (wie in einem toleranten Staate) auf dem nämlichen Beete Bohnen und Erbsen und Sallat und Kohlrüben; und doch hatte im Zwerggarten ein Kind noch sein Infusions-Gärtchen. — Zwey braune Kinder spielten und observirten uns — ihnen that am heutigen Morgen nichts wohl, als ihren entblößten Füßen die Sonne. O Natur! o Seligkeit! Du suchest wie die Wohlthätigkeit gern die Armuth und das Verborgne auf! —

Als ich so den stehenden Himmel, die Wind- und Blätterstille betrachtete, in der der vertikale Flügel des Papillons und das Härchen der Raupe unverborgen blieb: so sagt' ich: „wir und dieses Räupchen stehen unter und in drei allmächtigen Meeren, unter dem Luftmeer, unter dem Wassermeer und unter dem elektrischen Meere: gleichwohl sind die brausenden Wogen dieser Oceane, diese Meilen-Wellen, die ein Land zerreissen können, so geglättet, so bezähmet, daß der heutige Sabbathstag herauskömmt, wo den breiten Flügel des Schmetterlings kein Lüftchen ergreift oder um ein gefiedertes Stäubchen berupft und wo das Kind so ruhig zwischen den Elementen Gesiathens tändelt und lächelt. — Wenn das kein unendlicher Genius bezwungen hat, wenn wir diesem Genius keine Zusammenordnung unsers künftigen Schiksals und unserer künftigen Welt zutrauen.“ —

O unendlicher Genius der Erde! an deinen Busen wollen wir unsre kindlichen Augen schmiegen, wenn sich der Sturm von

der Kette losreifset — an dein allmächtiges heiffes Herz wollen wir zurückfinken, wenn uns der eiferne Tod einfchläfert, indem er vorbeygeht! —

IEAN PAUL FR. RICHTER.

Auf einer Seite verfinkt nun bald in feinem abendlichen Bette der Mond, der die Blüthen des Ofchaddi (einer Art Blumen, die bey Nacht blühen) anzündet; auf der andern beginnt ihren Lauf die Sonne, fitzend hinter Arun, ihrem Wagenführer. Beyder Glanz ift fichtbar; wenn fie aufgehn und untergehn, und nach ihrem Beyfpiel follte der Menfch in Glück und Unglück gleich ftandhaft feyn. — — Ietzt verfchwand der Mond und die Blume der Nacht gefällt nicht länger; fie läfst nur das Andenken ihres Wohlgeruchs zurück und hängt ihr Haupt wie eine zarte Braut, die in der Abwefenheit ihres Gatten unleidlichen Schmerz erduldet. — Der Morgen röthet fich; er färbt mit feinem Purpur die Thautropfen auf den Zweigen jenes Gefträuchs. Der Pfau fchüttelt den Schlaf von fich ab und eilt hinunter von den mit heiligem Grafe durchflochtenen Einfiedlerhütten. Und fiehe! dort fpringt plötzlich die Antelope von der Opferftätte auf, die fie mit ihrem Huf bezeichnete, bäumt fich hoch empor und ftreckt ihre niedlichen Glieder. — Wie ift der Mond vom Himmel gefallen mit erblaffenden Strahlen! Der Mond, der feinen Fufs auf *Su-Meru* fetzte, dem König der Gebirge auf das

Haupt trat, und das Gefolge der Finsterniſs zerſtreuend, hinanſtieg bis in *Wiſchnus* (der indiſche Nahme der alles *erhaltenden* Gottheit) mittlern Pallaſt! So ſteigen die Groſsen dieſer Erde mit äuſſerſter Anſtrengung hinan zum Gipfel des Ehrgeitzes, und ſchnell und leicht ſinken ſie wieder hinunter.

Der Indiſche Dichter Kalidas.

O du, die du rolleſt oben, rund wie das Schild meiner Väter! Woher ſind deine Strahlen, o Sonne, dein ewig daurendes Licht? Du kommſt hervor in deiner ehrwürdigen Schönheit, und die Sterne verbergen ſich am Himmel. Der Mond, kalt und blaſs, ſinkt in die weſtliche Woge. Aber du ſelbſt wandelſt alleine. Wer mag ſeyn ein Begleiter deines Laufes? Die Eichen der Berge fallen; die Berge *ſelbſt* verwittern mit den Iahren; der Ocean ſchwindet und wächſt wieder; der Mond ſelbſt iſt verlohren am Himmel. Aber du biſt auf immer dieſelbe, fröhlich einherſchreitend in der Klarheit deines Laufes. Wenn die Welt ſchwarz iſt von Ungewittern, wenn der Donner rollt und die Blitze fliegen; da ſchaueſt du in deiner Schönheit aus den Wolken und lacheſt über den Sturm. Aber auf Oſſian blickeſt du vergebens. Er ſieht deine Strahlen nicht mehr, es mögen deine gelbe Haare flieſsen über die öſtlichen Wolken, oder du magſt erzittern an den Thoren von Weſten. Aber auch du biſt vielleicht, wie ich, nur für eine Jahreszeit; deine Jahre werden ein Ende haben. Du wirſt

ſchlafen in deinen Wolken unachtſam auf die Stimme des Morgens. — Hüpfe dann, o Sonne, in der Stärke deiner Jugend! Das Alter iſt ſo finſter und reitzlos: es iſt gleich dem flimmernden Lichte des Mondes, wenn er ſcheint durch zerriſſene Wolken und der Nebel iſt auf den Hügeln; der Hauch des Nordens iſt auf der Ebene, der Wanderer fährt zuſammen auf der Mitte ſeines Weges.

Ossian.

Schon ſchauert durch den Hayn ein neues Feuer,
Schon ſpielt die Luft im jungen Laube freyer,
Schon iſt mit mildem Glanz der Tag erwacht.

Hinauf! dort wo der jungen Sonne Stralen
Mit Himmelsglanz des Vogels Schwingen malen,
Erwacht die Phantaſie mit neuem Schwung.
Wir ſteigen fröhlich durch bethaute Matten
Den Tannenwald hinan, wo Sonnenlicht mit Schatten
Zuſammenſchmilzt in ſüſse Dämmerung.

Wie ſchwimmt in ſeinem lichten Farbenkranze
Von Sonnenſchein umſpielt, im Aetherglanze
Der ſchöne Grund vor meinem trunknen Blick!
Mit der Natur in hohem Einklang fühlet
Das rege Herz, von neuer Luſt durchwühlet,
Und ahnet der Begeiſtrung nahes Glück.

Die reinſte Luft, geſchöpft aus Aetherquellen,
Umſäuſelt mich, auf ihren leichten Wellen
Wallt die entzückte Seele himmelan.
Wie wogt im Glanz der jungen Morgenſonne
Ein Meer von neuer Lebenskraft und Wonne,
Durch meine Bruſt ein Freudenocean!

Hinab! Ich will mir ſelbſt die Banden kürzen,
In dieſen Himmel mich hinab zu ſtürzen,
In dieſer Glut zu ſterben, Götterglück!
Ich ſeh die leichten Schranken niederfallen,
Mich aufgelöſt im reinen Aether wallen,
Und Gottheit liegt in dieſem Augenblick!

Sophie Mereau.

Auf einen Berg ſteigt der Menſch wie das Kind auf einen Stuhl, um näher am Angeſicht der unendlichen Mutter zu ſtehen und ſie zu erlangen mit ſeiner kleinen Umarmung. Um meine Höhe liegt die Erde unter dem weichen Nebel mit allen ihren Blumenaugen ſchlafend — aber der Himmel richtet ſich ſchon mit der Sonne unter dem Augenliede auf — unter dem erblaſsten Arkturus glimmen Nebel an, und aus Farben ringen ſich Farben los — der Erdball wälzt ſich groſs und trunken voll Blüthen und Thiere in den glühenden Schoos des Morgens. — —

Sobald die Sonne kömmt, ſo ſchau' ich in ſie hinein und mein Herz hebt ſich empor... Durchglühe, Aurora, das Menſchenherz wie dein Gewölk, erhelle das Menſchenauge wie deinen Thau und zieh' in die dunkle Bruſt wie in deinen Himmel eine Sonne herauf!...

Wehe gröſsere Wellen auf mich zu, Morgenluft! ziehe mich in deine weiten Fluren, die über unſern Auen und Wäldern ſtehen und führe mich im Blüthengewölk über funkelnde Gärten und über glimmende Ströme, und laſs mich, zwiſchen fliegenden Blüthen und Schmetterlingen taumelnd, in

der Sonne mit ausgebreiteten Armen zerfliesend, leiſe über der Erde ſchwebend ſterben und die Bluthülle falle zerronnen zu einer rothen Morgenflocke, gleich dem Ichor des Schmetterlings, der ſich befreyet, in die Blumen herab, und den blauhellen Geiſt ſauge ein heiſser Sonnenſtral aus dem Roſenkelch des Herzens in die zweite Welt hinauf. — —

Walle trunken um mich, beſeelter Goldſtaub, mit deinen dünnen Flügeln, ich zerdrücke dein kurzes Blumenleben nicht — ſchwelle herauf, taumelnder Zephyr und ſpüle mich in deine Blüthenkelche hinab — ach du unermeſslicher Stralenguſs, falle aus der Sonne über die enge Erde und führ' auf deinen Glanzfluten das ſchwere Herz vor den unendlichen Thron, damit das ewige Herz die kleinen an Aſche gränzenden nehme und heile und wärme!

Iſt denn ein armer Sohn dieſer Erde ſo unglücklich, daſs er verzagen kann mitten im Glanze des Morgens, ſo nahe an Gott auf den heiſsen Stufen ſeines Throns?

O Menſch, meine Seele hat ſich aufgerichtet gegen die Sterne: der Menſch iſt ein Engbrüſtiger, der erſtickt, wenn er liegt und ſeinen Buſen nicht aufhebt. — Aber darfſt du die Erde, dieſen Vorhimmel, verachten, den der Ewige gewürdigt, unter dem lichten Heer ſeiner Welten mitzugehen? Das Groſse, das Göttliche, das du in deiner Seele haſt und in der fremden liebſt, ſuch' auf keinem Sonnenkrater, auf keinem Planetenboden — die ganze zweite Welt,

das ganze Elysium, Gott selbst erscheinen dir an keinem andern Ort als mitten in dir. Sey so groſs, die Erde zu verschmähen, werde gröſser, um sie zu achten. Dem Mund, der an sie gebückt ist, scheint sie eine fette Blumenebene — dem Menschen in der *Erdnähe* ein *dunkler* Weltkörper — dem Menschen in der *Erdferne* ein *schimmernder* Mond. Dann erst flieſset das Heilige, das von unbekannten Höhen in den Menschen gesenkt ist, aus deiner Seele, vermischt sich mit dem irrdischen Leben und erquickt alles was dich umgiebt: so muſs das Wasser aus dem Himmel und seinem Gewölk erst unter die Erde rinnen, und aus ihr wieder aufquellen eh' es zum frischen hellen Trank geläutert ist. — Die ganze Erde bebt jetzt vor Wonne, daſs alles ertönt und singt und ruft, wie Glocken unter dem Erdbeben von selber erklingen. — Und die Seele des Menschen wird immer gröſser gemacht vom nahen Unsichtbaren — —

Jean Paul Fr. Richter.

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten, und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die *Erde* nur, will ich schweben und anbeten,
Halleluja! Halleluja! der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Als der Hand des Allmächtigen
Die grösseren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannst du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Als ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie von Felsen
Der Wolk hinab, und Orion gürtete,
Da entrannst du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die Tausend mal Tausend,
Wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten?
— Und wer bin ich?

Halleluja dem Schaffenden!
Mehr, wie die Erden, die quollen,
Mehr, wie die Siebengestirne,
Die aus Stralen zusammenströmten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst, und bist vielleicht
Ach, nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine. — Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der seyn wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durchs dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub
Sohn des May's, so werde denn

Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuſs von neuem, du mein Auge,
Freudenthränen,
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder mit Palmen
Ist meine Harf', umwunden! Ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht — und Wunder alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an,
Denn du
Namenloser, du!
Schufest sie.

Lüfte, die um mich weh'n und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber itzt werden sie still, kaum athmen sie —
Die Morgensonne wird schwül —
Wolken strömen herauf —
Sichtbar ist der kommt, der Ewige!

Nun schweben und rauschen und wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen seyn kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet — und ich
Falle nicht auf mein Angesicht? —
Ach, Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher! — erbarme dich meiner!

Zürneſt du, Herr!
Weil Nacht dein Gewand iſt?
Dieſe Nacht iſt Seegen der Erde.
Vater, du zürneſt nicht!

Sie kommt, Erfriſchung auszuſchütten
Ueber den ſtärkenden Halm,
Ueber die herzerfreu'nde Traube —
Du zürneſt nicht, o Vater!

Alles iſt ſtille vor dir, du Naher!
Rings umher iſt alles ſtille!
Auch das Würmchen mit Golde bedeckt, merkt auf —
Iſt es vielleicht nicht Seelenlos? Iſt es unſterblich?

Ach, vermögt' ich dich, Herr, wie ich dürfte, zu preiſen!
Immer herrlicher offenbareſt du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Seegen.

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zuckenden Stral?
Hört ihr Jehova's Donner?
Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
Den erſchütternden Donner des Herrn?

Herr! — — Herr! — — Gott! —
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, geprieſen
Sey dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde! Sie tragen den Donner.
Wie ſie rauſchen! Wie ſie die Wälder durchrauſchen! —
— Und nun ſchweigen ſie — Langſam wandelt
Die ſchwarze Wolke.

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den fliegenden Stral?

Hört ihr doch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova! Jehova!
Und der geſchmetterte Wald dampft. —

Aber nicht unſre Hütte.
Unſer Vater gebot
Seinem Verderber
Vor unſrer Hütte vorüber zu gehen.

Ach, ſchon rauſcht, ſchon rauſcht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun iſt, wie dürſtete ſie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Seegensfüll' entlaſtet.

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
Im ſtillen, ſanften Säuſeln
Kömmt Jehova —
Und unter ihm neigt ſich der Bogen des Friedens.

KLOPSTOCK.

Herrlich und furchtbar biſt du, gewaltiger
Wolkenverſammler, Himmelverfinſterer!
Kein Erdegebieter, und kreiste ſein Machtwort,
So wie die Sonne kreist,
Reichet an dich.
Herrlich und furchtbar biſt du. So ſagte mir
Tief in die Seele dein Donner.
So lange dein Donner ſprach, lag es verſtummet;
Aber nun ſagt es mein Harfenſpiel nach:
Herrlich und furchtbar!

Heiſs war der Tag. Dein Finger gebot
Nach Süden. Da zogen nach Süden
Von tauſend Thälern und tauſend kochenden Sümpfen
Die blaulichen Hauche, verdickten ſich dort
Zu ſchwarzen Wolkengebirgen. Von da
Sollte dein Blitzgeſpann,

Sollte dein erdenerschütternder Wagen
Ueber das Antlitz der Welt ergehn.

Die Sonne barg sich. Immer stiller,
Stiller ward der Waldgesang.
Der Schwalbe Flügel streiften auf der Erde.
Die Mücken summeten ahnend umher.
Schnaubend warf der Stier den Nacken auf,
Und suchte den ströhmenden Wind.
Aber von dir war ihm noch nicht zu ströhmen geboten;
Unbewegt, unerfrischt stand die Luft,
Und die Brust des Barden war beklemmt,
Und sein Odem schwach.

Endlich gebotst du dem Winde zu ströhmen,
Da trug er in seiner weitkreisenden
Tief niederhangenden Wolkennacht
Deinen erschrecklichen Wagen herauf.
Riss auf Riss zerborst die Nacht
Deinen geschlängelten glühenden Keilen
Vor dem Wagen her.
Aber der Wagen krachte noch nicht. Er rollte nur.
Und die Brust des Barden war beklemmter,
Und sein Odem schwerer.

Nun war der Wagen über unserm Haupte.
Dem Drucke seiner schweren Räder
Erbebten die Thürme der Kaiserstadt,
Erbebte bis in ihren tiefen Schooss die Veste.
Jeglicher blendende Blitz
Ereilt vom betäubenden Knalle
War des nahen Todes Zeuge.
Bleich und stumm war mein Geschlecht,
Und ich sass mit gebogenem Nacken.
Und in meiner Seele war kein Laut, als dieser:
Herrlich und furchtbar!

Aber die zackigen Keile
Fuhren ergrimmet umher.
Einer durchwühlte den Busen der Flur.

Ein andrer begrub ſich in der erſchrockenen Donau-
flut.
Dieſer erloſch in dem unendlichen Raume der Him-
mel.
Jener traf der ſchönſten Eiche Wipfel,
Morgen kömmt der Barde, will ſich kränzen.
Ach ſie ſteht verſengt!

Alſo fuhren die Keile; doch hatte
Der auf dem Wagen den Keilen geboten
Meines Geſchlechtes zu ſchonen.
Und itzo gab er ſeinen Waſſern
Befehl herunter zu ſtürzen.
Da wurden die Wolkengebirge zur Ebne,
Und der Wagen krachte immer, rollte nur.
Und ich hub mein Haupt allgemach empor,
Und die Bruſt des Barden ward erweitert,
Und ſein Odem leichter.

Nun war er hinüber der Wagen nach Norden;
Doch irrte von Berge zu Berge
Der langſam ſterbende Nachhall von ſeinem *Gerolle.*
Da ſchwang ſich mein freyerer Blick *zum* Himmel,
Der farbige Bogen (die Brücke der Götter,
Als Odin noch herrſchte, noch Asgard ſtand,
Und itzo der Schatten, Allvater!
Von deinen beſänftigten Augenbraunen)
Der wölbte ſich hell in Oſten empor.
Wie klares Geſtein, ſo glänzte zur Luft
Der Segen der Wolken auf Laub und Gras.
Da tauchten die Vögel, da tauchten die Heerden
Den munteren Fuſs ins erfriſchende Naſs,
Und neues Gefühl des Lebens erhub
Das zagende Menſchengeſchlecht.

Auch mich, auch mich erhub dies neue Gefühl.
Ich rührte die Saiten und ſang:
Herrlich und gnädig biſt du, gewaltiger
Wolkenverwälzer, Himmelerheiterer!
Siehe, dort dampfet der Hain getroffen von dir.
Aber du ſchonteſt der Menſchen.

Deine Sonne barg ſich.
Nun erſcheint ſie wieder
In der Abendpracht.
Ihrer Blitze letzter
Goldet mein erwachtes,
Frohes, dankbemühtes Saitenſpiel.

Denis.

Gegen Weſten rückte ein Gewitter mit ſeinem Donner-Tritt über den Himmel und hieng ſein Bahrtuch von ſchwarzem Gewölk über die Sonne. Die Gegend ſah wie das Leben eines groſsen, aber nicht glücklichen Menſchen aus; der eine Berg glühte vom Flammenblick der Sonne, der andre verdunkelte ſich unter der niederfallenden Nacht einer Wolke — — drüben in der Abendgegend brauſste im Himmel ſtatt des Vogelgeſangs das himmliſche Pedal, der Donner, und in Kolonnaden von weiſsen Waſſerſäulen riſs ſich der wärmende Regen vom Himmel loſs und füllte ſeine Blumenkelche und Gipfel wieder, aus denen er geſtiegen war — es war einem ſo feyerlich, *als würde ein Thron für Gott errichtet und alles wartete, daſs er darauf niederſtiege.* — — —

Die Wolke war verronnen und verzogen. — Niemand konnte aus ſeinem genieſsenden Schweigen heraus — als auf einmal die tiefe Sonne die ſchwarze Wolkendecke durchbrannte und entzwei riſs und den Leichenſchleier des Gewitters weit zurückſchlug und uns überſtrahlte und die glimmenden Geſträuche und jeden feurigen Buſch... Alle Vögel ſchrien, alle Menſchen verſtummten — die Erde wurde eine Son-

ne — der Himmel zitterte weinend über der Erde vor Freude und umarmte ſie mit heiſſen unermeſslichen Lichtſtrahlen. — —

Die Gegend brannte im himmliſchen Feuerregen um uns; aber unſere Augen ſahen ſie nicht und hiengen blind an der groſſen Sonne. — Endlich legte ſich die umdonnerte Sonne wie ein Weiſer ruhig unter die kühle Erde, ihr Abendroth ruhte glühend unter dem blitzenden Wetter, ſie ſchien wie eine Seele, zu Gott gegangen zu ſeyn und ein Donnerſchlag fiel in den Himmel nach ihrem Tode,

Es dämmerte, ... die Natur war ein ſtummes Gebet... der Menſch ſtand erhabener wie eine Sonne darin; denn ſein Herz faſste die Sprache Gottes ... aber wenn in das Herz dieſe Sprache kömmt und es zu groſs wird für ſeine Bruſt und *ſeine* Welt: ſo hauchet der groſse Genius, den es denkt und liebt, die ſtillende Liebe zu den Menſchen in den ſtürmenden Buſen und der Unendliche läſset ſich von uns ſanft an den Endlichen lieben...

Jean Paul Fr. Richter.

Mit des Jubels Donnerſchlägen
Gab die Wolke Gottes Seegen,
Und der Fluren Opferduft
Wallet lieblich durch die Luft.

Und die Wolke ſteht, umzogen
Von des Friedens hellen Bogen,
Unter dem der Blitz noch ſpielt,
Der des Tages Glut gekühlt.

Und die Sonn' am blauen Himmel,
Rings umſchwebt von Glanzgewimmel;
Und das grüne Weizenthal
Ueberſtrömt vom milden Strahl.

Und auf lichtem Beete funkeln
Mohne, Roſen und Ranunkeln;
Bienen ſuchen Honigſeim,
Sumſen goldgeflügelt heim.

Alle Kreaturen loben,
Wachteln unten, Lerchen oben;
Und die Heerd' am Bache ſpringt,
Und der frohe Bauer ſingt.

I. H. Voſs.

Nun tritt die Erdenſonne auf die Erdengebirge und von dieſen Felſenſtufen in ihr heiliges Grab: die unendliche Erde rückt ihre groſsen Glieder zum Schlafe zurecht und ſchlieſset eintauſend ihrer Augen ums andere zu. Ach welche Lichter und Schatten, Höhen und Tiefen, Farben und Wolken werden drauſsen kämpfen und ſpielen und den Himmel mit der Erde verknüpfen — ſobald ich hinaustrete (noch ein Augenblick ſteht zwiſchen mir und dem Elyſium), ſo ſtehen alle Berge von der zerſchmolzenen Goldſtufe, der Sonne überfloſſen da — Goldadern ſchwimmen auf dem ſchwarzen Nachtſchlacken, unter denen Städte und Thäler übergoſſen liegen — Gebirge ſchauen mit ihren Gipfeln gen Himmel, legen ihre feſten Meilen-Arme um die blühende Erde, und Ströme tropfen von ihnen, ſeitdem ſie ſich aufgerichtet aus dem Uferloſen Meer — Länder ſchlafen an Län-

dern, und unbewegliche Wälder an Wäldern, und über der Schlafstätte der ruhenden Riesen spielet ein gaukelnder Nachtschmetterling und ein hüpfendes Licht, und rund um die grofse Scene zieht sich wie um unser Leben ein hoher Nebel. — Ich gehe jetzt hinaus und sink' an die sterbende Sonne und an die entschlafende Erde.

Jean Paul Fr. Richter.

Endlich ist sie hinabgesunken hinter die himmelanstrebenden Berge in Westen, diese Sonne, die mich blendete, wärmte, bezauberte durch ihre vermannichfaltigte Beleuchtung dieses Wunderthals, seiner Felsen, und seiner Haine. Sey mir gegrüfst, holde Dämmerung, und du blauer Abendhimmel mit den Purpurstreifen im *Westen*, und willkommner als sie, göttliche *Kühle*, rauschend in dem wogenden Meere von Wipfeln, lauter als die lispelnden Fluthen des Flusses, und überstimmt nur von einzelnen schmetternden Tönen der Nachtigallenchöre, die in jenem Schatten das Lied der glücklichen Liebe singen! Gebt mir stillen Genufs, umrauscht mich sanft zur nachsinnenden, nach empfindenden Ruhe! Ich bin des Schauens für heute satt, und erliege unter der Unerschöpflichkeit der Natur; ich sehne mich nach mir selbst. — Des heutigen Tages tausendfältige Bilder einen Augenblick nur im Vorbeygehen aufzufassen, ohne sie festhalten zu können, ist Herabwürdigung zum leblosen Spiegel: sie alle zu verzehren, alle ins eigene Wesen verwan-

deln zu wollen, stürmisches Schwelgen, ohne Zweck, wie ohne Empfindung. Wie wohl ist mir in dieser Einsamkeit! Hier will ich nicht mehr mit umherspähendem Blick den Gegenständen nachjagen; nicht mit Anstrengung, und Spannkraft haschen, was mir rechts und links entfliehen will; nein ich entbinde meine Sinne ihres Dienstes, und überlasse mich leidend dem alleindringenden Berühren der Natur. Ich will nicht mehr unterscheiden, nicht zergliedern die Gestalten, die Töne, die Farben ihres Himmels, und ihrer Erde; Ein Lied, Ein unnennbares, untheilbares Bild ströme sie mir durch Aug' und Ohr, und fülle meine lechzende Seele mit der Wonne, die keine Zunge stammeln kann! Diess ist die allgemeine Zauberey der schönen Natur, Allen fühlbar, wenn gleich nicht von allen erkannt; die wohlthätige Macht, die uns alle hält, und nährt, und erfreuet, und deren Wirkungen die Vernunft nicht fassen kann; denn des Genusses Grenze ist Zergliederung des Eindrucks. Dennoch! — wunderbares Gesetz der Menschenform! — dennoch sind die Weiseren unter uns glücklich nur wie ein Kind, das, wenn es die Blume sieht, ihrer lieblichen Gestalt, und Farbe einen Augenblick froh wird, sie dann bricht, und zerpflückt. Heilige Pflegerin! mehr Blüthen, als wir zerstören können, schufst du um uns her; und den Quell der ewigwiederkehrenden, ewig sich verjüngenden Wesen verbargst du vor unserm verzehrenden Geiste? O, ich wähne dir nachzuwandeln, auf dei-

nem verborgenen Pfade, und Absicht, und Mittel, wie in dem Lebensgang eines Menschen, darauf zu erblicken. Er ist nicht ohne Zweck, dieser Trieb des Forschens, und Sonderns, den du in uns legtest, der schon im Kinde sich regt, der bis ins Alter uns begleitet. Du durchbebst die Saiten der thierischen Bildung, du führst den Aetherstrom des Lebens in ihren Adern umher, und das ferne Geblöcke, das jetzt aus den Triften emporsteigt, und in den säuselnden Abendwind tönt, — und diese Jubelgesänge in den hochbelaubten Buchenästen, sind der Wiederhall deiner alles erquickenden Freude. — Aber ein anderer Genuſs wartet des sinnenden, sondernden Menschen: im Labyrinthe der Gefühle sucht er das empfindende Wesen; im unendlichen Meere von Bildern den Seher; in der duldsamen Materie den gebietenden Willen; in *Allem* ausser ihm, *sich selbst.*

G. Forster.

Erde, dich liebt die Sonne, dich lieben die heiligen Sterne,
Dich der himmelwandelnde Mond! Sobald du vom Schlummer
Dich erhebst, und Thau aus duftenden Locken dir träufelt,
Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glänzenden Safran,
Daſs du bräutlich geschmückt erscheinst im Morgengewande.
O, wie schirmest du dann im rosigen Schleier! mit tausend
Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen umträufelt,

Und mit glänzender Binde des blauen Meeres umgürtet!
Aber wenn dein Haupt zum süſsen Schlummer sich neiget,
Und in schattender Halle die Nacht die Glieder dir kühlet,
Siehe, dann lächelt der Mond von seinem einsamen Pfade,
Sanfte Freuden dir zu, gesäugt am Busen der Stille,
Und dann singen die Sterne dir zu. In heiliger Stunde,
Hört ich gestern ihr Lied, im Wehen wölbender Buchen.
Einiger deiner Kinder, o Mutter! will ich erzählen,
Was im goldnen Reihentanze — die Sterne dir sangen.
Also sangen sie; lauscht ihr Lieblingskinder der Mutter!
Schlummre sanft, o Schwester, im kühlen duftenden Bette,
Schlummre Geliebte, sanft, auf daſs du rosig erwachest!
Wilde Stürme müssen dir nicht die Locken zerwehen,
Müssen deine Ströme nicht über die Ufer empören,
Nicht den Wiegengesang des rauschenden Meeres verstimmen!
Hekla müsse dich nicht, dich müsse der Aetna nicht wecken,
Ruhen müsse der Blitz in schwarzen Gürteln der Alpen,
Keine Wolke verbergen vor uns dein liebliches Antlitz,
Müsse dir keine den Blick des freundlichen Mondes umschleiern!
Leichtes Fuſses müssen vorbey die Stunden dir tanzen,
Bis mit rosigem Finger die Morgenröthe dich wecket!
Deine Kinder müssen dich nicht im Schlummer bekümmern,

Denn sie schlummern mit dir; die wenigen, welche der Kummer
Von der Ruhe Lager verscheuchte, tröstet mit milden
Blicken der sanfte Mond, der mit den Weinenden weinet,
Sich mit Freuenden freut, und liebend Liebenden lächelt.
Deine Kinder, welche das Meer auf Schiffen umtanzen,
Wollen wir während der Nacht am strahlenden Gängelband leiten,
Daſs die Gleitenden nicht ein kreisender Strudel erhasche!
Daſs kein tückischer Fels die eilenden Kiele verletze!
Schlummre sanft, o Schwester, im kühlen duftenden Bette,
Schlummre, Geliebte, sanft, auf daſs du rosig erwachest!
Also sangen die Stern', und schimmerten freundlich, die Lüfte
Bebten, wie mit ertönende Saiten der ruhenden Leyer,
Wenn ein preisendes Chor den gewölbten Tempel durchhallet!

Fr. L. v. Stollberg.

Erde, du Mutter Aller, du festgegründete, singen
Will ich, Aelteste, dich, du aller Lebenden Amme!
Allen, welche das Land betreten, die Wasser bewohnen,
Giebst du Nahrung aus deiner Füll', und dem Fittiggeschlechte;
Kinderselig, und reich an Früchten, ist alles, o Hehre,
Nur von dir! dein ist's dem sterblichen Menschen zu geben
Und zu rauben das Leben. Ihn den du mit segnenden Blicken
Anschaust, wohl dem Beglückten! — —
— — Ihm folgen Seegen und Reichthum;

Jünglinge jauchzen umher von junger Freude belebet,
Blühende Jungfraun ſpielen in Reigentänzen und pflücken,
Freudiges Herzens, Blumen der Wieſ' und bekränzen das Haar ſich.
Ach beglücke ſie ferner du hehre ſegnende Göttin!
Heil dir Mutter der Götter, o Weib des Sternebeſä'ten
Himmels! Gieb mir zum Lohn des Geſangs ein ruhiges Leben!

HOMER.

Es war ein ſchöner Abend. Die Sonne war im Begriff unterzugehen. Ihr Feuer röthete den Himmel und emaillirte die Meeresfläche. Sie war wie ein Spiegel von Perlenmutter, auf dem ſich nur hin und wieder eine Welle etwas emporhob, den Glanz der Sonne ſtärker aufnahm, und in ihrer ſanften Schwingung dem Spiel eines attlaſſenen Stoffes ähnelte. Am Ende des Horizonts floſſen Meer und Firmament in die ſanfteſte Harmonie der röthlichen Perlfarbe und des Silberblaues zuſammen. Eine Menge von Schiffen, die von fern wie ſchwarze Punkte erſchienen, bezeichneten allein die Gränze zwiſchen beyden. Die Sonne ſelbſt verbarg ſich hinter einer dunkelblauen Wolke, die höherer Purpur verbrämte, aber dicht unter ihr glühte das Meer. Rund um uns herum waren Schiffe von verſchiedener Gröſse, von denen die Stimmen des Schiffvolks, welches Betſtunde hielt, zu uns herüberka-

men. — Mein Geiſt feyerte mit ihnen und der ganzen Natur.

F. W. B. v. Ramdohr.

Dieſen Spatziergang am Strande gäb' ich nicht um Vieles!

Es war etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang: der Himmel blau und heiter, und wolkenleer über uns. Das Meer rauſchte auf den Kieſeln des abſchüſsigen Strandes faſt ohne Wellen; denn ein ſanfter Abendwind hauchte nur längs ſeiner Oberfläche hin, und die Ebbe milderte die Gewalt der majeſtätiſch anprellenden groſsen Kreiſe, die der Krümmung des Ufers parallel in ſchäumenden Linien verrauſchten. Hinter uns hieng Shakspear'es Felſen hoch und ſchauervoll in der Luft; eine thurmähnliche ſenkrecht abgeſtürzte Maſſe, fünfhundert Fuſs über der Meeresfläche erhaben, weiſs, und nur mit etwas daran hängendem Grün verziert. Links auf einer ähnlichen doch etwas niedern Höhe, über dem Kieſelſtrande, ſträubten ſich, im magiſchen Lichte der Dämmerung, die maleriſchen Thürme des Schloſſes von Dover, gleichſam vor dem Sturz, an deſſen Rande ſie ſtanden. Und jenſeits des blauen Meeres, das links und rechts im unabſehlichen Horizont ſich verlor, lag Frankreichs weiſse und blaue Küſte, in manchen hervorſpringenden Hügeln vor uns hingeſtreckt. So wie wir dieſes Schauſpiel betrachteten, und von einem Gegenſtande zum andern unſere Blicke wandern lieſsen, wachten neue Empfindungen in uns

auf. — Plötzlich, indem ich die Felſenähnlichen Spitzen des Schloſſes betrachtete, that mein Reiſegefährte einen Schrei — des Erſtaunens und Entzückens. Ich wandte mich um, und ſah über dem Ufer von Calais ein auflodерndes Feuer. Es war der Vollmond, welcher göttlich aus dem Meere ſtieg, und allmählig ſich über die Region der dichtern Dünſte erhob. Welch' ein Anblick von unbeſchreiblicher Einfalt und Pracht! Bald höher und höher emporſchwebend, ſchickte er von Frankreichs Ufer bis nach Albion herüber einen hellen Lichtſtreif, der, wie ein gewäſſertes Band, zwiſchen beyden Ländern eine täuſchende Vereinigung zu knüpfen ſchien. Im Dunkel, das längs der Felſenwand unter dem Schloſſe herrſchte, flimmerte ein Licht romantiſch hervor; über Shakspeare's Cliff hieng ein ſchöner Stern im weiſseſten Glanze nieder. — *O Natur! die Gröſse, womit du die Seele erfüllſt, iſt heilig, und erhaben über allen Ausdruck.*

G. Forster.

O Theuerſter, wie ſchön war die Stelle und die Zeit! Die Pyrenäen ruhten groſs, halb in Nächte, halb in Tage gekleidet um uns, und bückten ſich nicht wie der veraltende Menſch, vor der Zeit, ſondern erhoben ſich ewig; und ich fühlte warum die groſsen Alten die Gebirge für Giganten hielten. Die Häupter der Berge trugen Kränze und Ketten von Roſen aus Wolken gemacht; aber ſo oft ſich Sterne aus dem leeren tiefen Aethermeer herausdrängten, und aus

den blauen Wellen glänzten, ſo erblichen Roſen an den Bergen und fielen ab. Nur das Mittagshorn ſchauete wie ein höherer Geiſt lange der tiefen einſamen Sonne nach, und glühte entzückt. Ein tieferes Amphitheater aus blühenden Zitronenbäumen zog uns mit Wohlgerüchen auf die eingehüllte Erde zurück, und machte aus ihr ein dunkles Paradies. Und *Gione* drang voll ſtillem Entzücken in ihre Lautenſaiten und *Nadine* ſang den gleitenden Tönen leiſe nach. Und die Nachtigallen wachten in den Roſenhecken am Waſſer auf und zogen mit den Tönen ihres kleinen Herzens tief in das groſse menſchliche, und glimmende Johanniswürmchen ſchweiften um ſie von Roſe zu Roſe, und im ſpiegelnden Waſſer ſchwebten nur fliegende Goldkörner über gelbe Blumen. — Aber da wir gen Himmel ſahen, ſchimmerten ſchon alle ſeine Sterne und die Gebirge trugen ſtatt der Roſenketten ausgelöſchte Regenbogen, und der Rieſe unter den Pyrenäen war ſtatt der Roſen mit Sternen gekrönt. — — O mein Geliebter, muſte dann nicht jeder entzückten Seele ſeyn, als falle von der gedrückten Bruſt die irrdiſche Laſt, als gebe uns die Erde aus ihrem Mutterarm reif in die Vaterarme des unendlichen Genius — als ſey das leichte Leben verweht? — Wir kamen uns wie Unſterbliche und erhabener vor. —

O wie richtete ſich der innere Menſch unter den Sternen auf, und wie leicht wurde das Herz!

Jean Paul Fr. Richter.

Die Natur und ein ruhiges Herz ſind ein ſchönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London. Gottes Unermeſslichkeit und Allgegenwart heiligen jeden Hügel, auf dem ein friedſames und von böſen Leidenſchaften freyes Herz ihm ſein ſtilles Opfer bringt. — Wir eilen aufwärts oder ſteigen nieder, keinen Staub finden wir, der nicht ſeine Macht erfüllet; aber auch keine Stätte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Erhabenſte und Angenehmſte der Natur, das Herz bey jedem Blicke entzündet, und alle unſre Empfindungen zerſchmelzet in Bewunderung, Liebe und Ruhe.

I. G. Zimmermann.

Auch die Erde, nicht nur der Himmel, macht den Menſchen groſs. — Ziehet in meine Seele und in meine Worte, ihr Mai-Gefühle, die ihr in der Bruſt meines *Victor's* ſchluget, da er über die knoſpende, ſchwellende Erde ſah, von Sonnen über ſeinem Haupte bedeckt, von grünendem Leben umſtrickt, das von Gipfeln zu Wurzeln, von Bergen zu Furchen reichte, und von einem zweiten Frühling unter ſeinen Füſsen getragen, da er ſich hinter der durchbrochenen Erdrinde die Sonne mit einem Glanztage unter Amerika ſtehend dachte. — Steige höher, Mond, damit er den quellenden, geſchwollenen, dunkel - grünen Frühling

leichter ſehe, der mit kleinen blaſſen Spitzen aus der Erde dringt, bis er ſich herausgehoben voll glühender Blumen, voll wogender Bäume — damit er die Ebenen erblicke, die unter fetten Blättern liegen und auf deren grünem Wege das Auge zu aufgerichteten Blumen rückt, an denen die zerſpaltenen Reize des Lichtes wachſen und ſich befeſtigen, und zu den in Blüthen zerſpringenden Büſchen und zu den langſamen Bäumen, deren gleiſſende Knoſpen in den Frühlingswinden auf und niederſchwanken — — *Victor* war in Träumen geſunken, als auf einmal das kalte Anwehen der Frühlingsluft, die jetzt mehr mit kleinen Wolken als mit Blumen ſpielen konnte, und das Rauſchen der Frühlingsbäche, die neben ihm von allen Bergen und über jedes dunklere Grüne wegſchoſsen, ihn erweckte und berührte. — Da war der Mond ungeſehen geſtiegen und alle Quellen glimmten und die Maiblumen traten weiſsblühend aus dem Grün und um die regen Waſſerpflanzen hüpften Silberpunkte. Da hob ſich ſein wonneſchwerer Blick, um zu Gott zu kommen, von der Erde auf, und von den grünenden Rändern der Bäche, und ſtieg auf die herumgebognen Wälder, und zog auf die weiſsen Berge, wo der Winter in Wolken ſchläft, — — aber als der heilige Blick in dem Sternen-Himmel war und zu Gott hinauf ſehen wollte, der die Nacht und den Frühling und die Seele geſchaffen hat: ſo fiel er mit zurückſinkendem Flügel und weinend und fromm und demüthig und ſelig

zurück. . . Seine ſchwere Seele konnte nur ſagen: *Er iſt!* —

Aber ſein Herz ſog ſich voll Leben an der unendlichen, quellenden, wehenden Welt um ihn, über ihm, unter ihm, worin Kraft an Kraft, Blüthe an Blüthe reicht, und deren Lebensquellen von einer Erde in die andere ſprützen, und deren leere Räume nur die Steige der feinern Kräfte, und der Aufenthalt der kleinern ſind — die ganze unermeſsliche Welt ſtand vor ihm, deren ausgeſpannter Waſſerfall, in Düfte und Ströme, in Milchſtraſsen und Herzen zerſprungen, zwiſchen den *zwey* Donnern des Gipfels und des Abgrunds, reiſſend, geſtirnt, geflammt herabfährt aus einer vergangnen Ewigkeit, und niederſpringt in eine künftige — und wenn Gott auf den Waſſerfall ſieht, ſo malt ſich der Zirkel der Ewigkeit als Regenbogen auf ihn und der Strom verrückt den ſchwebenden Zirkel nicht. . .

Jean Paul Fr. Richter.

f.

Ich habe lange hier geſtanden, um den Mond aufgehen zu ſehen, und von der lauen Luft umſpielt, meine Blicke träumend in die nächtliche Gegend hin ergoſſen. Wie mild doch jede Naturſcene die Seele zu ſtimmen und über das harte Gemälde des Menſchenlebens ein weiches, geiſtiges Colorit zu hauchen vermag! Ueber den Berg erhob ſich ein wankender Schein, der ſich immer weiter und weiter verbreitete. Das tiefe

Schweigen der Lüfte, die feierliche Erwartung in der Natur, der wachſende Schimmer des Himmels, alles verkündigte die nahende Erſcheinung einer Gottheit. — Sie ſtieg herauf, in Glanz gehüllt, die Beherrſcherinn der Nacht, und ein ſilbernes Licht ſtrömte aus ihrem Auge über die Erde hin. Mit dem fluthenden Schimmer wallte eine Unruhe in mein Herz. Waren es Ahndungen oder Erinnerungen, die meinen Blick in ein ſchattiges, mit wankenden Geſtalten erfülltes Halbdunkel hinabzogen? In Träumen aufgelöſt und von dem langen Wiegenlied der Grillen in tiefe Selbſtvergeſſenheit geſungen, ſtand ich lange da, und ſah dem ewigen Tanz der Wolken um unſern Erdkreis zu, bis endlich ein heller, kalter Strahl von Beſonnenheit durch mein Innres zuckte, und mich wieder zur Gegenwart zurückbrachte...

Der Verf. d. Briefe v. Amanda u. Eduard.

O drauſsen unter den Sternen, unter den Tönen der Nachtigall, die nicht am Echo, ſondern an den fernen herabſchimmernden Welten zurückzuſchlagen ſcheinen, neben dem Monde, den der ſprudelnde Bach am geſtickten gewäſſerten Bande fortzieht und der unter die kleinen Schatten des Ufers wie unter Wolken einkriecht; o unter ſolchen Geſtalten und Tönen wird der Menſch ernſt, und wie das Abendläuten ſonſt erklang, um den Wanderer durch die

grofsen Waldungen in die Nachtheimath zurückzuweifen, fo find in der Nacht folche Stimmen in uns und um uns, die uns aus unfern Irrgängen rufen und die uns ftiller machen, damit wir unfere Freuden mäfsigen und fremde malen können. —

Jean Paul Fr. Richter.

O ftille Wege heiliger, reinerer
Natur! Entbundne fäufelnde Lüfte, wer
Gab euch verftummten euern Athem,
Erde, dein milderes Licht dir wieder?

Du wandelft dort, Selene, in herrlicher,
Befcheidner, ftillgenugfamer Glorie,
Und deine Silbererleuchtung theilet
Freundlich die Wellen des nahen Stromes.

Der Bäume Wipfel tönen von Melodie;
Halb Trug, halb Wahrheit, fchwärmen Geftalten durch,
Ein Bild des Lebens, immer wechfelnd
Kommen und gehn fie, wie unfre Freuden.

Hat ihres Friedens fchöne Geheimniffe,
Der mildern Reize beffere Segnungen
Hier die Natur verbreitet? Sichtbar
Wallt die Unfichtbare durch die Dämmerung.

Hörft du die Geiftertritte? der Gang ift Gang
Der Gottheit; ihre Nähe verkündet mir
Der reine Duft; in Duft und Ahndung
Schwebt und in dämmerndem Glanz mein Wefen.

Conz

— Und ich gieng ohne Ziel durch Wälder, durch Thäler und über Bäche und durch ſchlafende Dörfer, um die groſse Nacht zu genieſsen wie einen Tag. Ich gieng und ſah gleich dem Magnet, immer auf die Mitternachtsgegend hin, um das Herz an der nachglimmenden Abendröthe zu ſtärken, an dieſer heraufreichenden Aurora eines Morgens unter unſern Füſsen. Weiſse Nachtſchmetterlinge zogen, weiſse Blüthen flatterten, weiſse Sterne fielen, und das lichte Schneegeſtöber ſtäubte ſilbern in dem hohen Schatten der Erde, der über den Mond ſteigt und der unſere Nacht iſt. Da fieng die Aeolsharfe der Schöpfung an zu zittern und zu klingen, von oben herunter angeweht, und meine unſterbliche Seele war eine Saite auf dieſer Laute. — *Das* Herz des verwandten ewigen *Menſchen* ſchwoll unter dem ewigen Himmel, wie die Meere ſchwellen unter der Sonne und unter dem Mond. — Die fernen Dorfglocken ſchlugen um Mitternacht gleichſam in das fortſummende Geläute der alten Ewigkeit. — Ich ſchaue auf zum Sternenhimmel, und eine ewige Reihe zieht ſich hinauf und hinüber und hinunter, und alles iſt Leben und Gluth und Licht und alles iſt Göttlich oder Gott...

Jean Paul Fr. Richter.

Stern der dämmernden Nacht! ſchön funkelſt du in Weſten, hebſt dein ſtrahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelſt ſtattlich

deinen Hügel hin. Wornach blickst du auf der Heide? Die stürmenden Winde haben sich gelegt; von ferne kömmt des Gieſsbachs Murmeln; rauschende Wellen spielen am Felsen ferne; das Gesumme der Abendfliegen schwärmt übers Feld. Wornach siehst du schönes Licht? Aber du lächelst und gehst; freudig umgeben dich die Wellen, und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl!

Ossian.

Wenn die Sterne in Osten entglimmen, dann dringt etwas Lebendiges an unser Wesen. Es ist als ob eine sanfte Hand uns faſste, die Seele löste, und hinzöge in das tiefe Blau der unendlichen Ferne.

Das Bild unsrer Liebe wird gleichsam eins mit den Sternen, es ist die geliebte Gestalt, die uns ergreift! Dann hat gleichsam die Unendlichkeit ein Zeichen, ein Ring, an dem wir uns in ihr fest halten, und unser Schmerz löst sich, wenn die Banden des Raums von uns fallen.

Das heilige Leben der Natur, ihre zarten nie verblühenden Gestalten ziehen uns ins Reich der unermeſslichen Kräfte.

Der unendliche Himmel liegt vor unserm Auge, das Geräusch der Wasserströme, Symbole des nie stockenden Lebensquelles der Natur, tönen in unserm Ohre; — so so dringt heilige, unendliche Fülle durch unsre Sinne, und der Sturm der Sehnsucht verwandelt sich in ein laues Lüftchen.

Aber jetzt schallt der Ton einer Glocke durch die Nacht, und wir kehren mit unserm Empfinden in das engbegrenzte menschliche Seyn, in die Bande der Zeit zurück.

Unser Herz sucht den Geliebten aufs neue, und findet nur seine Sehnsucht wieder.

Der Vf. der Agnes von Lilien.

Wie so herrlich! wie so prächtig,
Allbezaubernde Natur!
Durch Gewölk der Mond jetzt flimmert,
In dem Mond die Aue schimmert,
Auf der Au die Grille wimmert,
Einsam, und es horcht die Flur!
Wie durch reine Aetherlüfte,
Wohlgeruch und Blüthendüfte
Mir die jungen Zefirs wehn!
Wie in einem Wonnemeer
Schwimm' ich, alles um mich her
Ist so herrlich, ist so hehr!
Ach! man möchte schier vergehn
In dem Meer von Seligkeiten,
In der stillen Zauberpracht
Dieser feyerlichen Nacht!
Irr' ich hier noch auf der Flur?
Oder hast du meine Sinnen
Mir bethört, entrückt von hinnen
In das Engelreich, Natur?
Will die Wahrheit von mir fliehn?
Wie bezaubert tauml' ich hin,
O der Paradiesesschöne!
Deine dir geweihten Söhne
Leitest durch geheime Töne
Du durchs Leben himmelan,
Träume mancher fernen Zeiten
Schaffst du um zu Wirklichkeiten,
Webst in goldner Seligkeiten
Schleyer himmelschön sie ein;

Selig, die ſich deiner freu'n!
Manche himmliſche Gefühle,
Die der Thor nicht fühlen kann,
Wehſt du in der Morgenkühle,
Bey des Abends leichter Ruh,
Süſſen Odems ihnen zu!

Conz.

Der Venusſtern und ein Wald blühen am ſchönſten am Morgen und am Abend: auf beyde treffen dann die meiſten Strahlen der Sonne. Daher war unſerm *Victor* im Walde, als gieng er durch die Pforte eines neuen Lebens, die er an dieſem feurigen Morgen mit der Sonne, die neben ihm von Zweigen zu Zweigen flog, durch das brauſend Gehölze, hinweg unter vollſtimmigen Aeſten, die ſo viele bewegte Spielwalzen waren, über das im grünen Sonnenfeuer ſtehende Moos, und unter dem ins himmliſche Blau getauchte Tannengrün hindurchſchwankte. — Und an dieſem Morgen erneuerte ſich in ſeinem Herzen die ſchmerzhafte Aehnlichkeit von *vier Dingen* —, von dem *Leben*, einem *Tage*, einem *Jahre*, einer *Reiſe*, die einander gleichen im friſchen Jubelanfang, im ſchwülen Mittelſtück, im müden ſatten Ende. —

Jean Paul Fr. Richter.

Oft ſuch' ich Troſt im hohen Wald,
Von Eich', und Buche dicht und alt,
Wo unter grün gewölbter Nacht
Mich ſchauerliche Kühl' umfacht,
Und Balſamduft aus Laub und Kräutern

Mein schweraufathmend Herz erweitern.
Dort wo kein Lichtstrahl mich entdeckt,
Auf kühles Moos sanft hingestreckt,
Lausch' ich des Hügels leisen Quell,
Der dunkel hier, dort silberhell
Wie der West die Zweig' erschüttert,
Rasch ins Thal vorüberzittert;
Dem Säuseln durch den hohen Wald,
Vom hohlen Amsellaut durchschallt,
Und vom Geseufz der Ringeltaube
Aus hochzeitlicher Wipfellaube;
Auch mancher Honigsammlerin,
Die froh am bunten Ufer hin
Sich von Blum' auf Blume schwingt,
Und zur süssen Arbeit singt.
Bald schwebt der Schlaf in Lilienduft
Aus des Zwillingsbruders Kluft
Daher auf thauigem Gefieder,
Und schliesst mir sanft die Augenlieder
Mit leisem Finger, weich wie Flaum;
Und mancher wunderbare Traum
Zeigt mir im Thal Elysiums
Die Weisesten des Alterthums,
Die Schaarweis sich und einsam freun
In dämmerlichtem Rosenschein.
Holdlächelnd winken mir die hohen
Ringsum gefeyerten Heroen,
Homer; Theokritus, Virgil,
Und stimmen mir das Saitenspiel,
Dem Zitternden, und schnell erwacht,
Hör' ich noch durch Zaubermacht,
Sanfter Melodien Schall
In gemessnem Wechselfall
Wogen, wie ein weites Meer,
Oben, unten, ringsumher,
Die waltend mir ein holder Geist
Im Wehn des Waldes hersäuseln heisst,
So hebt in Gottes Tempel sich,
Voll ernster Andacht, feyerlich
Des Chors harmonischer Gesang
Mit Orgel und Posaunenklang,
Dass rings der hochgesäulten Hallen

Durchdämmerte Gewölb' erſchallen
Von Gott, der Erd' und Himmel ſchuf;
Der Fromme horcht dem Donnerruf
Des Dreymalheilig, ſtaunt, erſchrickt,
Und wird zu Engelwonn' entzückt!
So abgeſchieden, ſo voll Himmels,
So ſatt unheiliges Getümmels,
Mög' ich im Schooſs umbüſchter Auen
Mein Eremitengärtchen baun,
Bey armer Koſt und ſtillem Buch
Und Saitenſpiel mir ſelbſt genug,
Bis mich mein Genius verjungt
Zur Schaar verwandter Geiſter bringt!

I. H. Voss.

O! ſollte doch auch ich, nach ſolcher weiten Reiſe,
Und ſo viel Ungemach, bey euch ſeyn gleicherweiſe,
Ihr Thäler, ihr Gebirg', ihr Brunnen, und du Strand
Des Bobers, da man mich zum erſten auf der Hand
Herum getragen hat, wo die begraben lieget,
So mich zur Welt gebracht, und wo ich erſtlich krieget
Dies ſchlechte, was ich weiſs! Ich halte nichts auf Geld,
Auf Ehre, die vergeht, und Gaukeley der Welt.
Mein Wunſch iſt einig der, mit Ruh da wohnen können,
Wo meine Freunde ſind, die gleichſam alle Sinnen
Durch ſtarke Zauberey mir haben angethan,
So daſs ich ihrer nicht vergeſſen will, noch kann.
Hier wollt' ich, was mir noch übrig iſt von dem Leben,
Wie wenig es auch iſt, mir und den Meinen geben;
Ein Feld, ein kleines Feld ſelbſt bauen mit der Hand,
Dem Volke zwar nicht viel, doch *ſelber mir* bekannt.
Ich würde zu voraus die lange Zeit vertreiben,
Wie auch bisher geſchehn, mit Leſen, und ſelbſt Schreiben;

Verachten sicherlich das, was das blaue Feld
Des Meeres weit und breit in seinen Armen hält;
Weil alles eitel ist, die Kräfte ausgenommen,
Die von den Sinnen nur und vom Gemüthe kommen,
Das aller Eitelkeit, die der gemeine Mann
Für grosse Sachen hält, getrost entsagen kann.
Ich lernte täglich was aus meinem Leben nehmen,
So nicht darein gehört, und die Begierden zähmen,
Und fragte nichts darnach, ob einer, der sein Land
Aus Ehrgeitz übergiebt den Feinden in die Hand,
Und mit dem Eide spielt, mit Sechsen prächtig führe,
Und, wenn er lüge schon, bey seinem Adel schwüre.
Kein Herr der sollte mich sehn bey dem Wagen gehn,
Und mit der Hofeburſch vor seiner Tafel stehn.
Dem allen ab zu seyn, wollt' ich mich ganz verhüllen
Mit tausend Bücher Schaar, und meinen Hunger stillen
An dem, was von Athen bisher noch übrig *bleibt*,
Das was *Aristons Sohn*, ein Gott der Weisen schreibt,
Was *Stagirites* sagt, *Pythagoras* verschweiget,
Homerus, unser Prinz, gleich mit den Fingern zeiget,
Und was der treffliche *Plutarchus* hat gewusst,
Ja mehr ganz Griechenland das wäre meine Lust.
Dann wollt' ich auch zu Rom, der Königin der Erden,
Was mein Latein belangt, mit Ehren Bürger werden
Der grosse *Cicero*, *Sallustius* ingleichen,
Und *Maro*, würden mir die Hände selber reichen;
Auch *Flakkus*, der so wohl in seine Leier singt,
Dass der Thebaner Schwan kaum also schön erklingt.
Der reiche *Seneca* an Witz und an Vermögen,
Der schlaue *Tacitus*, und was noch ist zugegen
Müsst alles um mich seyn. — — —
—
Nur die auf den Lauf der Welt recht Achtung geben,
Erlernen *der Natur hier angemessen leben*,

Sie bauen auf den Schein des schnöden Wesens nicht,
Das beydes nur die Zeit gebieret und zerbricht.
Sie werden durch den Wahn, der wie ein blinder irret,
Im Fall er die Vernunft will meistern, nicht verwirret;
Sie wissen allen Fall des Lebens zu bestehn,
Und können unverzagt dem Tod entgegen gehn.

M. Opitz von Boberfeld.

Tochter Edens, o Ruh, die du die Finsterniss
Stiller Haine bewohnst; unter der Dämmerung
Mondversilberter Pappeln
Mit verschlungenen Armen weilst;
Mit dem Schäfer am Bach flötest; der Schäferin
Unter Blumen der Au singest und Kränze flichst,
Und dem Schellengeklingel
Ihrer tanzenden Schäfchen horchst:
Wie der Jüngling die Braut liebet, so lieb ich dich,
Allgefällige Ruh! späho dir immer nach;
Bald auf duftenden Wiesen,
Bald im Busche der Nachtigall.
Endlich bietest du mir, Herzenserfreuerin
Deinen himmlischen Kranz! ach! und umarmest mich
Wie den flötenden Schäfer,
Wie die singende Schäferin.
Jeden Lispel des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jedes ländliche Lied, welches dem Dorf entweht,
Wandelt, Göttin! dein Odem
Mir in Sphärengesanges Ton!
Hingegossen auf Thau, blick ich den Abendstern,
Deinen Liebling, o Ruh! blick ich den Mond hinan,
Der so freundlich, so freundlich
Durch die nickenden Wipfel schaut.
Ruhe, lächle mir stets, wie du mir lächeltest
Als mein Knabengelock, mit der entknospeten
Rosenblume begränzet,
Abendlüftchen zum Spiele flog.
Hier bey Früchten und Milch, unter dem Halmendach,

Weil' o Freundin bey mir, bis du mich an der Hand
Eines ländlichen Mädchens
Edens Hütten entgegenführſt!

Hoelty.

— — Ich lobe mir das Feld, den Bach,
Den moosumwebten Felſen und den Wald.
Mir iſt's nun ſo. Ich leb' und bin ein König,
Sobald ich alle jene Herrlichkeiten
Verlaſſen habe, die ihr andern bis zum Himmel
mit Einem tauſendſtimm'gen Schall erhebt.
— — —

Wenn *nach Natur zu leben* Weisheit iſt,
und wer ein Haus ſich bauen will, zuförderſt
auf einen guten Grund bedacht ſeyn muſs;
ſo ſprich, wo iſt ein Ort zum glücklich leben
Bequemer eingerichtet als das Land?
Wo ſind die Wintertage lauer? Wo
die Lüfte lieblicher, des Hundſterns Wuth
zu mildern, und den Grimm des Löwen, den
der Sonne ſchärfſter Pfeil getroffen hat?
Wo unterbricht den Schlaf die Sorge minder?
Riecht oder glänzt das Wieſengras vielleicht
ſo gut nicht als das ſchönſte Moſaik?
Und iſt das Waſſer, das auf euern Plätzen
das enge Bley zu ſprengen ſtrebt, iſts reiner
als jenes, das mit murmelndem Gerieſel
den Bach hinab in kleinen Wellchen eilt?
Ihr ſelber pflanzt ja zwiſchen Marmorſäulen
Gebüſche, lobt ein Haus, je freyer es
ins Feld hinausſieht! Wie verächtlich ihr
ſie von euch ſtöſst, die ſtärkere Natur
kommt immer unverſehns zurück und dringt
durch euern falſchen Eckel ſiegend durch.

Horaz.

An dieſem Hain, vom Erlenbach durchtanzt,
Ein Gärtchen nur vor einer kleinen Hütte,
Mit ſchlanken Pappeln maleriſch umpflanzt,
Iſt alles was ich vom Geſchick erbitte.

Hier würde mir die Weisheit Rosen streun,
Des Himmelsfriede meinen Geist umfliessen,
Und einst, o goldnes Bild! im Abendschein,
Die Freundschaft mir die Augen weinend schliessen.

Hell würde sich des reinsten Glückes Spur
Mir dann entwölken, fern vom Weltgetümmel,
Wo Liebe, Freundschaft, Weisheit und Natur
In frommer Eintracht wohnen, ist der Himmel.

Auf jenem Vorland, von der Wog' umrauscht,
Wo die Betrachtung gern, auf grünen Matten,
Die leisen Tritte der Natur belauscht,
Erhübe sich mein Grab im Eichenschatten.

Kein Marmorbild, kein thatenreicher Stein,
Vor dem erröthend sich die Wahrheit wendet,
Entehrte des Entschlummerten Gebein,
Den eitler Grösse Schimmer nie geblendet.

Die Rose nur würd' über meinen Staub
Des zarten Mooses Wohlgeruch verhauchen,
Der Thränenweide niederhangend Laub
Mit leisem Flüstern in die Flut sich tauchen;

Die Nachtigall, vom Lenzgesträuch umblüht,
Um ihren Freund dort in der Dämmrung klagen,
Und Dafne mir, von Zärtlichkeit durchglüht,
Das Opfer einer Thräne nicht versagen.

MATTHISSON.

Entlegnes Thal, von Fichtenhöhe begrenzt,
Mit Erlenreihn umhegte flache Matten!
O Bach, auf dem ein goldnes Schlaglicht glänzt!
O Meierhof, im dunkeln Wallnussschatten!

Der Freudenruf entzückter Wandrer grüsst
Dich, holdes Thal, vom Gipfel ferner Hügel;
Betrachtung sinnt, wo sich dein Quell ergiesst;
In deinem Hayn saust der Begeistrung Flügel.

Nimm trauter Hayn, nimm Schattengang, mich auf!
In deiner Nacht entſchlummern alle Sorgen!
Beſchränkt wie du, iſt auch mein Erdenlauf;
Dein Ausgang mir, ſo wie ſein Schluſs, verborgen.

Hier ruht der Ehrſucht Schiff am treuen Strand;
Genügſamkeit band es an Blumenküſten.
Der Vorwitz legt ſein Fernrohr aus der Hand;
Beſorgniſs ſpäht nicht nach der Zukunft Wüſten.

Die Bosheit ſprüht hier nicht ihr Nattergift
Auf unbeſorgter Unſchuld Roſenkronen,
Gerechte Gleichheit theilt des Landmanns Trift,
Und Freyheit herrſcht, wo gute Menſchen wohnen.

— — — — —

O ſelig, wer, nach freyer Herzenswahl,
In dieſem Grund ſich heimlich ſiedeln konnte?
Wie dort Petrarch im felsumragten Thal;
Wie Xenophon im ländlichen Scillonte.

Wer lang' bereut, daſs er es einſt verſucht
Sich in das Gleis des Weltlings zu gewöhnen,
Der eil', entflohn dem Sturm, in dieſer Bucht,
Der Meinung nicht, nur der Natur zu fröhnen:

Hier darf ein Herz, das man ſchon oft verrieth,
Noch eine Welt ſich träumen, frey von Böſen;
Die Liebe, die des Schickſals Härte ſchied,
Sucht hier den Gram in Thränen aufzulöſen.

O du, die mich mit Serafshuld umſchwebt,
Entfernte! hier belebt ſich mein Vertrauen;
Die Zukunft glänzt von Hoffnungsgold durchwebt;
Hier dürften wir ein Zufluchtshüttchen bauen.

Die Liebe braucht ein Feld und einen Pflug;
Ein Halmendach, das ſie getreu verberge;

Ein Räumchen zur Umarmung weit genug,
Und einen Platz für zwey vereinte Särge.

O ruht' ich hier, an häuslich stillem Ziel,
Nicht mehr verlockt von nichtigen Entwürfen!
O möchte nie das öde Weltgewühl
In seine trüben Strudel mich verschlürfen!

Fern, wie das Meer ein Hirt in Ennas Thal,
Hört' ich die Flut der Zeitgeschichte tosen;
Nur edler Freyheithelden Rosenmal
Krönt' ich mit Eichenlaub und Silberrosen.

— — — —

Dort wo, gelind', in lauer Luft gewiegt,
Die schlanken Pappeln sich zusammenlehnen,
Vergöss', an meine Urne hingeschmiegt,
Mein junges Weib der Treue stille Thränen.

Salis.

Alfonso floh in dieses unwirthbare
Verlassne Eiland, floh mit fest zerstörtem Sinn
In dies Gebirg, und fand mehr als er suchte drin,
Erst *Ruh*, und, mit dem stillen Fluss der Jahre,
Zuletzt *Zufriedenheit*. Ein alter Diener, der
Ihn nicht verlassen wollte, die einz'ge treue Seele
Die ihm sein Unglück liess, begleitet' ihn hieher,
Und ihre Wohnung war nun eine Felsenhöhle.

Allmählig hob sein Herz sich aus der trüben Flut
Des Grams empor, die *Nüchternheit*, die *stille*,
Die *reine freye Luft*, durchläuterten sein Blut,
Entwölkten seinen Sinn, belebten seinen Muth.
Er spürte nun, dass, aus der ew'gen Fülle
Des Lebens, Balsam, auch für seine Wunden, quille.
Oft brachte die Magie von einem Sonnenblick
Auf einmahl aus der Gruft der Schwermuth ihn
zurück.

Und als er endlich dies Elysium gefunden,
Das, ringsumher mit Wald und Felsen eingeschanzt,
Ein milder Genius, recht wie für ihn gepflanzt,
Fühlt' er auf einmahl sich von allem Gram entbunden,
Aus einer ängstlichen traumvollen Fiebernacht
Als wie zur Dämmerung des ew'gen Tags erwacht.
Hier, rief er seinem Freund, vom unverhofften Schauen
Des schönen Orts entzückt, hier lass uns Hütten bauen!

Die Hütte wird erbaut, und, mit Verlauf der Zeit,
Zur Nothdurft erst versehn, dann zur Gemächlichkeit,
Wie sie dem Alter eines Weisen
Geziemt, der minder stets begehret als bedarf. —
— — — —
Und so verlebt' er nun in Arbeit und Genuss
Des Lebens späten Herbst, beschäftigt, seinen Garten,
Den Quell von seinem Ueberfluss,
Mit einer Müh, die ihm zu Wollust wird, zu warten.
Vergessen von der Welt, — und nur, als an ein Spiel
Der Kindheit, sich erinnernd aller Plage
Die ihm ihr Dienst gebracht, — beseligt seine Tage
Gesundheit, *Unschuld*, *Ruh*, und *reines Selbstgefühl*.

Nach achtzehn Jahren starb sein redlicher Gefährte.
Er blieb allein. Doch desto fester kehrte
Sein stiller Geist nun ganz nach jener Welt sich hin,
Der, was er einst geliebt, itzt alles angehörte,
Der, auch er selbst schon mehr als dieser angehörte.
Oft in der stillen Nacht, wenn vor dem äussern Sinn
Wie in ihr erstes Nichts die Körper sich verlieren,
Fühlt' er an seiner Wang' ein geistiges Berühren.

Dann hört' auch wohl sein halb entschlummert Ohr
Mit schauerlicher Lust, tief aus dem Hayn hervor,
Wie Engelstimmen sanft zu ihm herüber hallen.

Ihm wird als fühl' er dann die dünne Scheidwand
fallen,
Die ihn noch kaum von seinen Lieben trennt;
Sein *Innres* schliesst sich auf, die heil'ge Flamme
brennt
Aus seiner Brust empor; sein Geist im reinen Lichte
Der unsichtbaren Welt, sieht himmlische Gesichte.

Sie dauern fort, auch wenn die Augen sanft betäubt
Entschlummert sind. Wenn dann die Morgensonne
Den Schauplatz der Natur ihm wieder aufschliesst,
bleibt
Die vor'ge Stimmung noch. *Ein Glanz von Himmelswonne*
Verkläret Fels und Hayn, durchschimmert und erfüllt
Sie durch und durch; und überall, in allen
Geschöpfen, sieht er dann des Unerschaffnen Bild,
Als wie in Tropfen Thau's das Bild der Sonne, wallen.

So fliesst zuletzt unmerklich *Erd' und Himmel*
In seinem Geist in Eins. Sein *Innerstes* erwacht,
In dieser tiefen Ferne vom Getümmel
Der Leidenschaft in dieser heil'gen Nacht
Die ihn umschliesst, erwacht der reinste aller
Sinne —
Doch — wer versiegelt mir mit unsichtbarer Hand
Den kühnen Mund, dass nichts unnennbars ihm
entrinne?
Verstummend bleib' ich stehn an dieses Abgrunds
Rand.

WIELAND.

Freundliche hehre Natur, du lächelst Weisheit und
Einfalt,
Freyen Sinn, und zur That Kraft und Entschluss in das Herz!
Wen dein lächelnder Blick zum vertrauteren Liebling geweiht hat,
Eilet gern aus dem Dunst und dem Geraffel
der Stadt

Eilt in die grünen Gefild', und athmet auf, und empfindet
Menschlicher, neben des Hains lüftigen Bache gestreckt.
Aber wenn sein Schicksal in dumpfige Mauern ihn kerkert,
Pflanzt er sich, wie er kann, irgend ein Gärtchen zum Trost;
Mirte, Zitron' und Rose, die Balsamin' und der Goldlack,
Und süsduftendes Kraut, schmücken sein Fenstergesims;
Eine blühende Lind' und Kastanie, nicht von des Gärtners
Bildender Scheere gestutzt, oder die Reb' an der Wand,
Die, voll junger Trauben, ihr schwebendes Grün um der Wohnung
Sonnige Fenster geschmiegt, säuselt ihm Kühlung und Ruh.
Kränz', o Viol' und Narzisse, mein Haar! des Gefildes Bewohner
Bin ich, und nicht der Stadt! —

Voss.

Wo vernimmt der Mensch am reinsten die Stimme der Natur und Wahrheit? Im Tumult der Städte? Unter diesem Gewirre kleinlicher Leidenschaften, welche dort unser Herz umstricken? — Nein: im Freyen und auf dem Lande, nur da ermannt sich unser Geist, nur da empfindet er reiner die Majestät des Universums, diese so gewaltig sprechende und rührende Majestät. Hier gewinnt seine Empfindung Ausdruck; hier entflammt sie sich, und das Bild, das die Seele vom Ganzen empfängt, wird um so schöner und

erhabener, als sich der Horizont erweitert, der uns umgiebt.

MERCIER.

— — — O!
Mein liebes Feld! wann sehen wir uns wieder?
Wann wirds so gut mir werden, bald aus Schriften
Der Alten, bald in stillem Müssiggang
und ungestörtem Schlaf, ein liebliches Vergessen
Der Stadt und ihres Lebens einzuschlürfen!
Wann werd ich wieder selbstgepflanzten Kohl mit Speck
und dem Pythagoras verwandte Bohnen
auf meinem Tische sehn! *O wahre Göttermahle!*
O frohe Nächte! wo ich mit den Meinen
es mir am eignen Heerde schmecken lasse,
und mit denselben Speisen, die ich vorgekostet
mein muth'ges junges Hausgesinde füttre.
Vom Unsinn eurer Trinkgesetze frey
leert jeder meiner Gäste nach Gefallen
ungleiche Becher, grösser oder kleiner,
so wie der stärkre mehr vertragen kann,
der schwächre lieber langsam sich befeuchtet.
Nun spinnet unvermerkt ein trauliches Gespräch
sich an, nicht über andrer Leute Wirthschaft, nicht
ob Lepos übel tanze oder gut?
Wir unterhalten uns von Dingen, die
uns näher angehn, welche *nicht* zu wissen
ein Uebel ist: ob Reichthum oder Tugend
den Menschen glücklich mache? Vortheil oder
Rechtschaffenheit das Band der Freundschaft knüpfe?
Was wahres Gut, und was das Höchste sey? —

HORAZ.

Mir ist *der* Liebling des Himmels, der, fern vom Getümmel der Thoren
Am Bache schlummert, erwachet und singt. Ihm mahlet die Sonne

Den Oſt mit Purpur; ihm haucht die Wieſe, die Nachtigall ſingt ihm;
Ihm folget die Reue nicht nach, nicht durch die wallenden Saaten,
Nicht unter die Heerden im Thal, nicht an ſein Traubengeländer.
Mit Arbeit würzt er die Koſt, ſein Blut iſt leicht wie der Aether,
Sein Schlaf verfliegt mit der Dämmerung, ein Morgenlüftchen verweht ihn. —
Ach wär' es auch mir vergönnt, in euch, ihr holden Gefilde,
Geſtreckt in wankende Schatten, am Ufer ſchwatzhafter Bäche,
Hinfort mir ſelber zu leben! — — —
— — — Ach möchte
Doch Doris die Thränen in euch von dieſen Wangen verwiſchen,
Und bald Geſpräche mit Freunden in euch mein Leiden verſüſsen,
Bald redende Todte mich lehren, bald tiefe Bäche der Weisheit
Des Geiſtes Wiſſensdurſt ſtillen! dann gönnt' ich Berge von Demant
Und goldne Klüfte dem Mogul, dann möchten krieg'riſche Zwerge
Felshohe Bilder ſich hau'n, die ſteinerne Ströme vergöſsen, —
Ich würde ſie nimmer beneiden, —

E. Ch. v. Kleist.

Glücklich iſt der, dem das Loos fiel, der mütterlichen Erde nahe und treu zu bleiben, und in dem unmittelbaren Umgang mit der Natur ſeine Freude, ſeine Arbeit und ſeine Beſtimmung zu finden! Er iſt an der wahren Quelle der ewigen Jugend, Geſundheit und Glückſeligkeit, Leib und Seele bleiben in der ſchönſten Harmonie und

in dem besten Wohlseyn; Einfachheit, Frohsinn, Unschuld, Zufriedenheit begleiten ihn durchs Leben, und er erreicht das höchste Ziel des Lebens, dessen er in dieser Organisation fähig ist. — *Herder* sagt so schön:

Mir gefället des Freundes Entschlufs, der, dem Kerker der Mauern
 Entronnen, sich sein Tusculum erwählt.
Warum thürmten Unsinnige wir die gehauenen Felsen?
 Zu fürchten etwa ihren schnellen Sturz?
Oder uns zu verbaun des Himmels glänzenden Anblick?
 Zu rauben uns einander selbst die Luft?
Anders lebte voreinst in freyer und fröhlicher Unschuld,
 Von solcher Thorheit fern, die junge Welt
Auf dem Lande. Da blühen unschuldige Freuden. Sie füllen
 Mit immer neuer Wohllust unsre Brust.
Da schaut man den Himmel. Da raubt kein Nachbar den Tag uns.
 Apoll aus frischen klaren Quellen beut
Trank des Genius uns, O kennten die Menschen ihr Glück nur.
 Gewifs in finstre Städte barg es nicht
Unsre Mutter Natur, nicht hinter Schlöffer und Riegel;
 Für alle blühts in offner freyer Flur,
Wers nicht suchte, fands. Wer reich ist ohne Procente,
 Geniefst. Sein Schatz ist, was die Erde beut.
Hier der rinnende Bach, sein Silber. Es steiget in Aehren
 Sein Gold empor, und lacht am Bäumen ihm.
Dunkel im Laube verhüllt singt seine Kapelle. Da klaget,
 Frohlockt und streitet seiner Sänger Chor.

Anders klagt in der Stadt der gefangene traurige Vogel;
Ein Sclave, der ihm sein Körnchen streut,
Glaubt, er singe dem Herrn. Mit jedem Tone verwünscht er
Den Wüterich, der ihm seine Freyheit stahl. —
Auf dem Lande beglückt die Natur; ihr Affe, die Kunst, darf
Nur furchtsam dort und züchtig sich ihr nahn.
Schau hier diesen Pallast, die grüne Laube. Gewölbet
Von wenig dichten Zweigen birgt sie dich,
Wie den Persermonarch sein Haus von Cedern, und schenkt dir,
Was jenen flieht, gesunden süssen Schlaf.
Grosse Städte sind grosse Laster. Der eigenen Freuden
Beraubet, hascht nach fremden Freuden man.
Alles in ihnen ist gemahlt, Gesichter und Wände,
Gebehrden, Worte, selbst das arme Herz.
Alles in ihnen ist von kostbaren Holz und von Marmor,
Von Holz und Marmor sind auch Herr und Frau.
O Landesarmuth, o wie bist du reich!
Wenn man hungert, so isst man dort, was jegliche Jahrzeit
An mannichfaltiger Erquickung dir
Froh gewährt. Der Pflug wird Tafel, das grünende Blatt wird
Ein reiner Teller für die schöne Frucht,
Reinliches Holz dein krug, dein Wein die erfrischende Quelle,
Die frey von Giften dir Gesundheit strömt,
Und mit sanftem Geräusch zum Schlaf dich ladet; indessen
Hoch über dir die Lerch' in Wolken singt,
Steigend auf und hernieder, und schiesst dir nah an den Füssen
In ihr geliebtes kleines Furchennest. — —

In der That nur das Landleben erhält von innen und von auſſen Gemüthsruhe und Gleichmuth, der ſo ſehr Lebenserhaltend iſt; es giebt zwar Freuden, Hoffnungen, Genüſſe in Menge, aber alle ohne Heftigkeit, ohne Leidenſchaft, *temperirt durch den ſanften Ton der Natur.* —

C. W. Hufeland.

O glückſeliger — hier zwiſchen vertraulichen Bächen,
Und an heiligen Quellen erfriſcht dich ſchattige Kühlung.
Dort der Zaun, der hinab an benachbarter Grenze des Feldes
Stets hybloiſche Bienen in Weidenblüte bewirtet,
Tönt mit leiſem Geſumſe dich oft in gemächlichen Schlummer:
Hier am hangenden Fels ſingt hoch der ſcherende Winzer;
Während indeſs dein Liebling, die heiſere Taube des Waldes,
Raſtlos girrt, und die Turtel vom luftigen Wipfel der Ulme. —

Virgil.

Lieblich ertönt das Geräuſch, das die Pinie drüben —
Dort an dem Felſengequell uns herabſchwirrt. —
— — — — — — Lieblicher ſingſt du,
Unter dem Oelbaum hier und dem ſchattigen Haine gelagert.
Schaue, wie kalt das Gewäſſer daherſtürzt! Schaue, da ſproſset
Gras und polſterndes Moos, da ertönt Feldheimengeſchwätz dir!

Theokrit.

Wer aus schöner Natur weihendem Brunnquell schöpft,
Meidet niedriger Lüste Sumpf; —
— Seelengefühl trinkt sein geweihter Blick,
Ihn entzücken des Buchenwalds
Säulenhallen, der Luft sternbesäter Dom,
Und der Spiegel des klaren See's.
Silber giesst ihm des Monds ruhiges Flimmerlicht;
Gold der scheidende Sonnenstrahl;
Perlen streut ihm der Thau, färbt sich zum Edelstein
Auf dem wankenden Tulpenkelch.
Kräuselnd bläht sich das Moos, polstert den Felsensitz,
Schwellt zum Sofa die Rasenbank;
Der gefällige Lenz sticket ihm Teppiche
Mit Violen und Güldenklee.
Frische haucht ihm die Kluft, athmet das Birkenlaub,
Das vom duftigen Frühthau träuft;
Schatten bräunen sich ihm und der ummooste Bach
Rauscht ihm Kühlung und Schlummerton.
Baldachinen von Laub breitet der Eiche *Schirm*
Ueber ländlicher Lieb' Altar,
Und des Nachtigallhains dämmerndes Brautgemach
Hellt die Leuchte des Abendmonds.

SALIS.

Wem, bey dem Eintritt in das Leben
Der Charitinnen Weihekuss
Die Stirn berührt, und wem Natur zum Mitgenuss
Ein *fühlend Herz* und *zarten Sinn* gegeben:
Nur der kann über Pöbellust
Und niedre Freuden sich, der Glückliche, erheben:
Oft werden Schauer seine Brust
Im Mondenschein, im Sternenlicht durchbeben;
Er wird die Stimmen der Natur,
Der Mutter hohen Geist und grosses Herz verstehen,

Den Frühling herrlicher durch die erwachte Flur,
Die Sonne segneuder am Himmel wandeln sehen:
Im Wettersturm und in der Weste Wehen
Erkennen seiner Göttin Spur:
Ihm träuft Begeisterung von steiler Felsenhöhen,
Ihn schreckt zerrisner Himmel Aufruhr nicht:
In blitzversenkten Eichenwipfeln
Und in verbrannter Berge Gipfeln
Kennt er ihr liebend Angesicht.

Im Blumenthal, im bunten Schmelz der Aue,
Vom jungen Bienenvolk umschwirrt,
durch das mäandrisch dort das stille Bächlein irrt,
Verweilt sein Auge gern; es schmelzt im Morgenthaue
Sein Herz; die Gegend um ihn her,
Von leichtem Silberflore übersponnen,
Gleicht einem Tempe jetzt; von hellen Tropfne schwer
Blinkt ihm der Buchenhain in tausend jungen Sonnen,
In ungefärbtem Glanz wird er die Schönheit sehn,
Sie, tausendfach geschmückt, von hohem Reitz umflossen,
Und ihr Gewand in Wellenlinien
Zu ihren Füssen leicht herabgegossen,
Verändert und doch Eins, die Göttin ohne Tadel;
Und ihren Schmuck und ihren Geistesadel
In ihren äusseren Erscheinungen verstehn,

An das Unendliche wird sich sein Fittich wagen,
Mit schreckenden Gebirgen hoch empor
Gen Himmel seine Seele ragen;
Begeisterung bis zu der Gottheit Thor
Ihn mit verwegnem Fluge tragen;
Am gränzenlosen Ocean
Der Wasserwelt, am höhern uferleeren
Der Sternenwelt sucht er sich neue Bahn,
Der Wogen lauter Gang, der stille Lauf der Sphären
Wird ihm des Ewigen Gefühl beredter lehren.

Oft wandelt einsam er, beym goldnen Sternen-
schein;
Betrachtung senkt sich zu ihm nieder,
Ein süsser Schreck durchzittert seine Glieder:
Wie fühlt er im Unendlichen sich klein,
Und im Unendlichen wie groſs sich selber wieder!
Gewurzelt steht er da in dieser Wohllust Schwüle,
Verlohren in das Meer entzückender Gefühle.

Zur Sittenwelt hat ihm mit treuer Hand
Die Sinnenwelt den Schlüssel übergeben;
Die beyde knüpft ein heilig Band,
Und in einander flieſst der beyden zartes Leben:
Hat jene ihre Gröſse nicht
Und ihrer Milde Geist und ihrer Schönheit Licht
In die mit groſsen Ziffern eingeschrieben?
Wer die Natur nicht liebt, kann keinen Menschen
lieben;
Wer sie nicht fühlt, der Stiefsohn der Natur,
An ihr nicht hängt mit innigem Ergötzen,
Verlohren hat er sich auf diese Erdenflur:
Er sey verdammt zu schnöden Schätzen,
Zu Geld und Gut, verdammt zu niedrer Wollust
Lüsten,
Verstoſsen ist er von der Mutter Brüsten;
Der Menschheit himmlische Beglaubigung der
Thränen
Wie süsser Thau — hat nie sein Auge noch erhellt.
Der reinen Freuden Zauberland
Ist ewig ihm verwehrt; sie, die mit holder Hand
Des Lebens Faden schöner spinnen,
Die Töchter froher Harmonie,
Die Schmerzenlindernder, die süsen Pierinnen,
Vernahm sein Ohr, ersah sein Auge nie:
In ihrer Grotte wird ihm nie ein Lied gelingen:
Er darf den Thyrsus der Begeisterung nicht schwin-
gen.

CONZ.

Es giebt nur wenige Menſchen, die wiſſen, wie weit die Harmonie der *äuſſern* Natur mit *unſerer* reicht, und wie ſehr das ganze All nur *Eine* Aeolsharfe iſt, mit längern und kürzern Saiten, mit langſamern und ſchnellern Bebungen vor einem göttlichen Hauche ruhend. —

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Ich bet', o heilige Natur,
Dich an mit *Zeno Epikur*,
Pythagoras und *Sokrates*,
Und *Plato* und *Diogenes*:
Dich, *Weltgeiſt*, hehr und unbekannt,
Dem Weiſen minder nur, genannt
Jehova, *Jupiter* und *Thot*,
Zeus, *Oromazes*, *Tien* und *Gott*,
Der Land und Feuer, Luft und Meer,
Und alle Himmelskreiſ' umher,
Mit Wachsthum regt und Lebensgeiſt,
Und fort zu höherm Leben reiſst
Durch manches Schickſals Nacht und Tod,
Bis zum letzten Morgenroth.

I. H. Voss.

Lebt und webt es doch ſtets in der Natur! Es ſchläft
Nie die Kraft, die den Schoos unſrer geſegneten
Groſsen Mutter befruchtet,
Und der Säugenden Brüſte ſchwellt.

O du Ewigkeit her — alles umarmende
Alldurchdringende Kraft — Sage, wie nenn' ich dich!
Wunderſame, wer biſt du?
Niegeſehne, wo hauſeſt du?

Leben, nimmer gezählt, preiſen dich, Künſtlerin,
Leben jeglicher Art, Kondor und Kolibri,

Straußpolype und Flußpferd,
Riesenmuschel und Räderthier.

Aber lauter, denn sie; preist dich des Menschengeist,
Dich der *Kante* Vernunft, dich der Gesang *Homers*,
Dich der Zirkel des *Newton*,
Dich der Pinsel des *Raphael* —

Ahnd' ich Wahrheit? Bist du jenes unendliche,
Unbegreifliche Ding, welches des Denkers Flug
Zu erfliegen, der Hymne
Schwung umsonst zu erschwingen ringt?

Bist du Gottheit? Bist du's, welchen die Myrias
Menschenzunge besingt, den der Mäander *Zeus*,
Den der Iordan *Jehova*,
Den *Isuren* der Ganges grüßt?

Schwindelnd steh' ich am Rand deiner Unendlichkeit!
Eins nur fass' ich. Ich bin deiner Unendlichkeit
Mitgenosse, bin Tropfe
Deines ewigen Flammenborns.

In des flammenden Borns Silbergeriesel fließt
Einst der Tropfe zurück, freut sich der Einigung,
Und durchrollet der Welten
Allumgürtenden Ocean.

KOSEGARTEN.

Auf und vernimm der Geheimnisse Größtes.
Alles, was da ist
ruhet in mir, wie die Luft im weiten, unendlichen Aether,
und kehrt wieder zurück nach seinem vollendeten Zeitlauf,
in die Quelle des Seyns, aus welcher es wieder hervortritt.

Vater und Mutter der Welt, der Erſcheinungen Grund und Erhalter,
ihre Geburt und Wiederauflöſung und endlicher Ruhort,
Regen und Sonnenſchein, Tod und unſterbliches Leben,
Aus- und Einkehr bin ich, der Dinge Seyn und Verſchwinden.

— — — —

Nichts iſt gröſser als Ich. Wie die köſtliche Perl' an der Schnur hängt,
hangen die Weſen an Mir. Ich bin im Waſſer die Feuchte,
Licht in der Sonn' und im Mond', Anbetung bin ich im Wedam,
Schall in dem Firmament, und Menſchennatur in der Menſchheit,
ſüſser Geruch in der Erd' und Glanz in der Quelle des Lichtes.
Leben und Glut in Allem, des Weltalls ewiger Saame. — —
Ich bin der Schöpfung Geiſt, ihr Anfang, Mittel und Ende. —
Millionen Formen, Geſchlechter, Arten und Farben,
Das iſt meine Geſtalt. Auf! ſiehe mit himmliſchem Auge
Mich, wie ich bin —
Arjun ſahe die hohe Geſtalt in himmliſcher Zierde,
Vielbewafnet, geſchmückt mit Perlen und köſtlichen Kleidern,
Duftend in Wohlgerüchen, bedeckt mit ſeltenen Wundern.
Allenthalben umher der Häupter Blicke gerichtet,
hielt er die Welten in ſich, geſchieden in jede Verändrung.
Uebertäubt von den Wundern, das Haar vor Schrecken erhoben,
ſank der Schauende nieder und betete preiſend den Gott an:

„Ewiger, in dir ſeh ich die Geiſter alle verſammelt,

Alle Geſtalten der Weſen: ich ſehe den ſchaffenden Brama
in dir, thronend über dem Lotos; ich ſchaue dich ſelbſt an,
Dich mit unendlichen Armen und Formen und Gliedern bewaffnet,
und doch ſeh' ich in dir nicht Anfang, Mittel und Ende.
Geiſt der Dinge, du Form des Alls! Ich ſchaue die Krone
Deines Haupts, eine ſtrahlende Glorie, leuchtend in alle
Fernen, mit unermeſslichem Lichte, die Welten ihr Abglanz.
Deine Augen, der Mond und die Sonne; der Athem des Mundes
Flammendes Feuer, der Raum des Weltalls deine Verbreitung.
Geiſter ſeh' ich zu Dir ſich nah'n, wie zum Orte der Zuflucht;
Geiſter ſeh' ich erſchrocken' die Hände falten und zittern,
Welten ſchauen dich an und ſtaunen, Dich, die gewalt'ge
Rieſengeſtalt von unzähligen Augen und Gliedern und Häuptern,
Armen und Brüſten. — —
— Du ſteheſt und bleibſt und füllſt mit Strahlen das Weltall. —

Darſtellung des Indiſchen Gottes Kriſna, als der perſonificirten erhaltenden Kraft der Natur.

Ich bin Alles, was *da war*, was *da iſt*, und was *da ſeyn wird*, und meinen Schleyer hat kein Sterblicher aufgedeckt.

Inſchrift des Saitiſchen — der Iſis — Mutter Natur — gewidmeten Tempels.

Bebet meine Harfe von ſelber?
Rauſchen deine ſtärkere
Wehen, deine lindere Liſpel darein?
O Allmutter Natur!
Unſichtbare Sichtbare!
Ueberall Hörbare, überall Fühlbare!
Wo dein melodiſcher Laut mir tönt,
Wo deines himmliſchen Lächelns Widerſtrahl
Ueber der Fläche der Erde ſchwebt,
Wann du dein Zaubergewand dem Frühling
Um die ſchwellenden Hüften wirfſt,
Wann du in tauſend Vögelkehlen
Deine ſchöne Seele hauchſt,
Und von ſchwanken Aeſten nieder
Der Akzent der Liebe ſchwebt,
Und der aromatiſche Duft im Hain,
Und der Balſamathem des Blüthenzweigs
Die unſichtbare Göttin verräth,
Alle die Kinder deiner Liebe,
Die Weſen alle Dir zeugen.
Wann aus vergeudendem Füllhorn
Der braune Sommer,
Der falbere Herbſt
Deinen Segen,
Deiner Fruchtbarkeit Fülle ſpendet,
Und ſtillerhaben
Der feyrende Winter
(So iſt die Ruhe des groſsen Mannes
Fruchtbarer Thaten Beginn)
Deine ſchaffende Ruhe verkündet;
Ueberall du Allſchöpferin,
Wo du ſäuſelſt im Weſt,
Wo du wandelſt im Sturm,
Schmetterſt im Donner,
Und in der wilden Woge zürnend brauſeſt;
Ueberall verfolgt dich mein Aug,
Und ich ſehe dich nicht, erkenne dich nicht,
Ahnde dich nur,
In deine ſtille Grotte,
Wo du ſinnend ſitzeſt,

Zu deiner Rechten tausende der Leben zu tausenden gereicht,
Immer schaffest, immer zerstörest,
Nie -- zernichtest,
Schwindelt hinab mein Blick,
Und die schwankende Seele bebt:
Denn deinen Schleyer hat
Kein Endlicher noch aufgedeckt.
Lass mich dich anbeten immer,
Mög' harmonisch mein Leben seyn wie du,
Und wann ich mich vereine wieder mit dir,
Soll der edlere Hauch
Den du mir einbliesest,
Einstönen zu deinem ewigen
Gleich grossen, gleich harmonischen Conzert.

CONZ.

— *Hienieden* wollte die *Natur* uns zeigen,
Wie viel *dort oben* sie vermag. —

PETRARCA.

O du, der Gottheit Glanz! durch den ich da
Der sel'gen Welt Triumphespracht erblickte:
Verleih mir Kraft zu sagen, wie ich's sah!
Es ist dort oben eine reine Klarheit,
Darin erscheint der Schöpfer dem Geschöpf,
Das Frieden sucht, im Schauen ew'ger Wahrheit.
Ein Strahl nur scheint sie ganz; und dieser wallt
Rückstrahlend auf des höchsten Himmels Bogen,
Giebt Leben ihm und schaffende Gewalt.
Und wie zum Bach an seinem Fuss ein Hügel
Sein Bildniss neigt, als säh' er, hold geschminkt
Mit Grün und Blumenschmelz, sich gern im Spiegel;
So schien sich Alles, was von uns nach droben
Zurückgekehrt, zu spiegeln in dem Licht,
Auf tausend Stufen rings herum erhoben.

Und faſst in ſich die unterſten der Reihn
So vieles Licht, wie weit entfaltet müſſen
Die äuſsern Blätter dieſer Roſe ſeyn?
Mein Auge maaſs mit ungehemmten Schweifen
Die Höh' und Weite durch; es wurd' ihm leicht,
Den Umfang all der Wonne zu begreifen.
Hier giebt und nimmt die Näh' und Ferne nicht:
Denn das Naturgeſetz hat da, wo Gott
Unmittelbar regieret, kein Gewicht.

Dante (Aglighieri).

Was iſt *Natur*? was iſt dieſe plaſtiſche Bildnerin, die alles verändern, umbilden, auflöſen, entwickeln, erneuern nur nichts erſchaffen und vernichten kann? Iſt ſie, wie *Platon* und ſeine ſpätern Schüler es ſich dachten, ein verſtändiges Weſen, eine Intelligenz, eine Seele der Welt? oder gar unmittelbares Wirken Gottes, ſeine lebendige Kraft, die alles umfaſst und belebt, und die Materie umſtaltet? — Wie ſchwer dieſe Frage zu entſcheiden ſey, wird derjenige am beſten empfinden, der auch die Frage: was iſt *Gott*? oft und reiflich erwogen hat, und dem dieſes Nachdenken das Bekenntniſs des Syrakuſers ablockt: je mehr er die Tiefen dieſes erhabenſten Weſens zu ergründe verſuche, je unmöglicher finde er es, zu ſagen, was es ſey. Wir überlaſſen ſpeculativen Köpfen, geübten Metaphyſikern beyde Aufgaben zur Entſcheidung, und falls ſie dieſelbe nicht löſen könnten, zur Uebung ihrer Urtheils- und Einbildungskraft. Uns genügt nichts Geringeres als Wahrheit, und dieſe bietet uns die Betrachtung der Schö-

pfung in überschwenglichem Maſse dar. Je weniger wir im Stande ſind, eine einzige Kraft in der Natur ganz zu begreifen, um ſo viel mehr finden wir zur ehrfurchtsvolleſten Anbetung, zur feurigſten Dankbarkeit, zur kindlichſten Gegenliebe, die dringendſte Veranlaſſung. Die Natur, es ſey als Wirkung oder wirkende Kraft, bleibt allezeit die erſte unmittelbare Offenbarung Gottes an einem jeden unter uns. „Sie iſt ein offenes Buch, ſagt der beredte *Büffon*,“ in welchem wir leſen, als in einem Exemplare oder Abdruck der Gottheit. Was wiſſen wir anders von unſerm unſichtbaren, unerforſchlichen Urheber, als was uns die laute Stimme dieſer Offenbarung durch ſo unendlich viele bewundernswerthe Kräfte verkündigt? Eben das Unbegreifliche, nicht *blos* im Kreislaufe der Geſtirne, ſondern *in der* Entwickelung eines jeden Dinges aus ſeinem unſichtbaren Keime; das Unerſchöpfliche ſo vieler Millionen Zeugungen, die ſtets dem Urbilde ähnlich ſind; kurz, dieſes beſtändige, jedoch faſt unerkannte Wunder, das nun ſeit einigen Jahrtauſenden währt und immer wieder vor unſern Augen ſich erneuert, — iſt Vorbereitung unſeres Geiſtes zu Wundern anderer Art, zum Glauben an jene nachfolgenden Offenbahrungen, welche das Heil des Menſchengeſchlechtes näher betrafen, und die Hoffnungen der Vorwelt erfüllten.

Wohin wir uns wenden, ſehen wir überall nur Wirkung in der Welt; den Wirker ſelbſt erblicken wir nie. Die thä-

tige, lebendige Kraft, die alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, ist geistig und unsichtbar. Eine erstaunlich grosse körperliche Masse ist der Stoff, den sie bearbeitet, und den sie, anstatt ihn zu erschöpfen, unerschöpflich macht. Zeit, Raum und diese Materie sind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Endzwecke.

G. Forster.

Ganze Zeitalter sind uns über Erforschung der Natur verflossen, und noch sind wir ihrer nicht müde. Einzelne haben in dieser Beschäftigung ihr Leben hingebracht, und nicht aufgehört, auch die *verschleyerte Göttin anzubeten.* Die grössten Geister haben, unbekümmert um die Principien ihrer Erfindungen, in ihrer eignen Welt gelebt, und was ist der ganze Ruhm des scharfsinnigsten Zweiflers gegen das Leben eines Mannes, der eine Welt in seinem Kopfe und die ganze Natur in seiner Einbildungskraft trug?

F. W. I. Schelling.

Keine höhere Gesinnung, kein untadelhafteres Principium aller Handlungen kann es geben, als die *Liebe zur ganzen Natur.* In dieser ist Zufriedenheit mit allen Schicksalen, Gelassenheit im Leiden, Standhaftigkeit im Arbeiten, Einwilligung in alles was die Nothwendigkeit der Natur, und das Verhältniss unsrer Umstände von uns fordert, mit eingeschlossen. Und diese Lie-

be der ganzen Natur: wie kann ſie einem menſchlichen Herzen ſtatt finden, als wenn ſie ſich in die Liebe Gottes gleichſam umbildet? Er iſt es, welcher dem Guten, das uns durch die ganze Natur wiederfährt, das Anſehn des Wohlwollens giebt; dem Schönen, was wir in ihr ſehen, den Stempel des Verſtandes und der Kunſt aufdrückt. Und dann erſt kann die Welt ein Object von Empfindung und Zuneigung werden, wenn ſie gleichſam der immerwährende Beweis, einer über uns waltenden Güte und Weisheit iſt.

Wer genieſst eines ſchönen Tages, der glänzenden Sonne, der heiteren Luft, des ſanftwallenden Abendlichts, einer mit allen Schönheiten des Frühlings geſchmückten Flur, wer genieſst ihrer mehr, als der, welcher in allem dieſen, einen groſsen, über alles erhabenen, ihm zulächelnden, ihm Wohlſeyn zuſagenden, Wohlſeyn von Zeit zu Zeit, (als ein Unterpfand einer beſſern Zukunft,) verſchaffenden Freund erblicket? Und wer fühlt nicht, wenn ihn die Natur in eine Rührung dieſer Art verſetzt, ſich zu allem Guten geſtärkter, zur Uebernehmung ſchwerer Pflichten aufgelegter: wer drückt nicht in denſelben ſeine Mutter, ſeinen Freund zärtlicher ans Herz? Wer denkt nicht alsdann an die Beſchwerden des Lebens, an die Beleidigungen, die ihm von ſeinen Nebenmenſchen wiederfahren, an den Druck, welchen er von den Höhern leidet, mit mehr Gelaſſenheit? und iſt dies nicht die Faſſung der Seele, die ſich der

Vollkommenheit nähert; die zur Ausübung der Tugend vorbereitet? Und war diese nicht eine Folge der lebhaft gewordenen Idee von Gott?

GARVE.

Natur, Natur, vernimm mich! Alles, alles
Was Odem hat im ungeheuren Tempel
Des grofsen *All's* — vereine fich mit mir
Zur Anbetung, zum Preis, und jauchze glühend
Den taufendftimm'gen Lobgefang hinauf!
O haucht ihm fanft, ihr fchmeichlerifchen Lüfte,
Ihm, deffen Geift in eurer Frifche athmet!
O lifpelt ihm im öden Schattendunkel,
Wo einfam die gebogne Felfenfichte
Die braune Nacht mit heil'gem Schrecken füllt,
Und ihr Orkane, deren kühn're Stimme
Fernher gehört, die Welt mit Schauern füllt:
Hebt himmelan den Donnerfeftgefang,
Und zeigt, durch wen ihr wüthet! — Stille Flüffe,
Ihr fanften Quellen ftimmt fein Loblied an?
Und lafst es mich Begeifterten vernehmen!
Ihr fchnellen, niederreifsenden Gewäfser,
Ihr fanften Bäche, die ihr labyrinthifch
Das Thal durchirrt; und du erhabnes Meer,
Verborgne Welt von Wundern in dir felbft —
Erheb das Lob des *Wundergeift's*, der dich
Jetzt brüllen heifst; jetzt tobend fpricht: Verftumme!
Sanft wirbelt euren Weihrauch, Kräuter, Früchte!
Ihr Blumen fchickt ihn in gemifchten Wolken
Zu ihm hinauf, dem *Beften*, deffen Sonne
Euch auferzieht, euch Balfamdüfte fpendet,
Und deffen Pinfel eure Krone mahlt!
Ihr Wälder neigt euch! — —

Die ihr am hohen Himmel wacht,
Wenn unter euch bewufstlos unfre Erde
In Schlaf verfunken liegt — ihr *Sternenchöre*
Ergiefset eure fchönften Strahlen! laffet
Im goldbeftrömten Aether eure Engel

Die Silberleier rühren! Groſse Quelle
Des Tages! Schönſtes Bild von deinem Schöpfer!
Die du von Welt auf Welten unverſiegbar
Die goldne Fluth des Lebens träufelſt — grabe
Mit jedem Strahl ſein Lob in die Natur!
Der Donner rollt die Unterwelt verſtumme —
Weil ein Gewölk den Preisgeſang dem andern
Zurücktönt! — —

Wenn der Tag
Erloſchen iſt, und lautlos unter ihm
Die zwitſchernden Geſchlechter ſchlummern — dann
Du ſüſseſter der Vögel! — dann bezaubre
O holde Nachtigall, die ſtillen Schatten,
Und lehr' die Nacht das Lob des Unerſchaff'nen!
Vor allem du, für den die ganze Schöpfung
So himmliſch lächelt, — *du o Menſch, das Haupt,*
Die Zunge und das Herz des Ganzen! — *Kröne*
Den groſsen Hymnus. —

THOMSON.

KUNST.

Im Fleiſs kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſeyn,
Dein Wiſſen theileſt du mit vorgezognen Geiſtern:
Die *Kunſt, o Menſch, haſt du allein!*

SCHILLER.

Die Kunſt iſt das eigenthümlichſte Vorrecht der Menſchennatur, weil bey der Hervorbringung und dem Genuſse ſchöner Kunſtwerke *alle* Kräfte derſelben in dem ſchönſten Verhältniſſe geübt werden, und weil daher auch die Bildung, die ſie gewähren, ächt menſchlich iſt.

Der Verf. d. Kritik über Schillers Künſtler in d. Akad. d. ſch. Redek. —

— Treu sich den Künsten weih'n,
Macht unsre Sitten sanft, und lehrt uns menschlich
seyn!

Ovid.

Hier ist der Menschheit Heiligthum!
O! wäre nie im Schatten dieser grünen
Geweihten Gäng' Apollons Chor erschienen,
Uns bliebe kaum des Thieres Ruhm.

Vom Bildner, der sein Ideal
Bey diesen Lorbeern fand in Rosendüften,
Erhob der Mensch sich zu den Aetherlüften
Der Wahrheit, in der Sonne Strahl.

Vom Dichterhauch aus Pindus Hain
Ward unser Geist auf des Gesanges Wogen
Zum Reiche der Begriffe fortgezogen,
Und maſs der Sterne fernen Schein.

Die Schönheit goſs voll Heiterkeit
Ihr Licht von diesen Höhn auf unsre Erde;
Da rief die Pflicht ihr schöpferisches Werde!
Und vor uns war Unendlichkeit.

Wer nicht der Schönheit Morgenroth
Als Greis noch liebt mit Feuerkraft der Jugend,
Der ist kein Mensch, ein Joch ist seine Tugend,
Und er ein Sklav' und ein Despot.

O! rausche stärker, Lorberhain!
In deinem Sturm will ich den Menschen singen,
Wie mit Vernunft die Sinne ewig ringen,
Wenn beide sich der Kunst nicht weihn.

Und strafen will ich jeden Staat,
Der sie verschmäht! er stellt dem Laster Netze,
Zertheilt des Menschen Geist, und giebt Gesetze,
Ein Greuel für den Götter-Rath.

Wie seine Bürger irre gehn!
Er treibt sie zu der Wissenschaften Gipfeln,
Entfernet von der Künste Blüthenwipfeln,
Die auf dem rechten Pfade wehn.

— — —

Hinan — — —
Hinan den höchsten Berg! der Erde Kinder,
Hinauf! dort weht der Menschheit Athem linder,
Dort strömt der Wahrheit Strahlenmeer!

Wallt sicher an der Künste Hand;
Sie schenken euch dereinst des Adlers Flügel
Zu immer kühnerm Flug auf ferne Hügel,
Die kaum des Sehers Auge fand.

K. L. Woltmann.

Was kann zweckmäſsiger als das moralisch Gute seyn; hiezu gelangen wir nicht ohne die Künste: wo sie fehlen kann der Mensch sich zwar durch Bürgergesetze discipliniren, doch zur Befreyung von der bürgerlichen, der thierischen, und der drückendsten von allen, der eigenen Sklaverey, zur Herrschaft der wahren Menschheit, gelanget er ohne Künste, den Bilderinnen zum feinsten moralischen Sinne, nicht.

K. L. Poerschke.

So lange die menschliche Natur existirt, wird der Trieb zur Darstellung sich regen, und die Forderung des Schönen bestehen. Die nothwendige Anlage des Menschen, welche, sobald sie sich frey entwickeln darf, schöne Kunst erzeugen muſs, ist *ewig.* Die Kunst ist eine ganz eigenthümliche Thätig-

keit des menschlichen Gemüths, welche durch *ewige Gränzen* von jeder andern geschieden ist. — Alles menschliche Thun und Leiden ist ein gemeinschaftliches Wechselwirken des Gemüths und der Natur. Nun muss entweder die Natur, oder das Gemüth den letzten Grund des Daseyns eines gemeinschaftlichen einzelnen Produkts enthalten, oder den ersten bestimmenden Stoss zu dessen Hervorbringung geben. Im ersten Fall ist das Resultat *Erkenntniss*. Der Charakter des rohen Stoffs bestimmt den Charakter der aufgefassten Mannichfaltigkeit, und veranlasst das Gemüth, diese Mannichfaltigkeit zu einer bestimmten Einheit zu verknüpfen, und in einer bestimmten Richtung die Verknüpfung fortzusetzen, und zur Vollständigkeit zu ergänzen. Erkenntniss ist *eine* Wirkung der Natur im Gemüth. — *Im* zweyten Fall hingegen muss das *freye* Vermögen sich selbst eine bestimmte Richtung geben, und der Charakter der gewählten Einheit bestimmt den Charakter der zu wählenden Mannichfaltigkeit, die jenem Zwecke gemäss gewählt, geordnet und wo möglich gebildet wird. Das Produkt ist ein *Kunstwerk* und eine Wirkung des Gemüths in der Natur. Zur *darstellenden* Kunst gehört jede Ausführung eines ewigen menschlichen Zwecks im Stoff der äussern mit dem Menschen nur mittelbar verbundnen Natur. Es ist nicht zu besorgen, dass dieser Stoff je ausgehn, oder dass die ewigen Zwecke je aufhören werden, Zwecke des Menschen zu seyn. — Nicht weniger ist die Schönheit

durch ewige Gränzen von allen übrigen Theilen der menſchlichen Beſtimmung geſchieden. Die reine Menſchheit (ich verſtehe darunter hier die vollſtändige Beſtimmung der menſchlichen Gattung) iſt nur eine und dieſelbe, ohne alle Theile. In ihrer Anwendung auf die Wirklichkeit aber theilt ſie ſich nach der ewigen Verſchiedenheit der urſprünglichen Vermögen und Zuſtände, und nach den beſondern Organen, welche dieſe erfordern, in mehrere Richtungen. Wenn ich hier vorausſetzen darf, daſs das *Gefühlsvermögen* vom Vorſtellungsvermögen und Begehrungsvermögen ſpezifiſch verſchieden ſey; daſs ein mittlerer Zuſtand zwiſchen dem Zwang des Geſetzes und des Bedürfniſses, ein Zuſtand des *freyen Spiels*, und der beſtimmungsloſen Beſtimmbarkeit in der menſchlichen Natur eben ſo nothwendig ſey, wie der Zuſtand gehorſamer Arbeit, und beſchränkter Beſtimmtheit: ſo iſt auch die Schönheit eine dieſer Richtungen und von ihrer Gattung — der ganzen Menſchheit, wie von ihren Nebenarten — den übrigen urſprünglichen Beſtandtheilen der menſchlichen Aufgabe, *ſpezifiſch verſchieden.*

Aber nicht blos die Anlage zur Kunſt und das Gebot der Schönheit ſind phyſiſch und moraliſch nothwendig; auch die *Organe* der ſchönen Kunſt verſprechen Dauer. Es muſs doch wohl nicht erſt erwieſen werden, daſs der *Schein* ein unzertrennlicher Gefährte des Menſchen ſey? Den Schein der Schwäche, des Irrthums, des Bedürfniſses mag

das Licht der Aufklärung immerhin zerstören: der *freye* Schein der spielenden Einbildungskraft kann darunter nicht leiden.... Uebrigens ist es sehr natürlich und begreiflich, dass auf einer gewissen *mittlern Höhe* der künstlichen Bildung Grübeley und Vielwisserey, jene leichten Spiele der Einbildungskraft, lähme und erdrücke, Verfeinerung und Verzärtelung das Gefühl abschleife und schwäche. Durch den Zwang unvollkommner Kunst wird die Kraft des Triebes abgestumpft, seine Regsamkeit gefesselt, seine einfache Bewegung zerstreut und verwirrt. Die Sinnlichkeit und Geistigkeit ist aber im Menschen so innig verwebt, dass ihre Entwicklung zwar wohl in vorübergehenden Stufen, aber auch nur in diesen divergiren kann. *In Masse* werden sie gleichen Schritt halten, und der vernachlässigte Theil wird über kurz oder lang das Versäumte nachholen. Es hat in der That den grössten Anschein, dass der Mensch mit der wachsenden Höhe wahrer Geistesbildung auch an Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, also an *ächter ästhetischer Lebenskraft* (Leidenschaft und Reiz) eher gewinne als verliere.

Fr. Schlegel.

Kunst unterscheidet sich von der *Natur*, wie das Vermögen, *Werke*, von dem Vermögen, blosse *Wirkungen* hervorzubringen, von der *Wissenschaft*, wie blosse Geschicklichkeit (Können vom Wissen), und vom Handwerke, wie *freye* Kunst von der *Lohnkunst*.

Wenn die Kunſt, dem *Erkenntniſse* eines möglichen Gegenſtandes angemeſſen, blos ihn wirklich zu machen die dazu erforderlichen Handlungen verrichtet, ſo iſt ſie *mechaniſche*, hat ſie aber das Gefühl der Luſt zur unmittelbaren Abſicht, ſo heiſst ſie *äſthetiſche* Kunſt. Dieſe iſt entweder *angenehme* oder *ſchöne* Kunſt. Das erſte iſt ſie, wenn der Zweck derſelben iſt, daſs die Luſt die Vorſtellungen als bloſse *Empfindungen*, das zweyte, daſs ſie dieſelbe als *Erkenntniſsarten* begleite.

Es giebt nur dreyerley Arten ſchöner Künſte; die *redende*, die *bildende* Kunſt und die *des Spiels der Empfindungen* (als äuſserer Sinneneindrücke). Die redenden Künſte ſind *Beredſamkeit* und *Dichtkunſt*. Der Redner kündigt ein Geſchäfte an, und führt es ſo aus, als ob es blos ein *Spiel* mit Ideen ſey, um die Zuhörer zu unterhalten. Der Dichter kündigt blos ein unterhaltendes *Spiel* mit Ideen an, und es kommt doch ſo viel für den Verſtand heraus, als ob er blos deſſen Geſchäfte zu treiben die Abſicht gehabt hätte.

Die *bildenden* Künſte ſind entweder die der *Sinnenwahrheit* oder des *Sinnenſcheins*. Die erſte heiſst die *Plaſtik* (Bildhauerkunſt und Baukunſt), die zweyte die *Mahlerey*. Die Kunſt des *ſchönen Spiels* mit äuſſeren Empfindungen begreift *Muſik* und *Farbenkunſt* unter ſich.

Kant.

Schon der gemeine Redegebrauch unterſcheidet *Natur* und *Kunſt*, und ſetzt beyde

einander entgegen. Wenn wir etwas als Naturprodukt beurtheilen, ſo verſtehen wir darunter die Wirkung einer nothwendigen, ohne Ueberlegung und freye Wahl nach unveränderlichen Geſetzen hervorbringenden Kraft, die entweder völlig todt iſt, wie in unbelebter Materie, oder durch unwiderſtehliche Lebenstriebe wirkt, wie in einigen thieriſchen Körpern, in welchem Falle wir ſie Inſtinkt zu nennen pflegen. Kunſtprodukt dagegen nennen wir alles, was durch *freye Wahl*, nach den Abſichten eines denkenden Weſens hervorgebracht iſt.

Im allgemeinſten Verſtande könnten wir daher die *Kunſt* als das Vermögen betrachten, einen Gegenſtand nach freyer Wahl durch Regeln der Vernunft hervorzubringen. Dieſes Gebiet der Kunſt iſt weit, und erſtreckt ſich über alles ohne *Ausnahme*, was durch menſchliche Ueberlegung und menſchlichen Fleiſs erzeugt wird.

Zuerſt iſt die freye Kunſt vom Handwerke zu unterſcheiden. *Handwerk* wäre denn alles, was nach einmal feſtgeſetzten Regeln ſo ausgeübt wird, daſs nach der erſten Erlernung keine weitere Anſtrengung der Seelenkräfte dazu erforderlich iſt; wobey daher alles auf maſchinenartigen Fleiſs ankommt, der eben darum auch nicht in ſich ſelbſt Befriedigung findet, ſondern blos um des damit verbundenen Lohnes willen geübt wird. *Freye Kunſt* dagegen nennen wir die, die blos um ihrer ſelbſt willen aus natürlicher Neigung zur Sache ſelbſt, als Geiſteswerk, nicht aber als blos körperliche Ar-

beit betrieben wird. Hieraus ergiebt sich von selbst, daſs es nur auf den Mann ankommt, der sich einer gewissen Beschäftigung gewidmet hat, um jede, auch die edelste Kunst zum Handwerk herab zu würdigen, oder das Handwerk zum Range einer freyen Kunst zu erheben.

Ausserdem aber findet sich noch ein merklicher Unterschied unter *mechanischen* und *schönen* Künsten. *Mechanisch* nennen wir die Kunst, sobald sie vorzüglich auf das *Nützliche* gerichtet ist, und nur durch die Brauchbarkeit ihrer Werke zu bestimmten Absichten ihren Werth erhält. Dagegen nennen wir die Kunst *schöne Kunst*, wenn sie durch eine sinnlich vollkommene Darstellung die Erregung des Wohlgefallens am Schönen zur unmittelbaren Absicht hat. Diese Absicht, unsern ästhetischen Sinn durch Darstellung des Schönen zu erwecken und zu befriedigen, uns aus dem engen Kreise des Bedürfnisses unsrer rohen Natur in eine Welt des geistigen Genuſses zu versetzen, und einen Himmel in uns zu erschaffen, in dem die zarte Blume der veredelten Menschheit allein gedeihen kann – diese Absicht, sag' ich, kann auf verschiedene Weise erreicht werden, weil durch verschiedene Sinne der Mensch von der Natur zum Empfangen eines geistigen Genuſses ausgestattet ward. So wirkt die Dichtkunst nebst der Beredsamkeit durch Worte, die lebendigsten Zeichen der Empfindung und Handlung; die bildende Kunst durch wirkliche Darstellung des schönen Lebens, in körperlichem Stoff; (dahin ge-

hören z. B. Mahlerey, Bildhauerey) die Musik durch Töne, welche die Naturempfindung wecken, und das Spiel der Empfindungen veranlassen, dem die in Freyheit gesetzte Seele, alles um und neben sich vergessend, in süssen Träumen so gerne nachhängt.

SCHMIDT — PHISELDECK.

Während die *Natur* dadurch eine Probe von der Weisheit ihrer Einrichtung giebt, dass sie bey ihren Werken die Schönheit nicht selten höhern Zwecken aufopfert; kann und muss die *Kunst*, die bey den ihrigen keinen andern Zweck hat, als zu *gefallen*, alle ihre Maassregeln dem Gesetze der Schönheit unterordnen. Daher hat es der darstellende Künstler so ganz in seiner *Gewalt*, von dem Geschöpfe seines Geistes alles zu entfernen, was die angenehme Wirkung hindern und schwächen, dasselbe hingegen mit allem auszustatten, was diese Wirkung erleichtern und verstärken kann. Der Freund der *Natur* findet in den Meisterwerken der *Kunst* alle die Reize wieder, die er in dem Gebiete seiner Freundin kennen und lieben gelernt hat; aber er findet sie, die er sonst auf jenem weiten Gebiete an unzähligen Gegenständen mit vieler, oft vergeblicher Mühe aufsuchen musste — er findet alle diese Reize durch die Kunst in einem einzigen Gegenstande vereiniget, von allem fremdartigen geläutert und in ein Ganzes zusammengewebt, dessen erster überraschender An-

blick mit entzückender Wonne und dessen fortgesetzte Betrachtung mit der Ueberzeugung begleitet wird, daſs die Natur dieses Werk gerade so gemacht haben würde, wenn das Vergnügen der Sterblichen ihr einziger Zweck gewesen wäre.

Reinhold.

An einem Produkte der schönen Kunst muſs man sich bewuſst werden, daſs es Kunst sey und nicht Natur, aber doch muſs die Zweckmäſsigkeit in der Form desselben von allem Zwange willkührlicher Regeln so frey scheinen, als ob es ein Produkt der bloſsen Natur sey. Auf diesem Gefühle der Freyheit im Spiele unserer Erkenntniſsvermögen, welches doch zugleich zweckmäſsig seyn muſs, beruht diejenige Lust, welche allein allgemein mittheilbar ist, ohne sich doch auf Begriffe zu gründen. Die Natur war schön, wenn sie zugleich als Kunst aussahe und die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewuſst sind, sie sey Kunst und sie uns doch als Natur aussieht. — Als Natur aber erscheint ein Produkt der Kunst dadurch, daſs zwar alle *Pünktlichkeit* in der Uebereinkunft mit Regeln, nach denen allein das Produkt das werden kann, was es seyn soll, angetroffen wird, aber ohne *Peinlichkeit*, d. i. ohne eine Spur zu zeigen, daſs die Regel dem Künstler vor Augen geschwebt, und seinen Gemüthskräften Fesseln angelegt habe.

Kant.

Das wahre Meisterstück, dünkt mich, erfüllet uns so ganz mit sich selbst, daſs wir des Urhebers darüber vergessen; daſs wir es nicht als das Produkt eines einzelnen Wesens, sondern der *allgemeinen Natur* betrachten. *Young* sagt von der Sonne, es wäre Sünde in den Heiden gewesen, sie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieser Hyperbel liegt, so ist er dieser: der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne ist so groſs, so überschwenglich, daſs es dem roheren Menschen zu verzeihen, daſs es sehr natürlich war, wenn er sich keine gröſsere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz sey, wenn er sich also in der Bewunderung der Sonne so sehr verlohr, daſs er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermuthe, die wahre Ursache, warum wir so wenig *Zuverläſsiges* von der Person und den Lebensumständen des *Homer* wissen, ist die Vortrefflichkeit seiner Gedichte selbst. Wir stehen voller Erstaunen an dem breiten rauschenden Fluſse, ohne an seine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wissen, wir finden unsre Rechnung dabey es zu vergessen, daſs Homer, der blinde Bettler, eben der Homer ist, der uns in seinen Werken so entzückt. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müſsten in dieser Gesellschaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Thürsteher so genau zu erkundigen, der uns hereingelassen. Die Täuschung muſs sehr schwach seyn, man muſs wenig Natur, aber

destomehr Künstelei empfinden, wenn man so neugierig nach dem Künstler ist.

G. E. Lessing.

Es ist gewiss, dass ein aus lebendiger Empfindung hervorgegangenes Kunstwerk auch des erhabensten und gebildetsten Geistes, wenn es nur nicht den Stempel der Gelehrsamkeit oder eines gekünstelten Ausdrucks, sondern das einfache Gepräge der Natur trägt, zu dem Gefühle jedes Menschen verständlich spricht.

Fernow.

Das Werk der Kunst kann nur dann als schön erscheinen, wenn es als freyes Werk der Natur erscheint, so wie umgekehrt ein Werk der Natur nur dann schön ist, wenn wir in ihm eine Aehnlichkeit mit der Kunst, eine harmonische Verbindung aller Theile zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen wahrnehmen, welche uns auf die Idee eines schaffenden Vernunftwesens, aus der jene Naturschönheit entsprungen war, zurückführt. Gross und vielumfassend ist diese Forderung, welche wir an den Künstler machen; er soll sein Werk darstellen, frey und in sich vollendet, wie die Natur schafft, und doch den Regeln getreu, welche der Begriff und die Absicht seines Kunstwerkes erfordert. Dieselbe zweckmässige, nach Verstandesregeln bildende Schöpferkraft, welche wir in der Natur wahrnehmen, muss also in gewissem Maasse dem Künstler beywohnen,

der ſich über die mechaniſche Nachahmung in das höhere Gebiet der wahren Kunſt empor ſchwingen will.

Schmidt — Phiseldeck.

Die Verbindung und Harmonie beyder Erkenntniſsvermögen, der Sinnlichkeit und des Verſtandes, die einander zwar nicht entbehren, aber doch auch ohne Zwang und wechſelſeitigen Abbruch nicht wohl vereinigen laſſen, muſs unabſichtlich ſeyn, und ſich von ſelbſt ſo zu fügen ſcheinen, ſonſt iſt es nicht *ſchöne* Kunſt. Daher alles Geſuchte und Peinliche darin vermieden werden muſs; denn ſchöne Kunſt muſs in doppelter Bedeutung freye Kunſt ſeyn; ſowohl daſs ſie nicht als Lohngeſchäfte, eine Arbeit ſey, deren Gröſse ſich nach einem beſtimmten Maaſsſtabe beurtheilen, erzwingen oder bezahlen läſst, ſondern auch daſs das Gemüth ſich zwar beſchäftigt, aber dabey doch, ohne auf einen andern Zweck hinauszuſehen, (unabhängig vom Lohne) befriedigt und erweckt fühlt.

Kant.

Der gebildete Freund des Schönen, welcher in den Künſten Nahrung für Geiſt und Herz zu ſuchen gewohnt iſt, weiſs es einem Künſtler ſchlechten Dank, der, ſtatt ſein Gefühl zu rühren, blos ſeinem Sinne zu ſchmeicheln ſucht.

In einem Kunſtwerke, deſſen Zweck Menſchendarſtellung, wo alſo der Menſch

im ganzen Umfange seines Begriffs, und immer als fühlendes und handelndes Wesen, der Hauptgegenstand der Kunst ist, da soll kein anderes Verdienst, kein anderes Interesse sich wichtig machen. Alle Künstlichkeit der Ausführung, alle Wissenschaft und Kenntniss soll sich bescheiden und anspruchlos hinter der Natürlichkeit der Darstellung verbergen. Keine theatralische Gruppirungskunst, kein Effekt schönfarbiger Tinten, keine Gaukeley eines blendenden Licht- und Schattenspiels soll den Sinn auf Kosten der Wahrheit, — kein Witz den Verstand auf Kosten des Gefühls bestechen. Rein und kunstlos, wie aus der lebendigen Natur aufgefaſst, soll das Bild durch den Sinn in die Seele des Betrachtenden übergehen. Hat die Darstellung nicht durch sich selbst wahres Interesse, ist ihr wesentlicher Inhalt nicht fähig unser Herz zu rühren, unsern Geist mit Ideen zu beschäftigen, unser Gefühl über die Sphäre alltäglicher Menschheit zu erheben: so ist das Gemälde ein zweckloses, seines Daseyns unwürdiges Kunstwerk, wenn es gleich mit *Correggio's* Zauberfackel beleuchtet, mit *Mengs* Gelehrsamkeit ausgedacht und mit *Danners* Pinsel gepinselt wäre. —

Daſs die Darstellung nicht mehr als Kunst, sondern in kunstmäſsiger Schönheit als Natur erscheine, ist der Gipfel aller Kunst.

FERNOW.

Das Gesetz der Wahrheit ist in einem Kunstwerke befolgt, so bald es den Gegen-

ſtand gerade ſo darſtellt, wie ſein Urbild in der Natur ſelbſt, unter den möglichſt zweckmäſsigen Umſtänden erſcheinen würde, wenn es zugegen wäre. So malte *Titian*. So traf *Pergoleſe* die Tonfolge der leidenden Empfindung in ſeinem *Stabat*, ſo ſind die Modulationen in ſeiner *Serva padrona* der Ausdruck der munterſten Laune, und ſo ſchildern *Geſsner* und *Thomſon* die ſchöne Natur.

Das Beſtimmte wird erzielt, wenn der Künſtler jedem Theile ſeines Werkes den wahren Charakter giebt, wenn er diejenigen Züge wählt, welche ſeinen Gegenſtand auf die deutlichſte Weiſe von jedem andern unterſcheiden. So malte *Raphael*, ſo ſchrieben *Gluck* und *Benda*, ſo richtig und genau bezeichnete *Shakeſpear* die verſchiedenſten Zeiten und Gegenden. — —

Wohlthätig ſind die Werke *ſchöner* Künſte auch dann an ſich ſelbſt, wenn ſie gleichſam ſpielend und auf unſchuldige Weiſe das Gemüth ergötzen. Ein Blumenſtück von *Huiſum*, eine Symphonie von *Pleyel*, ein anmuthvolles Liedchen von *Matthiſſon* erheitern die Seele des Kunſtliebenden, der nachher zu ſeinen ernſtlichen Pflichten mit erneuerter Kraft zurückkehrt.

Gemeinnützig werden die bildenden Künſte, wenn ſie das Andenken verdienter Männer in öffentlichen Denkmälern verewigen; gemeinnützig ſind Dichtkunſt und Tonkunſt, wenn beyde vereinigt in erhabene Hymnen die Seele zu der innigſten Gottesverehrung erheben. Gemeinnützig iſt die Redekunſt, die in dem Lehramte das Herz

der Zuhörer den Vorschriften der Tugend öfnet, die vor dem Richterstuhle den Unschuldigen vertheidigt und rettet. Veredelnd sind die schönen Künste, wenn sie den Menschen der rohen Sinnlichkeit, und der Härte des kalten Eigensinns entziehen; wenn sie zugleich der Tugend die reizende Wonne sinnlicher Schönheit geben, und der sinnlichen Schönheit die himmlischsanfte Würde der Unschuld verschaffen.

Nützlich ausführend sind die schönen Künste, wenn ihre begeisternden Musen das Wort zur rechten Zeit sprechen; wenn sie sich bestreben, dem gegenwärtigen sittlichen Bedürfniss des Zeitalters zu begegnen; wenn in Zeiten der Verderbniss, der Erschlaffung und des verführenden Lasters ihre Stimme die Kraft und Würde der Tugend erhebt, und in Zeiten roher grausamer Härte die Gemüther zu mildern sucht. —

Die schönen Künste vereinigen Kopf und Herz, sie entziehen den Menschen der thierischen Roheit der Sinne, und der Trockenheit eines unbegrenztabstrakten Denkens, indem sie das *Schöne* mit dem *Wahren* und *Guten* vereinigen. Leicht und unbemerkt entstehen in ruhigen Augenblicken des Lebens Begriffe und Grundsätze in dem Gemüthe des Menschen; und diese sind meistens nachher seine Richtschnur, wenn er in dringenden Fällen sich entschliessen und handeln muss. Aechte Kunstwerke erregen die Liebe der Tugend, indem sie das Wahre, und das sittlich Rührende mit dem sinnlich Schönen verbinden. Wie mancher

Keim des Heldensinns wurde durch die Lesung des *Homers* entwickelt! Wie manche Lebensweisheit wurde durch *Horaz* gebildet! Wie manche Flamme der reinsten Andacht wurde durch erhabne Bilder des *Psalmisten* erregt! Wie manches rauhe Gemüth wurde durch sanfte Modulationen der Tonkunst gemildert!

Ganz ungegründet ist es, dass die schönen Künste die Seele erschlaffen. *Alexander*, *Cäsar* und *Friedrich* waren warme Freunde der schönen Künste, und die gebildeten Römer und Griechen siegten über rohe Barbaren.

C. v. Dalberg.

Schöne Kunst ist Kunst des Genie's. Genie ist das Talent (Naturgabe) welches der Kunst die Regel giebt. Da das Talent, *als angebohrnes* productives Vermögen des Künstlers, selbst zur Natur gehört, so könnte man sich auch so ausdrücken: *Genie* ist die angebohrne Gemüthsanlage, *durch welche* die Natur der Kunst die Regel giebt. — Denn eine jede Kunst setzt Regeln voraus, durch deren Grundlegung allererst ein Produkt, wenn es künstlich heissen soll, als möglich vorgestellt wird. Der Begriff der schönen Kunst aber verstattet nicht, dass das Urtheil über die Schönheit ihres Produkts von irgend einer Regel abgeleitet werde, die einen *Begriff* zum Bestimmungsgrunde habe, mithin ohne einen Begriff von der Art, wie es möglich sey, zum Grunde zu legen. Also kann die schöne Kunst sich selbst nicht die

Regel ausdenken, nach der ſie ihr Produkt zu Stande bringen ſoll. Da nun gleichwohl ohne vorhergehende Regel ein Produkt niemals Kunſt heiſſen kann, ſo muſs die Natur im Subjecte (und durch die Stimmung der Vermögen deſſelben) der Kunſt die Regel geben, d. i. die ſchöne Kunſt iſt nur als Produkt des Genie's möglich. —

So wie nun zur *Hervorbringung* ſchöner Gegenſtände *Genie* erfodert wird, ſo wird zu ihrer *Beurtheilung Geſchmack* erfodert; (denn dieſer iſt das Vermögen der Beurtheilung des Schönen).

Man ſagt aber auch von gewiſſen Produkten, von welchen man erwartet, daſs ſie ſich, zum Theile wenigſtens, als ſchöne Kunſt zeigen ſollten: ſie ſind *ohne Geiſt;* ob man gleich an ihnen, was den Geſchmack betrift, nichts zu tadeln findet. — *Geiſt* in äſthetiſcher Bedeutung heiſst das *belebende Princip im Gemüthe.* Dieſes Princip iſt nun nichts anders, als das Vermögen der Darſtellung *äſthetiſcher Ideen*; unter einer äſthetiſchen Idee aber verſtehe ich diejenige Vorſtellung der Einbildungskraft, die viel zu denken veranlaſst, ohne daſs ihr doch irgend ein beſtimmter Gedanke d. i. *Begriff* adäquat ſeyn kann, den folglich keine Sprache völlig erreicht und verſtändlich machen kann.

Zur ſchönen Kunſt werden alſo *Einbildungskraft*, *Verſtand*, *Geiſt* und *Geſchmack* erforderlich ſeyn; aber die drey erſtern Vermögen bekommen durch das vierte allererſt ihre *Vereinigung*.

KANT.

Eine Kunstschönheit der schönen bildenden Künste ist ein vom menschlichen Geiste und menschlicher Hand hervorgebrachtes Ganze, das durch eine *sichtbare* Einkleidung für wohlerzogene Menschen wohlgefällig wird, und durch diese sichtbare Einkleidung auf Vorstellungen eines inneren unsinnlichen Gehaltes führt, der gleichfalls Anspruch auf das Wohlgefallen wohlerzogener Menschen hat. Zur wohlgefälligen Einkleidung gehört bey den Kunstschönheiten der schönen bildenden Künste:

1) *Das Angenehme*: oder dasjenige, was ohne Erkenntnissurtheil die Sinne und die Seele wohlgefällig rührt; z. B. das Brillantiren der glänzenden Bewegung der Silberpappel, der grüne Teppich u. s. w.

2) *Die unbedeutende Wohlgestalt*: oder solche sichtbare Gestalten, die keinem uns bekannten Körper ausschliessend beygelegt sind, und nicht unbedingt überall gefallen. Dahin gehören die Schlangenlinie, die regulaire geometrische Figur u. s. w.

3) *Das Generelle, Vage, Interessante*: oder die sichtbare Veranlassung, uns an gewisse, allgemeine, unsinnliche Eigenschaften und Beschaffenheiten zu erinnern, die den Begriff physischer und moralischer Vortrefflichkeit mit sich führen. Dahin gehört: Reichthum, Pracht, Grösse, Stärke, Ordnung, Simplizität, Unge-

zwungenheit, Zierlichkeit, Nettigkeit u. ſ. w.

Der innere Gehalt einer Kunſtſchönheit beſteht:

1) in der *Bedeutung.* Ich muſs mir ſagen können, was das ſchöne Kunſtwerk ſeyn ſoll.

2) Zum innern Gehalt gehört ferner der *Karakter*, oder wie man es ſonſt zu nennen pflegt, der *Ausdruck.* Es iſt nicht genug, daſs das Kunſtwerk meine Seele in eine wohlgefällige Stimmung ſetze, ich muſs dieſe Stimmung auch einer beſtimmten Schwingung meiner Kräfte bey der Anſchauung zuſchreiben können, die meine Seele entweder mit Feyer oder mit Zärtlichkeit anfüllt, oder ſie in einen Mittelzuſtand verſetzt, der die Folge des Gefühls einer heitern, ergötzenden Unterhaltung iſt. Der Künſtler erreicht dies, wenn er in ſein Werk die Stimmung legt, die er ſelbſt bey deſſen Verfertigung gehabt hat: er theilt ſie mir dadurch mit.

3) Zu dem innern Gehalte gehört endlich die *Ahndung der Geſchicklichkeit des Urhebers.* Es iſt ein völlig falſcher Satz, wenn man behauptet, daſs irgend ein ſchönes Kunſtwerk dadurch an Reiz gewinne, wenn wir es für ein Werk des Zufalls oder der nicht bearbeiteten Natur halten. Nein! die Betrachtung, daſs der

Mensch, ein Geschöpf unsers Gleichen, so viel vermocht hat, hebt den Werth des Werkes ungemein, und kömmt bey dessen Schätzung immer mit in Betracht. Aber die Geschicklichkeit des Künstlers ist gemeiniglich alsdann am grössten, wenn wir zwischen seinen Produkten und denen der Natur keinen andern Unterschied finden, als den, dass er nach dem Plane, uns eine schöne Unterhaltung zu gewähren, gearbeitet hat. Diese Ahndung der Geschicklichkeit des Urhebers in seinen Werken nenne ich — den *Geist*.

Diese Stücke zusammen, und keines derselben besonders, machen dann, wenn sie sich in dem Total, in dem Ganzen, in den Haupttheilen zeigen, eine *Kunstschönheit* der schönen bildenden Künste aus. Sie erwecken das Gefühl der Schönheit, die Liebe, die wir zu den leblosen aber nicht unbelebten Gesellschafter zu hegen im Stande sind. Und dies zu erreichen, diese Neigung bey dem Beschauer und Geniesser hervorzubringen, ist der Zweck aller schönen bildenden Künste.

F. W. B. v. Ramdohr.

Sieht man auf *alles*, was der Künstler sowohl in der Wahl seines Stoffes, als auch in der Darstellung desselben zu leisten hat, so entstehen *vier* Eigenschaften, welche der Künstler seinem Werke nothwendiger Weise

geben, und welche der Beurtheiler eines Kunstwerkes nothwendiger Weise fodern muss, nemlich:

1) *Schönheit* der äusseren oder zufälligen Form,

2) *objective Vollkommenheit* (d. h. es muss das seyn, was der Künstler sich dachte) —,

3) *Sittlichkeit*,

4) *Annehmlichkeit*.

Diese Eigenschaften muss nun der Künstler so zu ertheilen wissen, dass sie einander in der Beurtheilung keinen Abbruch thun. Hierdurch bewirkt er das gleichmässige Spiel der Gemüthskräfte in dem Beurtheiler, durch welches diesem der Ausspruch: *Vollendung* abgezwungen wird. Und nur in diesem Falle lege ich dem *Kunstwerk ästhetische Vollkommenheit*, oder *innere, absolute Schönheit* bey.

Es kann nemlich ein Kunstwerk *schön* seyn, und doch dieser *innern höchsten* Schönheit ermangeln. In diesem Falle hat es nur *äussere* Schönheit. Diese letztere darf zwar dem Kunstwerke nicht fehlen; sie kann aber vorhanden seyn, ohne dass das Werk das ist, was es seyn könnte und sollte. Der Bildhauer ertheilt die äussere Schönheit seiner Bildsäule durch Beobachtung der *Proportion*. Diese Schönheit findet sich auch an lebenden Menschen, und *Schiller* nennt sie nicht unschicklich die *architektonische Schönheit*. Reisst aber ein Kunstwerk, reisst ein leben-

der Menſch, der weiter nichts als dieſe Schönheit zeigt, zur Bewunderung hin? O nein. Wenn keine *Seele* aus dieſer wohlzuſammengeſetzten Geſtalt hervorblickt, wenn es an *Geiſt* fehlt, ſo iſt die ſchöne Geſtalt nicht viel werth, man iſt ſehr unbefriedigt bey ihrem Anblick. Ein deutlicher Beweis, daſs man zur *äſthetiſchen Vollkommenheit* noch mehr verlangt, als das Daſeyn dieſer äuſseren Schönheit, und daſs die *Schönheit*, welche *Vollendung* heiſst, von jener noch unterſchieden iſt. Nach der letzteren aber, nach *Vollendung* muſs der Künſtler ſtreben, das muthet ihm ſein Genius, das muthet ihm auch der Beurtheiler zu. Dieſe Vollendung läſst ſich aber nicht anders denken, als durch eine Vermiſchung aller Arten des Gefälligen an einem Gegenſtande, *welche* Vermiſchung ſelbſt *ſchön* iſt. Erſt dann, wenn dieſes geleiſtet wurde, ſteht das *Ideal der Schönheit*, ſteht ein *Laokoon* da.

Ein *Kunſtwerk* iſt daher ein Werk, in welchem durch menſchliche Kräfte äuſsere Schönheit, objective Vollkommenheit, Sittlichkeit und Annehmlichkeit abſichtlich ſo vereiniget wurde, daſs durch dieſe Vereinigung das gröſstmögliche Wohlgefallen bewirkt werden kann.

I. H. G. Heusinger.

Wenn es vergönnt iſt, alle diejenigen *Künſtler* zu nennen, deren Medium idealiſche Darſtellung, deren Ziel aber unbedingt iſt: ſo giebt es drey ſpecifiſch verſchiedene Klaſ-

sen von Künstlern, je nachdem ihr Ziel das Gute, das Schöne, oder das Wahre ist.

Nur dasjenige *Kunstwerk, welches in der vollkommensten Gattung, und mit höchster Kraft und Weisheit die bestimmten ästhetischen und technischen Gesetze ganz erfüllt, den unbegränzten Forderungen aber gleichmäßig entspricht*, kann ein unübertreffliches Beyspiel seyn, in welchem die vollständige Aufgabe der schönen Kunst so sichtbar wird, als sie in einem wirklichen Kunstwerke werden kann.

Nur da ist das höchste Schöne möglich, wo alle Bestandtheile der Kunst und des Geschmacks sich gleichmäßig entwickeln, ausbilden, und vollenden; in der *natürlichen* Bildung. In der künstlichen Bildung geht diese *Gleichmäßigkeit* durch die willkührlichen Scheidungen und Mischungen des lenkenden Verstandes unwiderbringlich verlohren. An einzelnen Vollkommenheiten und Schönheiten kann sie vielleicht die freye Entwicklung sehr weit übertreffen: aber jenes höchste Schöne ist ein gewordnes *organisch gebildetes Ganzes*, welches durch die kleinste Trennung zerrissen, durch das geringste Uebergewicht zerstört wird. Der künstliche Mechanismus des lenkenden Verstandes kann sich die Gesetzmäßigkeit des goldnen Zeitalters der Kunst der bildenden Natur zueignen, aber seine Gleichmäßigkeit kann er nie völlig wieder herstellen; die einmal aufgelöste elementarische Masse organisirt sich nie wieder. Der *Gipfel der natürlichen Bildung*

der schönen Kunst bleibt daher für alle Zeiten das *hohe Urbild der künstlichen Fortschreitung.*

Fr. Schlegel.

Der Genius der Kunst paart sich nicht unwillig mit der ernsthaften Minerva zusammen; und in einer grossen und offenen Seele, wenn sie auch auf Ein Hauptbestreben gerichtet ist, spiegelt sich doch das ganze, vielfach zusammengesetzte Bild menschlicher Wissenschaft in schöner und vollkommner Harmonie ab.

Der Verf. der Herzensergiessungen eines kunstliebenden Klosterbruders.

In aller schönen Kunst besteht das Wesentliche in der Form, welche für die Beobachtung und Beurtheilung zweckmässig ist, wo die *Lust zugleich Cultur ist* und den Geist zu Ideen stimmt, mithin ihn mehrerer solcher Lust und Unterhaltung empfänglich macht, nicht in der Materie der Empfindung (dem Reize oder der Rührung), wo es blos auf Genuss angelegt ist, welcher nichts in der Idee zurücklässt, den Geist stumpf, den Gegenstand aneckelnd, und das Gemüth, durch das Bewusstseyn seiner im Urtheile der Vernunft zweckwidrigen Stimmung, mit sich selbst unzufrieden und launisch macht.

Wenn die schönen Künste nicht nahe oder fern, mit moralischen Ideen in Verbindung gebracht werden, die allein ein selbstständiges Wohlgefallen bey sich führen, so ist das Letztere ihr endliches Schicksal. Sie dienen alsdann nur zur Zerstreuung, deren

man immer desto mehr bedürftig wird, als man sich ihrer bedient, um die Unzufriedenheit des Gemüths mit sich selbst dadurch zu vertreiben, daſs man sich immer noch unnützlicher und mit sich selbst unzufriedner macht: überhaupt sind die Schönheiten der Natur zu der ersteren Absicht am zuträglichsten, wenn man frühe dazu gewöhnt wird, sie zu beobachten, zu beurtheilen und zu bewundern.

Kant.

Unbesorgt, daſs die auf unser Vergnügen abzielende Bestimmung der schönen Künste sie erniedrige, werden sie vielmehr auf den Vorzug stolz seyn, dasjenige *unmittelbar* zu leisten, was alle übrigen Richtungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes nur *mittelbar* erfüllen. Daſs der *Zweck der Natur* mit dem Menschen seine Glückseligkeit sey, wenn auch der Mensch selbst in seinem moralischen Handeln von diesem Zwecke nichts wissen soll, wird wohl niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieser also, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die schönen Künste ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuspenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen sie, was ihre ernstern Schwestern uns erst mühsam erringen lassen; sie verschenken, was dort erst der sauer erworbene Preiſs vieler Anstrengungen zu seyn pflegt. Mit anspannendem Fleiſse müſsen wir die Vergnügungen des Verstandes, mit schmerzhaften Opfer die Billigung

der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermaafs der letztern durch eine Kette von Leiden büfsen; die Kunst allein gewährt uns Genüfse, die nicht erst abverdient werden dürfen, die keine Opfer kosten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verdienst, auf diese Art zu ergötzen, mit dem armseligen Verdienst, zu *belustigen*, in eine Klasse setzen? Wer sich einfallen lassen, der schönen Kunst blos deswegen *jenen* Zweck abzusprechen, weil sie über *diesen* erhaben ist?

Die wohlgemeinte Absicht, das Moralischgute überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmäfsige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künsten einen recht hohen Rang anzuweisen, um ihnen die Gunst des Staats, die Ehrfurcht aller Menschen zu erwerben, vertreibt man sie aus ihrem eigenthümlichen Gebiet, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich ist. Man glaubt ihnen einen grofsen Dienst zu erweisen, indem man ihnen, anstatt des frivolen Zwecks *zu ergötzen*, einen moralischen unterschiebt, und ihr so sehr in die Augen fallender Einflufs auf die Sittlichkeit mufs diese Behauptung unterstützen. Man findet es widersprechend, dafs dieselbe Kunst, die den höchsten Zweck der Menschheit in so grofsem Maafse befördert, nur beyläufig diese Wirkung leisten und einen so gemeinen Zweck, wie man sich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten

Augenmerk haben ſollte. Aber dieſen anſcheinenden Widerſpruch würde, wenn wir ſie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens und eine vollſtändige Philoſophie der Kunſt ſehr leicht zu heben im Stande ſeyn. Aus dieſer würde ſich ergeben, daſs ein freyes Vergnügen, ſo wie die Kunſt es hervorbringt, durchaus auf moraliſchen Bedingungen beruhe, daſs die ganze ſittliche Natur des Menſchen dabey thätig ſey. Aus ihr würde ſich ferner ergeben, daſs die Hervorbringung dieſes Vergnügens ein Zweck ſey, der ſchlechterdings nur durch moraliſche Mittel erreicht werden könne, daſs alſo die Kunſt, um das Vergnügen als ihren wahren Zweck vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müſse. Für die Würdigung der Kunſt iſt es aber vollkommen einerley, ob ihr Zweck ein moraliſcher ſey, oder ob ſie ihren Zweck nur durch moraliſche Mittel erreichen könne, denn in beyden Fällen hat ſie es mit der Sittlichkeit zu thun und muſs mit dem Sittengeſetz im engſten Einverſtändniſs handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunſt iſt es nichts weniger als einerley, welches von beyden ihr Zweck und welches das Mittel iſt. Iſt der Zweck ſelbſt moraliſch, ſo verliert ſie das, wodurch ſie allein mächtig iſt, ihre Freyheit, und das, wodurch ſie ſo allgemein wirkſam iſt, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt ſich in ein ernſthaftes Geſchäft, und doch iſt es gerade das Spiel, wodurch ſie das Geſchäft am beſten vollführen kann. Nur indem ſie ihre

höchste ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohlthätigen Einfluss auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem sie ihre völlige Freyheit ausübt, kann sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllen.

SCHILLER.

Der Moralist kann, in den Foderungen, die er an die Sittlichkeit der Kunst macht, nicht behutsam genug seyn: das Ziel und die Seele der Kunst ist *Schönheit*, und Sittlichkeit gehört, wie Geschmack und Bildung, nur zu den nothwendigen Bestandtheilen ihres Wesens.

Der Rec. von Göthe's Schriften in der Allg. L. Z. no. 294. *Iahrg.* 1792.

Es geht in der *Kunst* wie in der *Liebe*; — und es ist mit den *Talenten* wie mit der *Tugend*: man muss sie um ihrer selbst willen lieben, oder sie ganz aufgeben.

GOETHE.

Die Vorsteherinnen der freyen Künste waren, nach den lieblichen Dichtungen der Alten, die Charitinnen, oder die Grazien, sie die Bewahrerinnen, die Heroldinnen der Tapferkeit und jedes Schönen und Grossen; sie, ohne die der Mensch nichts Theures und Werthes hat; sie, durch welche, wie *Pindar* sagt, „den Sterblichen jede Wonne „und Lust lächelt, die allein den Menschen „zur Weisheit, zur Schönheit und Grösse „emporheben, ohne deren reizende Gesell-

„ſchaft die Götter ſelber keine feſtlichen Rei-
„gen und kein Freudenmahl feyern; die
„über jedem Geſchäfte der Himmelsbewoh-
„ner walten, ihren Thron neben dem Py-
„thiſchen Phoebus mit dem goldnen Bogen
„ſetzen, und des Olympiſchen Vaters unver-
gänglichen Reiz preiſen.“ —

Conz.

Die Künſte und Wiſſenſchaften, welche auf die Pfade des Lebens ſo mancherley Blumen ſtreuen, jedes edle Gefühl in der Bruſt wecken und in jeder Lage, an jedem Orte, in jedem Alter unſere unzertrennliche Freunde bleiben — dieſe unſer Daſeyn verſchönernden Künſte wurden von den Alten mit dem Namen — artes ingenuae et liberales — belegt. Nur Perſonen von freyer Geburt und Erziehung ſollten ſie treiben. Die Bildung jener Gefühle, welche den vorzüglichen Werth des Menſchen beſtimmen, bedarf eines freyen Geiſtes, und eines von keiner Nothwendigkeit belaſteten Gemüthes. Die Künſte, die Blumen einer ſchönen Phantaſie, und einer wärmern Empfindung, bezeichnen die Grade der Kultur eines Volkes; und indem der Wilde ſich glücklich achtet, wenn er ſeine Tage vereſſen, vertrinken und verſchlafen kann, ſuchet der Geſittete ſeine mannichfaltigen Seelenſtärkenden Erhohlungen in dem Schooſse der Künſte und in einer edlen Thätigkeit ſeiner Seelenkräfte.

Die Neuern haben dieſe freyen Künſte der Alten mit dem Namen der ſchönen Kün-

ſte unterſcheiden wollen. Unter dieſen werden begriffen: die Muſik, die Tanzkunſt, die Geberde-Miene- und Schauſpielkunſt, die Rede-und Dichtkunſt, die Mahlerey, Sculptur und Baukunſt.

Da dieſe Künſte für das Auge, das Ohr und die Phantaſie bilden, und eine Menge ſinnlicher Vollkommenheiten entweder nach einander, oder zugleich darſtellen; ſo ſcheinet ihnen der Beynahme Schön vorzüglich zuzukommen, theils um ſie von andern trocknen Wiſſenſchaften, theils von andern mehr mechaniſchen Künſten zu unterſcheiden. Sie verdienen aber den Beynahmen Schön nicht blos als Gegenſtand; ſie intereſſieren uns eben ſo ſehr als Werke, welche uns einen Abglanz ungewönlicher Kräfte, theils körperlicher Geſchicklichkeit, theils der Seele geben. Dieſe Werke ſind *gleichſam* ein ſichtbarer Abdruck und *Spiegel* davon. Die Produkte der ſchönen Künſte ſind nicht nur objektiviſch, ſondern auch ſubjektiviſch ſchön. Die *Ilias* von *Homer*, ein *Hamlet* von *Shakespeare*, eine *Rede* von *Cicero*, ein *Pantheon*, ein *Laokoon*, eine *Verklärung Raphaels*, ein *Abendmahl* von *Leonardo da Vinci*, eine *Symphonie* von *Händel* oder *Glück*, eine *Rolle* von *Garrick* intereſſiren nicht blos als vollkommene Kunſtwerke: unſere Bewunderung wächſt vielmehr in der Anſicht dieſer weit vollkommneren Geiſter.

Schön iſt deine Schöpfung, o Herr! Aber wer biſt du, von dem ſie nur Abglanz iſt?

Der Verf. des Verſuchs über das Kunſtſchöne.

Alle Künste sind verwandt; sie zusammen erhöhen und verstärken die Glückseligkeit des Menschen, bilden sein Gefühl mehr, als alles, für die Schönheit der Natur, und setzen ihn über das Thier.

HEINSE.

Da die Naturgabe der Kunst (als schönen Kunst) die Regel geben muss, welcherley Art ist denn diese Regel? Sie kann in keiner Formel abgefasst zur Vorschrift dienen, denn sonst würde das Urtheil über das Schöne nach Begriffen bestimmbar seyn, sondern die Regel muss von der That d. i. vom Produkt abstrahirt werden, an welchem andere ihr eigenes Talent prüfen mögen, um sich jenes zum Muster, nicht der *Nachmachung*, sondern der *Nachahmung*, dienen zu lassen. Wie dieses möglich sey, ist schwer zu erklären. Die Ideen des Künstlers erregen ähnliche Ideen seines Lehrlings, wenn ihn die Natur mit einer ähnlichen Proportion der Gemüthskräfte versehen hat. Die Muster der schönen Kunst sind daher die einzigen Leitungsmittel, diese auf die Nachkommenschaft zu bringen, welches durch blosse Beschreibungen nicht geschehen könnte (vornehmlich nicht im Fache der redenden Künste) und auch diesen können nur die in alten todten und jetzt nur als gelehrte aufbehaltenen Sprachen classisch werden.

KANT.

Da die schöne Kunst nicht für den Verstand sondern den ästhetischen Sinn arbeitet,

da das Schöne ihren Gegenstand ausmacht, welches nicht erlernt, sondern nur empfunden seyn will; so folgt hieraus von selbst, dass die Regel, nach der ein schönes Kunstwerk hervorgebracht werden kann, nicht wie bey den mechanischen aus einem Unterrichte nach Verstandesgrundsätzen geschöpft werden kann, sondern ursprünglich in der Naturanlage des Künstlers anzutreffen seyn muss. *Schöne Kunst* also ist ausschliessend *Kunst des Genies*, und Genie ist die *ursprüngliche Anlage*, oder das Talent im Menschen, *durch welches die Natur in ihm der Kunst ihre Regel giebt.* Hier ist also die Natur unmittelbar die Lehrerin; ein glückliches Verhältniss der Seelenkräfte und eine angebohrne Richtung derselben bestimmt den Künstler für seine Laufbahn. Alle Zeitalter haben das *gefühlt, und* dem Genie einen Vorrang vor *den blos* erworbenen Geschicklichkeiten mit derjenigen Art von Ehrerbietung eingeräumt, die man einem unmittelbaren göttlichen Geschenke zollt. Daher wurden die herrlichen Sänger der Vorwelt als gottbegeisterte angesehen, und man betrachtete den Dichter wie den Künstler als Wesen, die mit dem Ueberirrdischen in näherer Verbindung ständen, so wie ihre Werke als Eingebungen eines himmlischen Genius.

SCHMIDT — PHISELDECK.

Der Styl eines Kunstwerks ist eben sowohl von dem Erfindungsgeiste und der Wissenschaft des Künstlers, als von dem Mechanismus seiner Kunst unabhängig;

denn er beruht in der *Idee des Schönen*, die der Künstler *lebendig in seinem Gefühle* trägt, die er in jeder seiner Darstellungen zu verwirklichen strebt, und die vornehmlich in der Komposition, den Formen und dem Ausdrucke des Kunstwerks enthalten ist. Er bildet sich weder durch das Genie noch durch die Wissenschaft, sondern durch die ästhetische Kultur des Gefühls. Die natürliche Anlage bestimmt freylich zuerst die Gefühlsart des Künstlers, und die Ausbildung seines Talents erfordert eine richtige Erkenntniss des Kunstzwecks, also eine wissenschaftliche Kultur. Weder diese, noch jene allein, sondern die in der Einbildungskraft praktisch entwickelte, an dem Schönen der Natur und Kunst ausgebildete Idee der Schönheit, die *ästhetische* Beurtheilung, der *Geschmack* des Künstlers ist es, was seinen Styl bestimmt.

Fernow.

Unbedingte Nachahmung der schönen Natur kann nicht oberstes Princip für die bildende Kunst seyn. Da bey jedem ihrer Werke das Genie lediglich für den Geschmack schaft und bildet, so fordert auch dieser, dass in dem Werke des Genies nichts erscheine, was ihm gleichgültig oder wohl gar widrig sey, fordert, dass das Werk alle die Eigenschaften besitze, welche sich vereinigen müssen, um dem menschlichen Geiste den höchsten, vollendetsten, reinsten Schönheitsgenuss zu gewähren, welcher durch Form und Gestalt, als freye Produkte

menſchlicher Erfindung- und Einbildungskraft, für menſchliche Geiſter bewirkt werden kann. Der Geſchmack kann die Theile der wirklichen Natur nicht als zunächſt für das durch ihn mögliche Vergnügen gebildet betrachten; allein jedes Werk ſchöner bildender Kunſt kann und muſs er aus dieſem Geſichtspunkte anſehen. Er fordert alſo von dem Genie mehr als von der Natur, und aus dieſer gerechten Forderung des Geſchmacks entſpringt der oberſte Grundſatz für alle ſchöne bildende Kunſt, ein Grundſatz, welcher nichts anders ausdrücken kann, als: *Bildung von ſichtbaren Formen für den höchſten, vollendetſten und reinſten Schönheitsgenuſs, deſſen der Menſch bey der gröſsten möglichen Vervollkommnung ſeiner zum Genuſs des Schönen zuſammenwirkenden Vermögen fähig iſt; Bildung von ſichtbaren Formen, wie ſie die Natur ſelbſt hätte bilden müſſen, wenn Befriedigung des Geſchmacks des Menſchen durch ihre Geſtalten ihr ausſchlieſsender Zweck geweſen wäre.*

C. H. Heydenreich.

Den Künſtlern kann man es nicht oft genug wiederholen, daſs die treue Nachahmung der Natur keinesweges der Zweck der Kunſt, ſondern nur Mittel iſt; daſs Wahrſcheinlichkeit ihr mehr als Wahrheit gilt, weil ihre Werke nicht zu den Weſen der Natur gehören, ſondern Schöpfungen des menſchlichen Verſtandes, Dichtungen ſind; daſs die Vollkommenheit dieſer Geiſtesgeburten deſto inniger empfunden wird, je unauflösbarer die Einheit und je lebendiger die Individualität ihres Ganzen iſt; endlich,

dafs Schönheit ihr vollendendes äufserliches Gepräge und zugleich ihre inwohnende Seele bleiben mufs.

Vermittelst dieser Bestimmung erklärt man sich leicht, warum in ächten Kunstwerken die Darstellung zuweilen so treu und wahr seyn kann, wie in blofsen Kopien nach der Natur; da hingegen umgekehrt der genielose Fleifs, auch wenn er täuschend genau darstellt, auf den Namen der Kunst, im höheren Verstande, keinen Anspruch machen darf. So würde es ebenfalls die Scheidung des Wesentlichen in der Kunst von dem Zufälligen sehr erleichtern, wenn man erwöge, dafs sogar die rohesten Völker, die entweder einen höchst unvollkommnen oder noch gar keinen Trieb zu materiellen Kunstgebilden äufsern, bereits wahre Poesien besitzen, welche, verglichen mit den geglätteten und künstlich in einander gefügten dichterischen Produkten der verfeinerten Kultur, diesen oft den Preifs der Gedankenfülle, der Stärke und Wahrheit des Gefühls, der Zartheit und Schönheit der Bilder abgewinnen. Man begreift, wie diese Eigenschaften das einfache Hirtenlied, die Klagen und das Frohlocken der Liebe, den wilden Schlachtgesang, das Skolion beym Freudenmale und den rauschenden Götterhymnus eines Halbwilden bezeichnen können; denn sie gehen aus der schöpferischen Energie des Menschen unmittelbar hervor und sind unabhängig von dem Vehikel ihrer Mittheilung, der mehr oder minder gebildeten

Sprache. Spröder ist der todte, körperliche Stoff, welchen der bildende Künstler ausser sich selbst suchen muss, um seine Einbildungskraft daran zu offenbaren. Statt des conventionellen Zeichens, des leicht hervorzubringenden Tones, muss er die Sache selbst, die er sich denkt, den Sinnen so darzustellen suchen, wie sie sich im Raum geberdet, und hiermit werden alle Einschränkungen seiner Kunst offenbar. Die mechanischen Vortheile in der Behandlung des rohen Materials, die aus dem inneren Sinne zur äussern Wirklichkeit zu bringende, richtige Anschauung der Formen, die Erfahrung, welche den Künstler lehren muss, seinen Tiefblick durch die Veränderungen der äussern Gestalt bis in die Modifikationen der Empfindung zu senken, und jene sinnlichen Erscheinungen als Zeichen dieser *inneren* nachzubilden — dies alles fordert *einen* ungeheuren Aufwand von Zeit und vorbereitender Anstrengung, wovon der Dichter, der sich selbst Organ ist, nichts zu wissen braucht. Je schwerer also die Darstellung und je längere Zeit sie erfordert, desto strenger bindet sie den Künstler an Einfalt und Einheit; je einfacher aber irgend eine Geburt des Geistes, desto mächtiger muss sie durch die Erhabenheit und Grösse des Gedankens auf den Schauenden wirken. Daher ist die lebendige Ruhe eines Gottes der erhabenste Gegenstand des Meissels, und ein Augenblick, wo die Regungen der menschlichen Seele schön hervorschimmern durch

ihre körperliche Hülle, ist vor allen des Pinsels grosser Meister würdig.

G. Forster.

Die Natur hat einen unermesslichen Plan. Die Mannigfaltigkeit desselben erstreckt sich vom unendlich-Kleinen bis ins unendlich-Grosse, und seine Einheit ist über alles Erstaunen hinweg. Die Schönheit der äusserlichen Formen überhaupt ist nur ein sehr geringer Theil von ihren Absichten, und sie hat dieselbe zuweilen grössern Absichten nachsetzen müssen. Ist es also wohl möglich, dass der eingeschränkte Raum, welchen wir von der Natur betrachten können, dass dieser Raum, in so fern er uns in die Sinne fällt, alle Eigenschaften der idealischen Schönheit erschöpfen sollte?

Der menschliche Künstler hingegen wählt sich einen Umfang, der seinen Kräften angemessen ist. Seine Absichten sind so eingeschränkt, als seine Fähigkeiten. Sein ganzer Endzweck ist, die Schönheiten, die in die menschlichen Sinne fallen, in einem eingeschränkten Bezirke vorzustellen. Er wird also den idealischen Schönheiten näher kommen können, als die Natur in diesem oder jenem Theile gekommen ist, weil ihn keine höheren Absichten zu Abweichungen veranlassen. Was sie in verschiedenen Gegenständen zerstreuet hat, versammelt er in einem einzigen Gesichtspunkte, bildet sich ein Ganzes daraus, und bemühet sich, es so

vorzuſtellen, wie es die Natur vorgeſtellt haben würde, wenn die Schönheit dieſes begränzten Gegenſtandes ihre einzige Abſicht geweſen wäre. Nichts anders als dieſes bedeuten die gewöhnlichen Ausdrücke der Künſtler: die *Natur verſchönern*, die *ſchöne Natur* nachahmen u. ſ. w. — Sie wollen einen gewiſſen Gegenſtand ſo abbilden, wie ihn Gott geſchaffen haben würde, wenn die ſinnliche Schönheit ſein höchſter Endzweck geweſen wäre, und ihn alſo keine wichtigeren Endzwecke zu Abweichungen hätten veranlaſſen können. Dieſes iſt die vollkommenſte idealiſche Schönheit, die in der Natur nirgend anders, als im Ganzen anzutreffen, und in den Werken der Kunſt vielleicht nie völlig zu erreichen iſt. Der Künſtler muſs ſich alſo über die gemeine Natur erheben, und weil die Schönheit ſein einziger Zweck iſt, ſo ſteht es ihm frey, dieſelbe allenthalben in ſeinen Werken zu koncentriren, damit ſie uns ſtärker rühre.

M. Mendelssohn.

Zu Erlernung jeder bildenden Kunſt, ſelbſt wenn ſie ernſthafte oder trübſelige Dinge abſchildern ſoll, gehört ein lebendiges und aufgewecktes Gemüth; denn es ſoll ja durch allmählige mühſame Arbeit endlich ein vollkommnes Werk, zum Wohlgefallen aller Sinne, hervorgebracht werden, und traurige und in ſich verſchloſsene Gemüther haben keinen Hang, keine Luſt, keinen Muth und keine Stetigkeit hervorzubringen.

Solch' ein aufgeweckteſ Gemüth beſaſs der Jüngling *Leonardo da Vinci*; und er übte ſich nicht nur mit Eifer im Zeichnen und Setzen der Farben, ſondern auch in der Bildhauerey, und zur Erholung ſpielte er auf der Geige und ſang artige Lieder. Wohin alſo ſein vielbefaſſender Geiſt ſich auch wand, ſo ward er immer von den Muſen und Grazien als ihr Liebling, in ihrer Atmoſphäre ſchwebend getragen, und berührte nie, auch in den Stunden der Erholung nicht, den Boden des alltäglichen Lebens.

Er wuſste, daſs der Kunſtgeiſt eine Flamme von ganz anderer Natur iſt, als der Enthuſiasmus der Dichter. Es iſt nicht darauf angeſehen, etwas ganz aus eigenem Sinne zu gebähren; der Kunſtſinn ſoll vielmehr ämſig auſser ſich herumſchweifen, und ſich um alle Geſtalten der Schöpfung mit behender Geſchicklichkeit herumlegen, und Formen und Abdrücke davon in der Schatzkammer des Geiſtes aufbewahren; ſo daſs der Künſtler, wenn er die Hand zur Arbeit anſetzt, ſchon eine Welt von allen Dingen in ſich finde. *Leonardo* gieng nie, ohne ſeine Schreibtafel bey ſich zu tragen; ſein begieriges Auge fand überall ein Opfer für ſeine Muſe. Dann kann man ſagen, daſs man vom Kunſtſinne durchglüht und durchdrungen ſey, wenn man ſo alles um ſich her ſeiner Hauptneigung unterthänig macht.

Der Verf. der Herzensergieſſungen eines kunſtl. Kloſterbruders. —

Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiſse den Säugling bey Zeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern Alters, und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden iſt, ſo kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenſeits aller Zeit, von der abſoluten unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether ſeiner *dämoniſchen* Natur rinnt die Quelle *der Schönheit* herab, unangeſteckt von der Verderbniſs der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt hat, aber die keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen. Der Römer des erſten Jahrhunderts hatte längſt ſchon die Kniee vor ſeinen Kaiſern gebeugt, als die Bildſäulen noch aufrecht ſtanden, die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines *Nero* und *Kommodus* beſchämte der edle Styl des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde verlohren, aber die Kunſt hat ſie gerettet und aufbewahrt in bedeuten-

den Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur *überlebte*, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniss. Gleich frey von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maasstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und in Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft, und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der grosse geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegnen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugiessen, und den treuen Händen der Zeit anzuvertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. — — —

Gieb also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edlen Trieb in seiner Brust, bey allem Widerstande seines Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gieb der Welt, auf die du wirkst, die *Richtung* zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkührlichkeit, fallen muss es, es ist schon gefallen, so bald du gewiss bist, dass es sich neigt; aber in dem

innern, nicht blos in dem äuſſern Menſchen muſs es ſich neigen. *In der ſchaamhaften Stille deines Gemüths erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daſs nicht blos der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreiſe.* Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, das du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis du eines idealiſchen Gefolges in deinem Herzen verſichert biſt. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſsen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Reſignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freyheit unter das Joch, das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen. Durch den ſtandhaften Muth, mit dem du ihr Glück verſchmäheſt, wirſt du ihnen beweiſen, daſs nicht deine Feigheit ſich ihren Leiden unterwirft. Denke ſie dir, wie ſie ſeyn ſollten, wenn du auf ſie zu wirken haſt, aber denke ſie dir, wie ſie ſind, wenn du für ſie zu handeln verſucht wirſt. Ihren Beyfall ſuche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, ſo wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie noch; ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz, und hier muſst du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Thaten umſonſt ver-

dammen, aber an ihrem Müſsiggange kannſt du deine bildende Hand verſuchen. Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. *Wo du ſie findeſt, umgieb ſie mit edeln, mit groſſen, mit geiſtreichen Formen, ſchlieſse ſie ringsum mit den Symbolen des Vortreflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet.*

Schiller.

Der Künſtler kennt die wahre Schönheit nicht, deſſen Werk, wie lieblieb und einſchmeichelnd auch das darin ſeyn mag, was den Sinnen und der Einbildungskraft ſchmeichelt, nicht zugleich auch den Verſtand und das Herz einnimmt. Es iſt, wie Ixions *Juno*, nur eine aus Dünſten gebildete Schönheit, eine bloſe Larve, die nur ſo lange gefällt, als die Täuſchung eines Traumes dauren kann. —

Darum, o Jüngling! dem die Natur ein feines Gefühl für die Schönheit der Form, eine lachende Phantaſie gegeben hat, befleiſſige dich, die Schönheit höherer Art kennen und fühlen zu lernen, damit du den ſchönen Formen, die dein feiner Geſchmack entwirft, auch ſchöne Seelen einflöſsen könneſt.

Sulzer.

Der Augenblick ſcheint in der That für eine *äſthetiſche Revolution* reif zu ſeyn, durch welche das Objective in der äſthetiſchen Bil-

dung der Modernen herrſchend werden könnte. Nur geſchieht freylich nichts Groſſes von ſelbſt, ohne Kraft und Entſchluſs! Es würde ein ſich ſelbſt beſtrafender Irrthum ſeyn, wenn wir die Hände in den Schooſs legen und uns überreden wollten, der Geſchmack des Zeitalters bedürfe gar keiner durchgängigen Verbeſſerung mehr. — —

Die äſthetiſche Revolution ſetzt zwey nothwendige *Poſtulate*, als vorläufige Bedingungen ihrer Möglichkeit voraus. Das erſte derſelben iſt *äſthetiſche Kraft*. Nicht das *Genie* des Künſtlers allein, oder die originelle Kraft idealiſcher Darſtellung und äſthetiſcher Energie läſst ſich weder erwerben noch erſetzen. Es giebt auch eine urſprüngliche Naturgabe des ächten *Kenners*, welche zwar, wenn ſie ſchon vorhanden iſt, vielfach gebildet werden, wenn ſie aber mangelt, durch keine Bildung erſetzt werden kann. Der treffende Blick, der ſichre Takt; jene höhere Reizbarkeit des Gefühls, jede höhere Empfänglichkeit der Einbildungskraft laſſen ſich weder lernen noch lehren. Aber auch die glücklichſte Anlage iſt weder zu einem groſſen Künſtler noch zu einem groſsen Kenner zureichend. Ohne Stärke und Umfang des ſittlichen Vermögens, ohne Harmonie des ganzen Gemüths, oder wenigſtens eine durchgängige Tendenz zu derſelben, wird niemand in das Allerheiligſte des Muſentempels gelangen können. Daher iſt das zweyte nothwendige Poſtulat für den einzelnen Künſtler und Kenner wie für die Maſſe des Publikums — *Moralität*. Der richtige Ge-

ſchmack, könnte man ſagen, iſt das gebildete Gefühl eines ſittlich guten Gemüths. Unmöglich kann hingegen der Geſchmack eines ſchlechten Menſchen richtig und mit ſich ſelbſt einig ſeyn. Die Stoiker hatten in dieſer Rückſicht nicht Unrecht zu behaupten, daſs nur der Weiſe ein vollkommner Dichter und Kenner ſeyn könne. Gewiſs hat der Menſch das Vermögen, durch bloſse Freyheit die mannichfaltigen Kräfte ſeines Gemüths zu lenken und zu ordnen. Er wird alſo auch ſeiner äſthetiſchen Kraft eine beſſere Richtung und richtige Stimmung ertheilen können. Nur muſs er es *wollen*; und die Kraft, es zu wollen, die Selbſtſtändigkeit bey dem Entſchluſs zu beharren, kann ihm niemand mittheilen, wenn er ſie nicht in ſich ſelbſt findet.

Fr. Schlegel.

Es würde der Kunſt zu weit gröſserem Vortheile gereichen, wenn man darauf bedacht wäre, ihren *mechaniſchen* Theil möglichſt zu vereinfachen und zu erleichtern, denn Er allein ſetzt der Kunſt die Schranken; dagegen aber den *genialiſchen* Theil zu erſchweren, und in ſeinen Foderungen an dieſen um ſo ſtrenger zu ſeyn. Denn obgleich die wahre Vollendung eines ſchönen Kunſtwerks in der vollkommenſten Vereinigung beyder beſteht; ſo wird doch die Kunſt ſtets zu höherer Vollkommenheit ſteigen, wenn der geiſtige Theil den mechaniſchen überwiegt; ſo wie ſie unausbleiblich ſinken muſs, wenn

das Streben nach Vollkommenheit blos auf *diesen* gerichtet ist. Es giebt Zwerge der Kunst, die weder Ideal noch Fülle der Phantasie fordern; die ihren Werth von der mechanischen Geschicklichkeit und treuen Nachahmung erhalten; in denen wir nicht das schaffende Genie, den dichtenden Geist des Künstlers; sondern den freyen, leichten und entschlossenen Vortrag seiner Hand bewundern. In diesen darf und soll, ihrer Natur nach, der mechanische Theil herrschen. Dafür überhebt er aber auch den Künstler allenfalls der höheren Geisteskultur, und schränkt sein Talent blos auf die Nachbildung des Wirklichen ein. Die edlern Zweige der Kunst hingegen, die sich mit Menschendarstellung in idealischer Vollkommenheit und Schönheit beschäftigen, nähern sich der Sphäre des Dichters, und theilen gewisser Maassen sein Gebiet mit ihm; daher sie auch dieselben Forderungen einer höhern ästhetischen Kultur des bildenden Künstlers machen. Ja ich sehe zwischen beyden keinen andern Unterschied, als der in dem eigenthümlichen Wesen einer jeden dieser beyden, dem Geiste nach nahe verwandten Künste selbst liegt, der aber durch ihren gemeinschaftlichen Zweck wieder aufgehoben wird. Denn der Mensch, den uns der bildende Künstler darstellt, soll nicht weniger vollkommen seyn als der, den uns der Dichter schildert; dieser stellt mir seinen sittlich edlen und schönen Karakter in seinen Worten und Thaten, jener stellt ihn mir durch Gestalt nnd Gebehrdung dar, ihre

Einwirkung aufs Gemüth aber soll dieselbe seyn. Jeder wahre Künstler ist Dichter in seinem Fache, wenn Dichten überhaupt, durch die freye Selbstthätigkeit der Einbildungskraft etwas der Wahrheit Aehnliches, ästhetisch Wohlgefälliges erfinden und darstellen heisst; und er wird ein um so grösserer Künstler seyn, je mehr er ächter Dichter in seiner Kunst ist, gleichviel ob das Vehikel seiner Darstellung Worte oder Linien, Farben oder Töne sind.

FERNOW.

Dichten bedeutet seiner ursprünglichen Bedeutung nach jedes *Machen*, *Hervorbringen*, *Schaffen*, und begreift also viele Arten unter sich. Denn, die Ursache seyn, dass etwas, was noch nicht ist, zum Daseyn *komme*, heisst Dichten oder Schaffen. In diesem Sinne begreift das Wort *Dichtung* auch *alle Produkte der Kunst;* und man könnte demnach auch jeden, der ein Kunstwerk hervorbringt, einen *Dichter* nennen.

PLATON.

Wahres *Gefühl* des *Göttlichen* unterbricht die *Stille der Seele* nicht — es macht sie vielmehr *noch* stiller, kehrt sie noch unverwandter in ihr *Innerstes*. Derjenige, dem dieser Sinn aufgeschlossen ist, spricht nicht von dem, was er sieht, was er fühlt: aber sein ganzes Wesen, seine ganze Art zu seyn und zu wirken spricht davon. Etwas diesem Aehnliches findet sich an jenen erhabenen

Sterblichen, denen die Natur das Geheimniſs der *Künste* entsiegelt hat. *Homer* schrieb kein Buch von der Dichtkunst; aber er machte seine *Ilias*: *Phidias*, *Propiteles*, *Apelles*, schrieben keine Theorien, definirten das Erhabene, die Schönheit, die Grazie nicht; aber ihre Werke spiegeln die *Idee* des Göttlichen zurück, die sich ihrer Seele eingesenkt hatte. — — Dies ist der Karakter des *Dichters*, des wahren *Machers*; und in diesem Sinne ist *jeder ächte Künstler Dichter* — ein kläglich entweihtes, beynahe schambares Wort, aber ehrwürdig dem, der seinen Sinn umfassen kann, wie es *unsern Alten* war! — Blos aus *diesem* Grunde läſst sich das, was in der Kunst das *Höchste* ist, was der wahre Künstler selbst mehr fühlt als erkennt, oft nur vorüber blitzen sieht, nur von fernher ahnet, eben darum läſst sich das *nicht lehren.* Kein Fleiſs, keine Nachtwachen, keine Nachahmung, kein Studium wird es dem erforschlich noch erreichbar machen, *dem es die Natur nicht offenbart.*

WIELAND.

In jenen glücklichen Zeiten, wo die schönen Künste innigst an die Kultur des Menschen geknüpft waren, wo ihre liebliche Harmonie in allen Verhältnissen seines religiösen und politischen, seines geselligen und häuslichen Lebens wiedertönte; wo der Mensch in Spielen der Phantasie zuerst die erhabene Würde seines eigenen Wesens ahnden und lieben lernte, und selbst die ernste

Göttin der Weisheit ſich in die Spiele der Muſen und Grazien miſchte, — bedurfte es keiner tiefſinnigen Unterſuchungen, um das Weſen des Schönen zu ergründen; die Kunſt durfte nicht erſt durch ſtrenge Vernunftſchlüſſe ihren Adel und ihre höhere Abkunft rechtfertigen. Jeder fühlte ihren Einfluſs auf ſein Herz, und glaubte um ſo williger den ſchönen Platoniſchen Träumen, welche die Schönheit in den Olymp verſetzten, weil der Künſtler ihm die Wahrheit derſelben durch ſeine erhabene Schöpfung verbürgte. Die Griechen hatten keine theoretiſchen Syſteme der Aeſthetik, keine Kunſtakademie; der Geiſt des Zeitalters war ihr Syſtem, ihre Akademie die Natur. Die Allgemeinheit ihrer Maximen, die Beſtimmtheit ihrer praktiſchen Kunſtregeln, die Sorgfalt, womit der Staat ſelbſt über die Reinheit und den Adel ihres Idealſtyls wachte, die öffentliche Achtung, das zarte Gefühl und der die ganze Nation belebende Gemeinſinn für Schönheit, konnten gar wohl ſo künſtliche Gerüſte entbehrlich machen. Was jetzt nur in wenigen Günſtlingen der Natur auf dürrem Boden zu einer ſeltnen Blüthe gedeiht, ſproſste damals überall in reicher üppiger Fülle.

Fernow.

Wie floſſen die Erſtlinge Griechiſcher Kunſt ſo ſanft aus dem reichen Quell der Empfindung! Die Liebe führte dem Korinthiſchen Jünglinge die Hand, als er das erſte Schattenbild entwarf. Bewunderung des

Helden rührte dem Künstler das Herz, als er die edle Gestalt in Metall oder Marmor zuerst verewigte. Dankbarkeit gegen die „geahndeten, besseren Wesen," womit die Einbildungskraft den Olymp und das Empyräum bevölkerte, schuf die erste Bildsäule eines Gottes mit den Zügen der verklärten Menschheit. Jetzt ergriff diese edle Schwärmerey das staunende Volk; es belohnte die Tugend seiner Feldherren, seiner Gesetzgeber, seiner Wohlthäter und Retter durch öffentliche Denkmähler und Statuen; es liess den Delphischen Tempel und das Pöcile von *Polygnot* verzieren, und *Phidias* musste ihm seinen Donnerer und seine Minerva von Gold und Elfenbein bilden.

G. Forster.

Der West, der schmeichlerisch in Rosenfluren wehte,
Der Vogel an dem Quell, des Teichs belebtes Rohr
Begeisterten zuerst des Hirten stumme Flöte,
Und lockten Harmonie früh schon aus ihr hervor.
Bald stiegen Klagen hier, dort feurige Gebete,
Wie Lieb' und Schmerz sie lehrt, zu Cyprien empor.
An Acis Ufern liess die Göttliche sich nieder,
Und ihrer Huld zum Preis ertönten neue Lieder.

Lucrez.

Liebe wars, die jede schöne Kunst erfand.
Des Geliebten Umriss schattend an der Wand
Zeichnete das Mädchen, und von Glanz umstralt
Hat an Amors Fackel liebend sie's gemalt.
Liebe wars, die jede schöne Kunst erfand.
Als am Marmorfelsen Amor bildend stand,

Fühlete der Marmor; und von Venus Thron
Stieg ein liebend Mädchen zu Pygmalion.

Herder.

Es ſey Fabel oder Geſchichte, daſs die *Liebe* den erſten Verſuch in den bildenden Künſten gemacht habe: ſo viel iſt gewiſs, daſs ſie den groſsen alten Meiſtern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird itzt z. B. die Mahlerey überhaupt als die Kunſt, welche Körper auf Flächen nachahmet, in ihrem ganzen Umfange betrieben: ſo hatte der weiſe Grieche ihr weit engere Gränzen geſetzet, und ſie blos auf die Nachahmung ſchöner Körper eingeſchränket. *Sein Künſtler ſchilderte nichts als das Schöne;* ſelbſt das gemeine Schöne, das Schöne niedrer Gattungen, war nur ſein zufälliger Vorwurf, ſeine Uebung, ſeine Erhohlung. *Die Vollkommenheit des Gegenſtandes ſelbſt* muſste in ſeinem Werke entzücken; er war zu groſs, von ſeinen Betrachtern zu verlangen, daſs ſie ſich mit dem bloſſen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung ſeiner Geſchicklichkeit entſpringe, begnügen ſollten; an ſeiner Kunſt war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunſt — und bey ihm war die *Schönheit* das höchſte Geſetz der bildenden Künſte geweſen. —

Bey den Alten hielt es auch die Obrigkeit ſelbſt ihrer Aufmerkſamkeit nicht für unwürdig, den Künſtler mit Gewalt in ſeiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Geſetz

der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl, und die Nachahmung ins Häſslichere bey Strafe verbot, iſt bekannt. Es war kein Geſetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich gehalten wird. Es verdammte die griechiſchen Ghezzi, den unwürdigen Kunſtgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häſslichen Theile des Urbildes zu erreichen; mit einem Worte, die Carricatur. Aus eben dem Geiſt des Schönen war auch das Geſetz der Hellanodiken gefloſſen. Jeder Olympiſche Sieger erhielt eine Statue; aber nur dem dreymaligen Sieger, ward eine Ikoniſche geſetzt.

Wir lachen, wenn wir hören, daſs bey den Alten die Künſte bürgerlichen Geſetzen unterworfen geweſen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Unſtreitig müſſen ſich die Geſetze über die Wiſſenſchaften keine Gewalt anmaſsen, denn der Endzweck der Wiſſenſchaften iſt Wahrheit. Wahrheit iſt der Seele nothwendig; und es wird Tyranney, ihr in Befriedigung dieſes weſentlichen Bedürfniſſes den geringſten Zwang anthun. Der Zweck der Künſte hingegen iſt Vergnügen, und das Vergnügen iſt entbehrlich. Alſo darf es allerdings von dem Geſetzgeber abhangen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maaſse er jede Art deſſelben verſtatten will.

Die bildenden Künſte insbeſondere, auſſer dem unfehlbaren Einfluſse, den ſie auf den Karakter der Nation haben, ſind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufſicht des Geſetzes heiſchet. Erzeugten ſchöne

Menſchen ſchöne Bildſäulen, ſo wirkten dieſe hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte ſchönen Bildſäulen ſchöne Menſchen mit zu verdanken.

G. E. Lessing.

Die *Griechiſche Kunſt* iſt eine *Schule der Humanität*; unglücklich iſt, wer ſie anders betrachtet. —

Ohne die Kunſt der Griechen würden wir manche Gedanken ihrer Dichter und Weiſen nicht verſtehen; als öde Worte ſchwebeten ſie vor uns vorüber. Nun hat ſie die Kunſt *ſichtbar gemacht*, und damit auch den ganzen Geiſt der Compoſition ihrer Schriften, den Zweck ihrer Sittenformung und was ſie ſonſt unterſcheidet, in anſchaulichen Bildern dem menſchlichen Verſtande vorgeſtellt; kurz, anſchauliche *Kategorien der Menſchheit* gegründet. Davon verſtanden nun freilich jene Barbaren nichts, die in einem Baſalt-Kopfe *Jupiters* nichts als den ſchwarzen Kopf eines Satans, im ſchönen *Apollo* einen wahrſagenden böſen Geiſt, und in der himmliſchen *Aphrodite* eine unzüchtige Dirne zerſtörten. Der einzige Begriff, daſs alle dieſe Kunſtwerke Gegenſtände der Abgötterei, Behauſungen Orakelgebender, Luſtverführender, böſer Dämonen ſeyn, hieng wie ein ſchwarzer Nebel vor ihren Augen, daſs ſie den wahren Dämon, das *Ideal der Menſchenbildung in ihren reinſten Formen* nicht zu erkennen vermochten. Auch Keinem von denen wird es ſichtbar, die in der Statue nur die Statue,

in der Gemme den Edelstein und in Allem nur Pracht, Zierrath, herkommlichen Geschmack, oder Alterthums- und mechanische Kunstkenntnisse suchen. Am weitsten entfernt davon eine falsche und enge Theorie, die sich gegen jede Aeusserung und Offenbarung des Menschenfreundlichen, Wahrheitdarstellenden Gottes hinter Wortlarven mit einem kalten Stolze brüstet. Zu uns wird der *Dämon der Menschennatur* aus den Werken der Griechen rein und verständlich sprechen können: denn wir werden ihn mitfühlend, sympathetisch hören.

HERDER.

Es giebt nur Eine Gattung des idealischen Schönen, und nur Eine Poetik und Eine Logik dieses Schöne zu erzeugen, es sey mit Tönen, oder mit Farben, oder mit Formen, oder auch mit jenen verwickelten wunderbaren Zusammensetzungen von Formen, Farben und Tönen, die man Empfindungen und Vorstellungen nennt.

Der Griechen Glück war es, dieses idealische Schöne, diese Poetik und Logik aller Künste von Anbeginn getroffen zu haben; sie haben daher fast nichts als Meisterstücke gemacht. — Die Künste waren ihnen verschiedene Mundarten Einer Sprache, der heiligen Sprache des Schönen. —

DUPATY.

Es ist eine in dem Wesen der schönen Künste selbst gegründete, und durch die Er-

fahrung zur Gnüge bestätigte Wahrheit, daſs eine Nation nie zu einer eigenthümlichen Kunst gelangen, noch sie zur Vortreflichkeit kultiviren kann, wenn sie nicht Kunstsinn und Genialität durch eine zum Aesthetischen hinstrebenden Kultur allmählig aus sich entwickelt. Nicht einmal die alten Römer, dieses in vieler Rücksicht groſse – den Griechen so nahe Volk haben den Geist der Kultur der bildenden Künste von den letztern erbeuten können; sie haben nie eine eigne Kunstepoche gehabt; es war immer noch griechische Kunst, die unter den Kaisern blühte. Der Geschmack eines Künstlers und einzelner Menschen läſst sich wohl nach fremden Mustern bilden und lenken; aber wo Kunst einheimisch und Geschmack so allgemein seyn soll, daſs er als Eigenschaft der Nation angesehen werde, da ist dies weder hinreichend noch thunlich. Kunst und Schönheit müssen erst wahres Bedürfniſs der Nation werden, sie müssen in das allgemeine und besondere Intereſse ihrer Existenz verflochten seyn, wenn erstere in einem Staat gedeihen, und daurend blühen soll. —

Die besten Kunstwerke sind für die Kunst so gut als nicht vorhanden, wenn sie nicht auf ihre Kultur angewandt werden. Alles Begaffen, Bewundern und Anerkennen ihrer Schönheit, alles bloſse Copieren und Abschreiben derselben ist fruchtlos, wenn sie nicht in Vereinigung mit der Natur das ernstliche Studium des Künstlers für sein ganzes Leben ausmachen, aber Studium mit Gefühl und Kopf, nicht mit der Hand; wenn

er nicht strebt, sich in ihren Geist hineinzufühlen, sich in ihren Styl hinein zu arbeiten. So lange noch die Kunst dem Zufalle, ob und wann er ein glückliches, mit treuem Naturgefühle begabtes, Talent hervorbringen wird, überlassen bleibt; so lange jeder Künstler nach seiner Laune oder nach der Mode die Kunst treibt; so lange nicht der gute Geschmack Nationalgeschmack wird, und Publikum und Künstler nicht gegenseitig sich bilden, wird es vielleicht hie und da einen grofsen Künstler geben, aber die Kunst wird nie einen glücklichen Fortgang machen. — — —

Ein uneigennütziger, biegsamer, sympathetischer Richtungen fähiger, dabey zugleich lebhafter, affektvoller, energischer Karakter, und eine zweckmäfsige, eben so sehr die Entwicklung der moralischen als der physischen Anlagen begünstigende Erziehung, sind bey politischer Freyheit und physischem Wohlstande die wesentlichen Bedingungen, unter welchen das Schönheitsgefühl eines Volks sich ungehindert entwickeln kann, und unfehlbar entwickeln wird. — Jene Erfordernisse zur ästhetischen Kultur fanden sich mit seltenem Glücke bey den Griechen vereint, und längst sind auch die Ueberreste ihrer Kunst als die vollkommensten Muster des Geschmacks für alle Zeiten als Maafsstab und Kriterium eines reinen und schönen Styls anerkannt, und werden es immer bleiben, unter wie mannichfaltiger Modifikation sich der Schönheitssinn auch künftig noch entwickeln und äussern mag.

Bisher war die Religion, oder vielmehr die hierarchische Politik die Hauptstütze der bildenden Künste unter allen Nationen, wo sie geblühet haben. Der Luxus, von dem man gewöhnlich glaubt, daſs er die Künste beförderte, stiftet nie etwas Gutes in ihnen, selbst dann nicht, wenn er Luxus der Religion, oder der Prachtliebe eines glänzenden Hofes ist. Er verführt die Kunst entweder zu superstitiösem, mystischem Unsinne, oder zu Prunk und Tändeley; auf alle Fälle zerstört er die Einfalt und Natur in ihr, welche das Wesen eines reinen und schönen Styls ausmachen, ohne welche alle Kunst nur Künsteley ist.

Der Verf. d. Abh. Ueber die Kunstplünderung in Italien u. Rom — im N. T. Merkur von 96. —

In Griechenland vereinigten sich jene Bedingnisse, welche zur Schöpfung eines vollendeten Kunstwerkes unentbehrlich sind. Der Künstler, reich an innerer Vollkommenheit und Harmonie, fand um sich her Gestalten, die seinem Sinne für das Schöne entsprachen, und durch ihre Nachbildung konnte er anschaulich machen, *wie* er das Schöne empfände. Nun blieb er nicht mehr knechtisch bey der einzelnen Form; von mühsamer Nachahmung schwang er sich empor zur edlen Freyheit der Wahl; das Schönste erkohr er unter dem Schönen. So stellte *Zeuxis* die Töchter von Agrigentum in blendender Schönheit vor sich hin, um aus

ihren verschmelzten Reizen für den Tempel der Juno Lucinia sein bewundertes Gemälde zu entwerfen. Denn ohne leisen Misston ist keine, selbst nicht die lieblichste, Form in der Natur; vielleicht, weil auch das vollendetste irdische Wesen nur ein Accord ist jenes grossen Zusammenklanges, in dessen Rauschen unser Geist versinkt!

Eine Stufe war noch zu ersteigen übrig, und auch zu dieser erhob sich die Griechische Kunst. Das Gefühl des Künstlers war bereits vertraut mit jenen feineren Zügen, in denen sich die Lebenskraft offenbart. Es genügte ihm nicht länger, nur einen schönen Leichnam zu formen; den schönen Körper belebte die schönere Seele, und vor seinem Marmorbilde ahndete der Zuschauer zum erstenmale, wie grössere Menschen empfinden. „Diese Stirn birgt hohe Weisheit," rief man einander zu; „jener Blick ergründet die Gedanken und enträthselt die Zukunft; Ueberredung fliesst von solchen Lippen! Den Schleyer der Gestalten durchschimmern hier Leiden und Genuss; aber sie stören nicht das schöne Ebenmass ihrer Züge, entadeln nicht ihre Stellung: so leidet und so geniesst der Held und der Weise!" Von gehaltener Wirkung ist jeder Charakter, wenn Schönheit seinen Ausdruck begränzt. Die ernste Jungfräulichkeit scheuchet nicht mehr das Auge des Staunenden zurück. Auch die reitzenden Formen der Liebe wecken nicht den Sturm unedler Begierden, sondern flössen das stille Sehnen der Zärtlichkeit in das Herz. List und Trug werden im *Sohn*

der Maja zur anschmiegenden Grazie der Jugend. Des *Rebengottes* Trunkenheit ist nur Frohsinn und Freude. Auf *Apollons*, des Fernhertreffenden, Lippe verschwindet im Siegeslächeln der Zorn. So gelang es den kühnen Künstlerphantasieen, berauscht von den Göttergesängen ihres *Homers*, eine Schönheit zu dichten, die für Sterbliche zu rein, zu wunderbar, zu göttlich ist. Entfesselt von dem gröberen Körper, allwirksam, stand die Lebenskraft vor ihnen da, in ätherischen Umrissen noch sichtbar, wie sie im Ichorstrom die schöne Form erfüllt. An der furchtbaren Gränze, wo die Schönheitslinie wieder in Missgestalt übergeht, ergriffen sie die möglichen Gestalten des Erhabenen, deren Urbilder die Natur nicht in sich fasst, und schufen ahndungsvoll das hohe *Ideal!*

G. Forster.

Nur bey einem Volke entsprach die schöne Kunst der hohen Würde ihrer Bestimmung.

Bey den *Griechen allein* war die Kunst von dem Zwange des Bedürfnisses und der Herrschaft des Verstandes immer gleich frey; und vom ersten Anfange Griechischer Bildung bis zum letzten Augenblick, wo noch ein Hauch von ächtem Griechensinn lebte, waren den Griechen schöne Spiele heilig.

Diese *Heiligkeit schöner Spiele* und diese *Freyheit der darstellenden Kunst* sind die eigentlichen *Kennzeichen ächter Griechheit. Allen Barbaren* hingegen *ist die Schönheit an sich selbst nicht gut genug.*

Ohne Sinn für die unbedingte Zweckmäſsigkeit ihres zwecklosen Spiels bedarf sie bey ihnen einer fremden Hülfe, einer äuſsern Empfehlung. Bey rohen wie bey verfeinerten Nichtgriechen ist die Kunst nur eine Sclavin der Sinnlichkeit oder der Vernunft. Nur durch merkwürdigen, reichen, neuen und sonderbaren Inhalt; nur durch wollüstigen Stoff kann eine Darstellung ihnen wichtig und interessant werden.

Fr. Schlegel.

Der Erste, der das Göttliche an überirrdischen Wesen in erhöhter *Menschengestalt* seinen Zeitgenossen vor Augen stellte, und so die unsichtbare Welt mit der sichtbaren in ein trauliches Band zusammen knüpfte, eröffnete der Phantasie ein unermeſsliches Reich; mit freyerem Fittig schwebte das Genie über dem weiten Gefilde, und jener Einfall erschuf gewissermaſsen die schöne Kunst. Den Mann kennen wir nicht, aber Griechenland war der Erdstrich, wo jene Freyheit des Geistes die herrlichsten Blüthen reifte. Hier traf das glücklichste Clima, die vollkommenste bürgerliche Verfassung, die menschlichste Mythologie, und die gröſste Masse von Kenntnissen zusammen, um die schöne Kunst zu einer Höhe zu bringen, die sie weder vor noch nachher wieder erreicht hat. — — Wir können das Gebiet der Künste erweitert haben, und in manchem Betrachte ausgeschmückt; aber *erhöht* haben wir die Kunst nicht; vielmehr scheint

noch vieles zu fehlen, ehe unser getheilter und unstäter Geschmack zu der edeln Einfachheit des Griechischen, und unser einstudirter Kunstsinn zu der hohen Würde ihres Naturgefühles zurückkehren kann. Und wenn wirs auch erreicht hätten, so gebührt doch immer den Griechen der unverwelkliche Ruhm, die Lehrer der allgemeinen Humanität und die Schöpfer der veredelten Menschheit gewesen zu seyn, ein Ruhm, dem Roms Lorbeeren wie Britanniens Schätze und Deutschlands Schulverdienste um die Wissenschaften den Vorrang lassen müssen. Denn Humanität allein benutzt die übrigen Verdienste alle zu einem Zweck, die Menschen in ein freundliches Band zu vereinigen, und dem menschlichen Daseyn durch Veredlung des geselligen Lebens Reitz und Werth zu verleihen.

Schmidt — Phiseldeck.

Was wäre die Kunst, was hätte sie, hinweggesehn vom Sinnlichen, Erweckendes und Anziehendes für unsern denkenden Geist, wenn es nicht diese, dem Naturstoff, den sie bearbeitet, eingeprägte Spur der *lebendigwirkenden umformenden Menschheit* wäre? das Siegel des Herrschers in der Natur ist es eben, was wir an jedem Kunstwerk, wie das Brustbild eines Fürsten auf seiner Münze erblicken wollen; und wo wir es vermissen, da ekelt die allzusclavisch nachgeahmte Natur uns an. Daher hat jede Kunst ihre Regeln, ihre Methodik; eine wahrhafte Gei-

sterschöpfung von abgezogenen Begriffen liegt ihr zum Grunde, nach welcher der Künstler im Materiellen wirken, und der Richter ihn beurtheilen muss. Der metaphysische Reichthum, den sich der Künstler aus unbefangenen Anschauungen der Natur erwarb, den er in das System seiner Empfindungen und Gedanken verwebte — den strömt er wieder über alle seine Werke aus. So entstanden der *Apoll von Belvedere*, die *mediceische Venus*, die *Schule von Athen*, die *Aeneide*, der *Mahomet;* so bildeten sich *Demosthenes* und *Cicero* und *Molé* und *Garrick*. Die Ideale des Meissels und der Malerey, der Dichtkunst und der Schauspielkunst finden wir sämmtlich auf dem Punkte, wo das einzeln zerstreute Vortrefliche der Natur zu einem Ganzen vereinigt, eine nach den Denkformen unserer Vernunft mögliche, auch von unserem Sinne zu fassende und sogar noch sinnlich mittheilbare, aber in der lebendigen Natur nirgends vorhandene Vollkommenheit darstellt. Göttlichgross ist das Künstlergenie, das den Eindrücken der Natur stets offen, tief und inniguntersscheidend empfindet, und nach seiner innern Harmonie das Treffendste vom Bezeichnenden, das Edelste vom Edlen, das Schönste vom Schönen wählt, um die Kinder seiner Phantasie aus diesen erlesenen Bestandtheilen in Zauberformen zu giessen, welche wahr in jedem einzelnen Punkt ihres Wesens, und nur in so fern der Mensch sie vereinigte, liebliche Träume sind.

Nur das Gleichartige kann ſich faſſen. Dieſen Geiſt zu erkennen, der über die Materie hinwegſchwebt, ihr gebietet, ſie zuſammengeſetzt und ſchöner formt, bedarf es eines ähnlichen prometheiſchen Funkens. Allein wie viele Stufen giebt es nicht zwiſchen der Unwiſſenheit, die an einer Bildſäule nur die Glätte des Marmors begaft, und dem Genie, das mit unnennbarem Entzücken die Phantaſie *Polyklets* darin ahndet? Zwiſchen jenem Landmanne, der ſich ſcheute, die Herren auf der Bühne zu behorchen, und dem Hochbegabten, der in der Seele des Schauſpielers von einem Augenblick zum andern den Ausdruck des Empfundenen, von der Urtheilskraft regieren ſieht? Wenn auch die allgemeine Bewunderung einem ächten Meiſterwerke huldigt, ſo iſt es darum noch nicht ausgemacht, daſs gerade das Eigenthümliche, was nur des *Künſtlers* Geiſtesgröſse ihm geben konnte, den Sinn der Menge hinreiſst. Wir ehren im unerreichbaren *Shakspeare* den kühnſten Dichterflug und den treffendſten Wahrheitsſinn; was dem Parterre und den Gallerien in London an ſeinen Schauſpielen die höchſte Befriedigung gewährt, dürfte leicht etwas anderes ſeyn. Doch ich habe ja wohl eher ſogar den Kenner geſehn, der über Minervens *Helm* Minerven *ſelbſt* vergaſs! An einem Gemälde *Raphaels*, wo ſeine hohe Ahndung des Göttlichen aus den Geſichtszügen ſtralte, ſah ich einen groſsen Kunſtlehrer Proportionen bewundern! Befrage nur die wortgelehrten Kommentatoren um die Schönheit römiſcher

und griechischer Dichter, wenn du erstaunen willst, daſs sie in der Wahl kurz- und langsylbiger Wörter, in der Mischung der Dialekte, in hundert Artigkeiten, wo du sie nie gesucht hättest, besteht! Laſs doch Leute von Geschmack dirs erklären, daſs *Göthens Iphigenia* dich entzückt, weil *Euripides* zuerst eine schrieb! Und wenn ein *Hamlet*, oder ein *Lear*, oder ein *Makbeth* vor dir auftritt, wie der Dichter selbst sich nie träumen lieſs, daſs man sie darstellen könnte; so vernimm von einem Kunstverständigen des Theaters den belohnenden Ausruf seiner höchsten Zufriedenheit: er hat sich treflich einstudirt.

Wahrlich! wäre fremde Anerkennung des eigenthümlichen Verdienstes der einzige Lohn, um welchen der groſse Künstler arbeiten möchte, ich zweifle ob wir dann je ein Meisterwerk gesehen hätten. Ihn muſs vielmehr, nach dem Beyspiele der Gottheit, der Selbstgenuſs ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eigenen Werken bereitet. Es muſs ihm genügen, daſs in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine groſse Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kann! Ist das Jahrhundert ihm zu klein; giebt es keinen unter den Zeitgenossen, der im Kunstwerke den Künstler, im Künstler den Menschen, im Menschen den schöpferischen Demiurg erblickte, der eins im andern bewunderte und liebte, und alles, den Gott und den Menschen, den Künstler und sein Bild, in den Tiefen seines eigenen verwandten Wesens hochahndend wiederfände; — so führt

doch der Strom der Zeiten endlich das über-bleibende Werk und die gleichgeſtimmte Seele zuſammen, die dieſer groſse Einklang füllt und in die lichte Sphäre der Vollkommenheit entzückt!

Auf dieſen Vortheil aber, möge er viel oder wenig gelten, muſs derjenige Künſtler Verzicht thun, der weder im Materiellen arbeitet, noch durch konventionelle Zeichen ſein Geiſteswerk der Nachwelt überliefern kann, weil er ſelbſt ſein eignes Kunſtwerk iſt, weil in ſeiner perſönlichen Gegenwart die Aeuſſerung alles deſſen beſchloſſen liegt, was er mit eigenthümlicher Sinneskraft Individuelles aus der Natur um ihn her auffaſſen, und mit dem lebendigmachenden Siegel ſeines Geiſtes ſtempeln konnte, weil endlich mit ihm ſelbſt ſeine Kunſt und jede beſtimmte Bezeichnung ihres Werthes *ſtirbt*. Der Natur den Menſchen *nachzubilden*, nicht blos ſeine körperlichen Verhältniſſe, ſondern auch die zarteren Spuren des in ſeiner Organiſation herrſchenden Geiſtes ſo hinzuſtellen, daſs ſie in unſerer Phantaſie Eingang finden: dieſes ſchöne Ziel der Kunſt erreicht ſowohl der Dichter als der Bildner, ein jeder auf ſeinem beſondern Wege. Doch den Bildern eignes Leben einzuhauchen, ihnen gleichſam eine Seele zu leihen, die mit der ganzen Kraft ihrer Verwandſchaft in uns wirkt; dies vermag nur der Schauſpieler, indem er ſeine eigenen Züge, ſeinen Gang und ſeine Stimme, ſeinen ganzen Körper mit ſeiner Lebenskraft in das Weſen, das er uns mittheilen will, hineinträgt, indem er

ſich mit dieſem Ideal, das er zuvor ſich aus der Natur abzog, identificirt, und vor unſern Augen mit dem Charakter auch die Handlungsweiſe, die ganze Aeuſserungsart, ja ſogar die Geſtalt eines Andern annimmt. Wenn nun die Schöpfungen anderer Künſtler nach Jahrtauſenden noch beſtehen und eben das wirken, was ſie neu aus der Hand des Meiſters wirkten; ſo iſt hingegen die Empfänglichkeit, die Sonderungsgabe, die bildende Energie des groſsen Schauſpielers, die nicht langſam und allmählig an ihrem Werke fortarbeitet, beſſert, ändert, vervollkommnet, ſondern im Augenblick des Empfangens ſchon vollendete Geburten in ihm ſelbſt offenbart, auf die beſtimmteſte Weiſe nur für das Gegenwärtige berechnet. So glänzend iſt der Anblick dieſes Reichthums in Eines Menſchen Seele, ſo hinreiſſend das Talent ihn auszuſpenden, daſs ſeine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert ſich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und Zartheit alles übertrift, die in einer Stunde der Nacht am Stängel der Fackeldiſtel prangen und noch vor Sonnenaufgang verwelken. Dem ſo zart hingehauchten Leben konnte die Natur keine Dauer verleihen; und — ſie warf es in unfruchtbare Wildniſſe hin, ſich ſelbſt genügend, unbemerkt zu verblühen, bis etwa ein Menſch, wie ich das Wort verſtehe, das ſeltenſte Weſen in der Schöpfung, es findet und der flüchtigen Erſcheinung genieſst!

G. Forster.

Wie ſchwer iſt es, was ſo natürlich ſcheint, eine gute Natur, ein trefliches Gemälde *an und für ſich* zu beſchauen, den Geſang um des Geſanges willen zu vernehmen, den Schauſpieler im Schauſpieler zu bewundern, ſich eines Gebäudes um ſeiner eigenen Harmonie und ſeiner Dauer willen zu erfreuen. Nun ſieht man aber meiſt nur die Menſchen die entſcheidenſten Werke der Kunſt gerade zu behandeln, als wenn es ein weicher Thon wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen ſoll ſich der gebildete Marmor ſogleich wieder ummodeln, das feſtgemauerte Gebäude ſich ausdehnen oder zuſammenziehen, ein Gemälde ſoll lehren, ein Schauſpieler beſſern und alles ſoll alles werden. Eigentlich aber weil die meiſten Menſchen ſelbſt formlos ſind, weil ſie ſich und ihrem Weſen ſelbſt keine Geſtalt geben können, ſo arbeiten ſie den Gegenſtänden ihre Geſtalt zu nehmen, damit ja alles loſer und lockrer Stoff werde, wozu ſie auch gehören. Alles reduciren ſie zuletzt auf den ſo genannten Effekt, alles iſt relativ, und ſo wird auch alles relativ, auſſer dem Unſinn und der Abgeſchmacktheit, die denn auch ganz abſolut regiert.

Goethe.

Willſt du über Werke der Kunſt urtheilen, ſo ſiehe anfänglich hin über das, was ſich durch Fleiſs und Arbeit anpreiſet, und ſey aufmerkſam auf das, was der Verſtand hervorgebracht hat: denn der Fleiſs kann

ſich ohne Talent zeigen, und dieſes erblicket man auch, wo der Fleiſs fehlet. Ein ſehr mühſam gemachtes Bild vom Mahler oder Bildhauer iſt, blos als dieſes, mit einem mühſam gearbeiteten Buche zu vergleichen. Denn ſo wie gelehrt zu ſchreiben nicht die gröſste Kunſt iſt, ſo iſt ein ſehr fein und glatt ausgepinſeltes Bild allein kein Beweis von einem groſsen Künſtler. —

Gieb Achtung, ob der Meiſter des Werks, welches du betrachteſt, ſelbſt gedacht oder nur nachgemacht hat; ob er die vornehmſte Abſicht der Kunſt, die *Schönheit* gekannt, oder nach den ihm gewöhnlichen Formen gebildet, und ob er als ein Mann gearbeitet oder als ein Kind geſpielet hat. —

Glaube gewiſs, daſs der alten Künſtler ſo wie ihrer Weiſen Abſicht war, mit Wenigem Viel anzudeuten: daher liegt der Verſtand der Alten tief in ihren Werken. Der Stolz in dem Geſichte des *Apollo* äuſsert ſich vornehmlich in dem Kinn und in der Unterlefze, der Zorn in den Nüſten ſeiner Naſe, und die Verachtung in der Oeffnung des Mundes; auf den übrigen Theilen dieſes göttlichen Hauptes wohnen die Grazien, und die Schönheit bleibet bey der Empſindung unvermiſcht und rein wie die Sonne, deren Bild er iſt. Im *Laokoon* ſieheſt du bey dem Schmerz den Unmuth, wie über ein unwürdiges Leiden in dem Krauſen der Naſe, und das väterliche Mitleiden auf den Augapfeln wie einen trüben Duft ſchwimmen.

Dieſe Schönheiten in einem einzigen Drucke ſind wie ein Bild in einem Worte

beym *Homerus*, nur der kann ſie finden, welcher ſie kennet. Dieſer giebt ein höheres Bild, wenn alle Götter ſich von ihrem Sitze erheben, da Apollo unter ihnen erſcheint, als *Callimachus* mit ſeinem ganzen Geſange voller Gelehrſamkeit. Iſt ein Vorurtheil nützlich, ſo iſt es die Ueberzeugung von dem, was ich ſage: mit derſelben nähere dich zu den Werken des Alterthums, in Hoffnung viel zu finden, ſo wirſt du viel ſuchen. Aber du muſst dieſelbe mit groſser Ruhe betrachten; denn das Viele im Wenigen und die ſtille Einfalt wird dich ſonſt unerbauet laſſen, wie die eilfertige Leſung des ungeſchmückten groſsen *Xenophon.*

Gegen das eigene Denken ſetze ich das *Nachmachen*, nicht die *Nachahmung*: unter jenem verſtehe ich die knechtiſche Folge; in dieſer aber kann das Nachgeahmte, wenn es mit Vernunft geführt wird, gleichſam eine andere Natur annehmen und etwas eigenes werden. —

Die zweyte Augenmerk bey Betrachtung der Werke der Kunſt ſoll die *Schönheit* ſeyn. Der höchſte Vorwurf der Kunſt für denkende Menſchen iſt der *Menſch*, oder nur deſſen äuſsere Fläche, und dieſe iſt für den Künſtler ſo ſchwer auszuforſchen, wie von den Weiſen das Innere deſſelben, und das ſchwerſte iſt, was es nicht ſcheinet, die Schönheit, weil ſie, eigentlich zu reden, nicht unter Zahl und Maaſs fällt. Eben daher iſt das Verſtändniſs des Verhältniſſes des Ganzen, die Wiſſenſchaft von Gebeinen und Muskeln nicht ſo ſchwer und allgemeiner,

als die Kenntniſs des Schönen; und wenn auch das Schöne durch einen allgemeinen Begriff könnte beſtimmt werden, welches man wünſchet und ſuchet, ſo würde ſie dem, welchem der Himmel das Gefühl verſaget hat, nicht helfen.

WINKELMANN.

Gute Gemüther ſehen ſo gerne den Finger Gottes in der Natur, warum ſollte man nicht auch der Hand ſeines Nachahmers einige Betrachtung ſchenken? — Eigentlich kann uns nur die Geſchichte der Kunſt den Begriff von dem Werth und der Würde eines Kunſtwerks geben, und man muſs erſt die beſchwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Menſch ſich Jahrhunderte lang hinauf arbeitet, kennen, um zu begreifen, wie es möglich ſey, daſs das Genie auf dem Gipfel, bey deſſen bloſsem Anblick uns ſchwindelt, ſich frey und fröhlich bewege.

GOETHE.

Laſst uns zuerſt verweilen an *Laokoons* Bilde. Der heilige Mann, der durch ſeinen verſtändigen Rath ein Retter des Vaterlandes werden wollte, und dadurch die feindliche Göttin erzürnte, wird mit ſeinen geliebten Kindern, die am Altar neben ihm dienen, von ungeheuren Schlangen ergriffen, und mit jenen zu einer Todesgruppe verſchlungen. Sein Arm, ſeine Bruſt, ſeine Seele hat ausgekämpft; das Geſicht gen Himmel gekehrt, athmet er ſie aus in einem

unermeſslich-tiefen, langen Seufzer. Fürchterlich ſchöne Gruppe; ein Ideal der Kunſt auch für das Gefühl der Menſchheit. Reiner kann ſchwerlich ein Märtyrer gedacht, rührender und zugleich bedeutend ſchöner im Kreiſe der Kunſt ſchwerlich vorgeſtellt werden. Die Schlangen verunzieren nichts, und in ihren Banden macht der ſtumme Seufzer des Leidenden eine Wirkung, die *St. Sebaſtian*, *Lorenz* und *Bartholomäus* nicht gewähren mögen. Herkules auf dem Berge Oeta war zu ſolchem Zweck nicht bildſam. Zu welcher ſchrecklichen Sprache könnte der Seufzer Laokoons lautbar gemacht werden, wenn wir ihn, wie den Philoktetes auf Lemnus jammern hörten! —

Nicht aber Laokoon; ihr ſeyd meine Helden der Kunſt, *Caſtor und Pollux* auf dem Quirinaliſchen Berge; in euch lebt mein *Pindar.* Groſses Werk, eines *Phidias* und *Polyklets* nicht unwürdig; uns wenigſtens auſſer Griechenland und nach deſſen zerſtörten Heiligthümern ſtatt der Werke des *Phidias* und *Polykletus.* „Lebten Menſchen wie Ihr?“ fragte mein emporklimmender, umwandelnder Blick. „Nein! antwortete der Geiſt, der euch umſchwebet; aber uns dachten, uns bildeten Menſchen, Heldenjünglinge, wie wir, waren einſt in der Seele vieler junger Männer und Helden. Auch den Dichtern ſind wir erſchienen; und das Vaterland hat auf uns gerechnet“ — Lebt wohl, Ideale der Menſchheit! —

Mit heiligem Ernſt treten wir zum Olymp hinauf und ſehen *Götterformen* im

Menschengebilde. Jede Religion cultivirter Völker, (die christliche nicht ausgenommen) hat ihren Gott und ihre Götter mehr oder minder *humanisirt*; die Griechen allein wagten es, humanisirte Gottheiten, ihrer und der Menschheit würdig, in *Kunst* d. i., auf eine dem Gedanken rein und völlig entsprechende Weise *darzustellen.* Oder vielmehr sie läuterten alles Schöne, Vortreffliche, Würdige im Menschen zu seiner *höchsten Bedeutung*, zur obersten Stufe seiner *Vollkommenheit*, zur *Gottheit* hinauf, und *theisicirten* die Menschheit. Andre Nationen erniedrigten die Idee Gottes zu Ungeheuern; sie huben das Göttliche im Menschen zum Gott empor. —

Als das himmlische *Sinnbild aller Jünglings-Genien* auf Erden, stehet *Dionysos* hier dessen zarte Idee die niedern Sterblichen so misskennen, daſs ich seinen Namen *Bachus* kaum zu nennen wage. Er ist die sichtbargewordene *ewige Fröhlichkeit*; im Genusse sein selbst, ohne Anstrengung und dennoch mit der leichtesten Elasticität ein *süsser Beglücker der Götter und Menschen.* Im schönen Charakter dieses thätigen süſsen farniente rettete er einst den Olymp, und cultivirte die Welt durch Gaben und Geschenke. Sein Daseyn ist ewiger Triumph unter Trauben, mit denen er die Sterblichen erquickt und getröstet hat, unter dem ewigen Freudenliede jauchzender Mänaden.

Und an seiner Seite senkt den Liebetrunknen Blick auf ihn die durch ihn gerettete, selige *Ariadne.* Von ewigem Dank und innigem Ergetzen strömt der gerührte Blick,

den keine Mänas, keine Bacha mit ihr theilen. Ohne Kinder, in seligem Anschaun des Genusses feiern die zwey ihr unzerstörbares Triumphleben, in welchem Bachus selbst die Blüthe der Weiblichkeit in seiner Natur genieſset. Lebet wohl, ihr glücklichen beyde, du Gerettete und du ihr Retter; habt viel Nachfolger auf der Erde, die unter Scherz und Freude die Menschheit beseligen, die retten und wohlthun, ohne daſs sie es Zwang kostet. Den Triumphswagen solcher Gemüther umjauchzen dankende Chöre. — Schöne Statuen sind vom Bachus da, und das capitolinische Haupt der Ariadne ist ganz ihr Charakter.

Neben Bachus stehet *Apollo*, das höchste *Symbol aller Heldenjünglinge der Menschheit.* Ueber Castor und Pollux erhaben ist seine Gestalt, ein sichtbargewordener *Heldengedanke.* Seine Thätigkeit ist Blick, Gang, Daseyn, Sieg mit der Schnelle des Pfeiles. Und dieser kühne, rasche, selbst zornige Iüngling rührt in andern Gestalten die Leier, der alle Musen horchen. Ihr horcht der Schwan: oder Greif zu seinen Füſsen; ihr horcht die Natur. Aller Musen-Künste sind diesem Heldenjünglinge eigen, der ein Ideal *griechischer Cultur ist zur thätigen und Musenhaften Heldenjugend.* In seinen drey Hauptstellungen, als Sieger, Sänger und ruhender Iüngling ist er immer Apollo; auch wenn er sanft angelehnt nur die Eidexe tödtet.

Und neben ihm seine unermüdliche Schwester *Diana.* Sie, die *Iungfräulichkeit,* daher auch die *Keuschheit* und *immer muntre Thätig-*

keit ſelbſt, ohne welche jene nicht beſtehn konnten. In der grünenden Natur, mit Nymphen umgeben, eine Göttin unter den Nymphen, eilt ſie dahin wie ein jugendlicher Hirſch, unbewuſst ihrer Schönheit; ihr Blick iſt in der Ferne. Und wenn in ihrem Herzen der Funke der Liebe zündet, und ſie den Endymion belauſcht; wie rein und ſtille verſchwiegen iſt dieſer Anblick! wie rührend ſtellte ihn auf Grabmalen die griechiſche Kunſt vor! —

Dir nahen wir uns, himmliſche *Aphrodite*, unübertroffnes Ideal, des *weiblichen Liebreitzes*, einer *ſittlichen Schönheit.* Aus der Welle des unruhigen Meeres ſtiegſt du hervor, vom lauen Zephyr getragen; da legten ſich die Wellen; deine ſittſame Gegenwart machte ſie zum Spiegel der Lüfte. Beſcheiden trockneteſt du dein Haar, und jeder fallende Tropfe deines irrdiſchen Urſprunges ward ein Geſchenk, eine Perle der Muſchel, die dich wollüſtig in ihrem Schoos wiegte. Du ſtiegſt zum Olymp, und die Götter empfingen dich in deiner Geſtalt: denn ſie ſelbſt war deine Hülle; die *Grazie, mit der du dich, durch und durch ſichtbar, dem Auge unſichtbar zu machen weiſst, dieſe in ſich gehüllete Schaam und Beſcheidenheit* iſt dein Charakter. Auch auf dem häuslichen Altar der Griechen ſtandeſt du nicht anders als unter dieſem Bilde: denn nur Schaam kann Liebe erwecken und zeugen. Es iſt ein verfehlter Charakter, wenn Aphrodite zurückblickt, oder ſich mit Wohlgefälligkeit zeiget; ihre Schönheit iſt die, daſs ſie, ſich vor ihr ſelbſt gleichſam und

vor Allem verbergend, Himmel und Erde entzückt; dem wegschlüpfenden Thautropfen einer jungen Rose ähnlich, in dem sich die anbrechende Morgenröthe spiegelt. Das bedeutet ihr Apfel, das ihre Taube; dahin hat sie der Sinn der Griechen, selbst mit ihrem zu kleinen Köpfchen und was man sonst an ihr tadelte, gedichtet. Bescheidenheit und eine kunstlose Schaam, die selbst die höchste Kunst ist, sind und wecken den Liebreitz. Es giebt keine feinere Zunge dieser Wage.

Neben ihr stehe die verschleyerte *Vesta.* Als die grosse *Mutter der Natur* kennen wir sie nur auf Gemmen, oder in der Flamme ihres Altars; aber ihre Vestalen, die Dienerinnen ihres heiligen Heerdes, sind uns ehrwürdige *Jungfrau-Matronen.* Aus jeder Falte ihres Gewandes hätten Nonnen und Heilige lernen können, was zu beobachten sey, um in einer reinen Menschheit also ehrwürdig zu erscheinen, dass man bey einer kaum sichtbar gewordnen Hand und dem Engelreinen Antlitz den grossen dichten Schleyer heiliger Gelübde verehret.

Ich lasse mich am Fusse dieser Vestale nieder und frage: „Was helfen uns diese Bilder? diese so gross und rein und richtig bestimmten Menschen-Ideale? — und antworte mir selber:" viel! sehr viel!

Herder.

Laokoon ist eine Natur im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewusste Stärke des Gei-

stes gegen denselben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebet sich durch den beklemmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschliessen. Das bange Seufzen, welches er in sich, und den Odem in sich zieht, erschöpfet den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läſst. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden, und um Hülfe schreien: denn das väterliche Herz offenbaret sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischet, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüsten offenbaret. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereiniget, mit grosser Weisheit ausgebildet: denn indem der

Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibet, ſo drücket das Sträuben wider denſelben das obere Augenfleiſch niederwärts und gegen das obere Augenlid zu, ſo daſs daſſelbe durch das übergetretene Fleiſch beynahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künſtler nicht verſchönern konnte, hat er ausgewickelter, angeſtrengter und mächtiger zu zeigen geſucht: da, wohin der gröſste Schmerz gelegt iſt, zeiget ſich auch die gröſste Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Biſſe ihr Gift ausgieſset, iſt diejenige, welche durch die nächſte Empfindung zum Herzen am heftigſten zu leiden ſcheint, und dieſer Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunſt genannt werden. Seine Beine wollen ſich erheben, um dem Uebel zu entrinnen; kein Theil iſt in Ruhe: ja, die Meiſelſtriche ſelbſt helfen zur Bedeutung einer erſtarreten Haut.

Winkelmann.

Laokoon ſtellt das perſonificirte Sittengeſetz dar. Er leidet an körperlichen Schmerzen, und leidet mit Standhaftigkeit. Er leidet unverſchuldet; er hätte ſogar ein beſſeres Schickſal verdient, denn im Gefühl ſeiner Vaterpflichten eilte er den von den Schlangen ergriffenen Söhnen zu Hülfe, muſste aber die Erfüllung dieſer Pflichten mit dem Tode bezahlen. Seine Söhne ringen im Todeskampf und blicken wehmüthig und um Hülfe bittend an dem Vater hinauf; die Mitempfindung ihres Schmerzes, verbit-

tert ſein eigenes Leiden. Aber auch das überwindet er noch, und er ſtirbt mit Ergebung.

So konnte der Künſtler, indem er die *Sittlichkeit* in dem höchſten Momente ihrer Wirkſamkeit darſtellte, zugleich das *Vollkommenſte* vor unſere Augen bringen, das ſich nur darſtellen läſst. Und hiemit legte er in ſein Werk den Zauber, der alle Jahrhunderte und Nationen zu deſſen Verehrung hinreiſsen muſs. — Hätte nun der Künſtler auch nichts weiter gethan, als daſs er die Tugend im Kampfe, und *ſo* kämpfend und ſiegend darſtellte, ſo würde ſchon dieſe Darſtellung ihn alles Lobes, und groſser Bewunderung würdig gemacht haben. Allein er begnügte ſich nicht mit blos *richtigem* Ausdrucke des Leidens eines Tugendhaften, er goſs über ſein ganzes Werk, mit dem reifſten Geſchmacke auch noch die volle Schaale der *Schönheit* aus, und foderte durch dieſe ertheilte *äuſsere Schönheit* dem bloſsen Geſchmacke eben den Beyfall ab, welchen er der moraliſchen Urtheilskraft und der über Vollkommenheit richtenden Vernunft abzugewinnen wuſste. Denn auch die äuſsere Schönheit an dieſer Gruppe iſt unübertrefflich. Die Gruppe giebt, zuerſt, durch ihre gefällige pyramidenförmige Geſtalt dem Auge einen überaus wohlthuenden Anblick. Es gleitet ſanft und wie auf Stufen von der oberſten Spitze, die von der Rechten des Vaters, mit welcher er die Schlange gefaſst hat und loſsreiſſen will, gebildet wird, auf den ältern Sohn, welcher ſich an die rechte

Seite des Vaters ſchmiegt und ihm bis an die Bruſt reicht, und von dieſem wieder bis zu dem jüngern herab, der an die linke Seite des Vaters geſchloſſen iſt, und deſſen Kopf mit der Hüfte des Vaters horizontal ſteht. Aeuſserſt ſchön ſind, zweytens, die Krümmungen und die proportionirten Leiber der Schlangen. Ich ſehe dabey ab von der Weisheit, welche die meiſten Ringe dieſer Thiere um die Beine des Vaters und der Kinder legte, wo ſie, wie *Leſſing* bemerkt, am wenigſten verdecken und zugleich die Vorſtellung von gehemmter Flucht und gänzlicher Unmöglichkeit der Rettung, hervorbringen — denn dies gehört zur Vollkommenheit der Darſtellung und wird von dem Verſtande beurtheilt; ſondern ich rede von den ſchönen Wendungen, welche *dieſe* furchtbaren Thiere machen, von dem Leben und der Kraft, mit welcher ſie überall herumſchlüpfen, und die Schlingen, die ihre langen Leiber bilden, feſt zuſammen ziehen. Dies und noch hundert andere, theils offenbare, theils verborgene plaſtiſche Schönheiten beweiſen, daſs der Geſchmack dieſer Künſtler eben ſo reich war, als ihr moraliſches Gefühl fein, und ihr Studium des menſchlichen Körpers und der Geſetze ſeiner Bewegung tief geweſen iſt. — Für *Annehmlichkeit* und den phyſiſchen Genuſs durch das Auge ſorgte der Künſtler endlich durch die Wahl der Steinart, welche nicht nur ihrer Härte und Freyheit wegen die beſte für den Meiſel, ſondern auch des gefälligen Weiſ-

ſes wegen für das Auge gar willkommen iſt.

I. H. G. Heusinger.

Der einzige vielleicht, von dem wir mit dem höchſten Grade von Gewiſsheit, der in ſolchen Dingen Statt findet, ſagen können, daſs ſeine Götterbilder aus der erhabenſten Begeiſterung, aus einem wahren Aufflug zu dem unvergänglichen Urbilde der Schönheit entſtanden ſeyen, war *Phidias* — der Freund und Liebling des Perikles, und der Ausführer ſeines groſsen Entwurfs *Athen zur ſchönſten Stadt der Welt zu machen.* Sein *Iupiter Olympius*, das Bewundernswürdigſte, was jemahls Menſchenhände geſchaffen haben, (wie *Cicero* aus dem Munde einer ganzen Welt ſagt) erſchien unter den Griechen wie eine auf einmahl vor ihren Augen ſtehende Gottheit, durch nichts vorgehendes angekündigt, durch nichts folgendes erreicht, — in einer Vollkommenheit, von der uns keine Beſchreibung eines Pauſanias, keine aus den Trümmern des zerſtörten Alterthums hervorgegrabne Bilder nur den Schatten einer Vorſtellung geben können. Nur aus dem Eindruck, den das Anſchauen dieſes herrlichen Werkes auf alle Menſchen machte, können wir auf die Vortrefflichkeit deſſelben ſchlieſsen. — Aber was iſt Schlieſſen gegen Schauen? — Alle alten Schriftſteller, auch die weiſeſten und kaltblütigſten, reden mit Entzücken davon. „Die Religion ſelbſt, ſagt *Quintilian*, ſcheint dadurch ein neues Gewicht bekommen zu ha-

ben, so ganz stellt die Majestät dieses *Werkes* den *Gott* dar." — Noch zu Epiktets Zeiten reiste man nach Olympia, um den Iupiter des Phidias zu sehen; und „zu sterben, ohne es in seinem Leben gesehen zu haben, wurde für ein Unglück gerechnet" — sind die eignen Worte dieses weisen Mannes, auf den kein Verdacht einer Vergrösserung fällt. Ich weiss nicht, ob man von dem Werk eines Menschen was grösseres als diese beyden Züge sagen kann. Aber mich deucht, es ist genug, um uns zu überzeugen, dass *Cicero*, der es selbst gesehen, nicht zu viel gesagt habe, wenn er mit dem Ton der Gewissheit von dem Werkmeister desselben sagt: „Auch hatte dieser Künstler, da er den Iupiter oder die Minerva bildete, niemand vor sich, den er anschaute und nachbildete; sondern in seiner Seele sass irgend eine herrliche *Idee* von *Schönheit*, auf die sein inneres Auge geheftet war, und nach denen Zügen seine Hand arbeitete."

WIELAND.

Die vollkommenste Darstellung der vollkommensten menschlichen Bildung ist der höchste Gipfel der Kunst, nach welchem sich alles Uebrige abmisst.

K. P. MORITZ.

Unter allen Gegenständen, die wir um der Unterhaltung am Schönen willen aufsuchen, ist uns keiner interessanter als der Mensch, und alles Vergnügen, welches uns der Umgang mit ihm in dieser Rücksicht

giebt, kann im Durchschnitt kein anderer Gegenstand so vollständig gewähren. Dasjenige, was uns in der Verbindung mit ihm (die nemlich auf Vergnügen am Schönen, nicht auf Nutzen abzweckt) auf die Länge gefällt: das Gefühl desjenigen, was uns mit Zärtlichkeit und Achtung an ihn fesselt: die Begriffe, wornach wir sein aus Körper und Seele bestehendes Wesen beurtheilen: alles das wenden wir auf jedes Kunstwerk an, wenn wir untersuchen, ob es ein schönes Kunstwerk, eine Kunstschönheit sey. Wir verlangen alsdann:

1) dass es nach Art des schönen menschlichen Körpers eine wohlgefällige Einkleidung:

2) nach Art der schönen menschlichen Seele (in Beziehung auf den geselligen Umgang zur Unterhaltung) einen interessanten innern Gehalt haben müsse.

3) Dass es ein Ganzes ausmache, dessen Theile unter das Verhältniss eines spezifiken Wesens, einer Person gebracht werden können; und dass dies Ganze

4) den Zweck erfülle, den das Werk der schönen Künste überhaupt, und die Gattung von Werken der besondern schönen Kunst, wozu es gehört, intendirt.

Die Art und Weise, wie jede besondere schöne Kunst dies erreicht, ist sehr verschieden.

F. W. B. v. Ramdohr.

Nicht die ganze, unermeſsliche, heilige Natur, denn wir erkennen ſie nur in abgeriſſenen Theilen; nicht die lebloſen Felſenmaſſen des Erdballs, denn auch ihnen fehlt die weſentliche, beſtimmbare Einheit; nicht die gefälligeren Geſtalten des Pflanzenreiches, denn ihre Form hat noch kein ſtrenges Geſetz, und ſie ſind gefeſſelt an der Erde mütterlichen Schooſs; ſelbſt thieriſches Leben nicht, des Daſeyns unbewuſst, an inneren Beziehungen arm: ſondern der Menſch, der ſich von allem Coexiſtirenden unterſcheidet und gleichwohl auſser ſich nur Correlate ſeiner inneren Harmonie erblickt, — *der Menſch iſt der höchſte Gegenſtand der ſchönheitbildenden Kunſt.*

G. Forster.

Es bleibt, wie bey der Kunſt überhaupt, ſo auch bey Malerey und Bildhauerey, das Geſetz, daſs ein Kunſtwerk, welchem es nicht an einer objectiven Bedingung zu dem vollkommenſten Wohlgefallen mangeln ſoll, *aus dem Gebiete der Menſchheit* genommen ſeyn muſs. Daſs alſo der Maler und Bildhauer *Menſchen*, und zwar Menſchen darzuſtellen hat, welche das Gepräge moraliſcher Vollkommenheit an ſich tragen. Dieſe Foderung iſt ſo gegründet, daſs ſelbſt das *Uebermenſchliche* in der Darſtellung nicht ſo viel Effect hat, als das Menſchliche, und ich fodere jeden Kunſtkenner auf, mir zu ſagen, ob die *Gruppe des Laokoon* ſtärker auf ihn ge-

wirkt habe, oder der *Apoll des Vatican*, ob *Niobe* mehr, oder die *Venus* zu Florenz?

I. H. G. Heusinger.

Das höchste Leben ist das schwerste in allen Künsten, sowohl in den bildenden als in der Poesie und Musik: Sturm in der Natur, Mord zwischen Mann und Mann, Seelenvereinigung zwischen Mann und Weib, und Trennung, Abgeschiedenheit verliebter Seelen. Das Todte kann auch der bloſse Fleiſs darstellen, aber das Leben nur der *groſse Mensch.* Wen beym Ursprung seiner Existenz nicht die Fackel der Gottheit entzündet, der wird weder ein hohes Kunstwerk, noch eine erhabene Handlung hervorbringen. — Schönheit ist Leben in Formen und jeder Regung, und nichts Todtes ist schön, ausser in einem Verhältnisse mit Leben. — Warum ist der *Torso* schön, warum die *Colossen* auf dem *Monte cavallo*? warum die *Venus*? weil sie in höchster Vollkommenheit menschlicher Kraft im freudigen Genuſs ihrer Existenz sich befinden. — Warum *Apollo*, warum der *Fechter*? weil ihr Leben in der Vollkommenheit seiner Kraft sich in hoher Wirkung zeigt. — Warum *Laokoon*, *Niobe*? weil auch ihr höchstes Leben einer starken Macht unterliegt. Der Dichter deutet's mit Worten an, der bildende Künstler stellt's mit dessen Oberfläche selbst dar.

Man kann die Natur nicht abschreiben; sie muſs empfunden werden, in den Verstand übergehen, und von dem ganzen Menschen wieder neu gebohren werden.

Alsdann kommen allein die bedeutenden Theile und lebendigen Formen und Geſtalten heraus, die das Herz ergreifen, und die Sinne entzücken. Die Regung in vollſtimmiger Einheit durch den ganzen Körper des gegenwärtigen Augenblickes bildet kein bloſser Fleiſs. Je gröſser und erhabener der Künſtler: deſto edler und eingeſchränkter die Auswahl. Im Nackenden der bey uns gewöhnlich bekleideten Theile, *alſo* des ganzen Körpers bis auf Kopf und Hände und Füſse, können wir den Alten nicht gleich kommen, weil wir ihre Gymnaſien und Thermen nicht haben. In Köpfen Händen und Beinen und Kindern halten wir ihnen vielleicht die Wage: in ſoweit wir noch Pericleſſe, Platonen, Alcibiadeſſe und Aſpaſien und Phrynen haben. —

Die höchſte Vollkommenheit *iſt überall* der letzte Endzweck der Kunſt, *ſie* mag Körper oder Seele, oder beydes zugleich darſtellen. — Die Schönheit muſs allgemein, der Charakter aber individuell ſeyn, ſonſt täuſcht der Meiſter nicht, er thut keine Wirkung, und das Individuelle kann der Menſch ſo wenig als Gold erfinden. Dies iſt das Problem, an deſſen Auflöſung ſo viele ſcheiterten.

Heinse.

Die Grazie (überhaupt) iſt das vernünftig-gefällige. Es iſt ein Begriff von weitem Umfange, weil er ſich auf alle Handlungen erſtreckt. Die Grazie iſt ein Geſchenk des Himmels, aber nicht wie die Schönheit:

denn er ertheilet nur die Ankündigung und Fähigkeit zu derselben. Sie bildet sich durch Erziehung und Ueberlegung, und kann zur Natur werden, welche dazu geschaffen ist. Sie ist ferne vom Zwange und gesuchtem Witze: aber es erfordert Aufmerksamkeit und Fleiss, die Natur in allen Handlungen, wo sie sich nach eines jeden Talent zu zeigen hat, auf den rechten Grad der Leichtigkeit zu erheben. In der Einfalt und in der Stille der Seele wirket sie, und wird durch ein wildes Feuer und in aufgebrachten Neigungen verdunkelt. Aller Menschen Thun und Handeln wird durch dieselbe angenehm, und in einem schönen Körper herrschet sie mit grosser Gewalt. *Xenophon* war mit derselben begabet, *Thucydides* aber hat sie nicht gesuchet. In ihr bestund der Vorzug des *Apelles* und des *Correggio* in neuern Zeiten, und *Michael Angelo* hat sie nicht erlanget: über die Werke des Alterthums aber hat sie sich allgemein ergossen, und ist auch in dem Mittelmässigen zu erkennen. — —

Im Unterricht über Werke der Kunst ist die Grazie das sinnlichste, und zur Ueberzeugung von dem Vorzuge der alten Werke vor den neuern giebt sie den begreiflichsten Beweis: mit derselben muss man anfangen zu lehren, bis man zur hohen abstrakten Schönheit gehen kann.

Die Grazie in Werken der Kunst geht nur die menschliche Figur an, und lieget nicht allein in deren Wesentlichem, dem Stande und Gebährden, sondern auch in

dem Zufälligen — dem Schmucke, und der Kleidung. Ihre Eigenschaft ist das eigenthümliche Verhältniss der handelnden Person zur Handlung: denn sie ist wie Wasser, welches desto vollkommener ist, je weniger es Geschmack hat; alle fremde Artigkeit ist der Grazie so wie der Schönheit nachtheilig. — —

Die Grazien stunden in Athen beym Aufgang nach dem heiligsten Orte zu: unsere Künstler sollten sie über ihre Werkstatt setzen und am Ringe tragen, zur unaufhörlichen Erinnerung, und ihnen opfern, um sich diese Göttinnen hold zu machen.

Winkelmann.

Denkt man sich den edlen *Zweck* der Kunst, die Ideen des Schönen, Erhabenen, Vollkommenen lebendig in uns hervorzurufen, so geht man oft an den gepriesensten Gemälden kalt und ungerührt vorüber, weil sie nichts von jener reinen, geistigen Phantasie verrathen, die das Gefühl in Anspruch nimmt. — In meinen Augen bleiben Götter, denen gerade das Göttliche, Helden, denen Geistesgrösse, Grazien, denen Anmuth fehlt, allemal verunglückte Werke des Künstlers, er bezeichne sie noch so gelehrt durch Attribute, zeige dabey Studium der Natur und Antike, und kolorire das Fleisch nach dem Leben. Irre ich hier, so irre ich mit *Horaz*, wo er sagt:

Verunglückt ist das Werk des Künstlers, der
Zwar *Alles*, doch nichts *Ganzes* machen kann.

Ich fordre von dem Kunstwerke, das mir gefallen soll, wahrlich keine absolute Vollkommenheit; allein wesentliche Mängel oder Gebrechen darf es wenigstens nicht haben. Lass mich immer wieder auf meinen Lieblingssatz zurückkommen, der sich mit meinem ganzen Wesen so ganz identificirt: der Künstler, der nur für Bewunderung arbeitet, ist kaum noch Bewunderung werth. War hingegen seine Seele so reich, sein Trieb zum Bilden so kräftig, dass jener Beweggrund gänzlich wegfiel, oder wenigstens ihn nie in seiner Unbefangenheit störte, dass er nur im Gefühl seiner überschwänglichen Schöpferkraft malte; so ist mir nicht bange, dass seine Werke nicht Abdrücke seiner Selbst, mit allen Kennzeichen des Genius begabt seyn sollten. Auch hier giebt es indess noch Stufen und Schattirungen. Die erste Organisation des Künstlers, seine Erziehung und Ausbildung von der Wiege an, sein Zeitalter, sein Wirkungskreis und sein Wohnort, alles arbeitet mit vereinten Kräften, eine eigenthümliche Stimmung in ihm hervorzubringen, auf eine bestimmte und beschränkte Art Ideenverbindungen in seine Seele zu legen und in seiner Phantasie herrschend zu machen, die in der Folge auf den Zuschauer vielleicht eine ganz andere als die gewünschte Wirkung thun. Der Kanon des Schönen, den keine Vorschrift mittheilt, könnte vielleicht einem kühnen Geiste voll Künstlerfeuers fremd geblieben seyn. Die rohere, gemeine Natur um ihn her könnte ihn gehindert haben, seinen

Blick bis zum Ideal zu erheben. Aberglauben, Fanatismus, Geschmack des Jahrhunderts könnten ihn in der Wahl seiner Gegenstände misleitet haben, sogar ihn haben scheitern lassen an der gefährlichsten Klippe für die Kunst, an dem Wunsche nämlich, mit dem Angenehmen das Nützliche als letzten Zweck zu verbinden, dieser fälschlich so genannten Sittlichkeit der Kunst, welche die Wahrheit der Natur verläugnet, und, indem sie belehren will, hintergeht. Der herrlichste Bilderreichthum kann, solchen Begriffen untergeordnet, in Erstaunen setzen und Bewunderung vom Zuschauer erzwingen, wenn eine hohe Darstellungsgabe damit verbunden ist; aber den Künstler, der so sich äusert, wird man in seinem Werke so wenig lieben können, als jene morgenländischen Nationalgötter, deren Offenbarung nur Grausen und Entsetzen in den Gemüthern erweckte.

Ich will ihn ja bewundern, diesen grossen *Rubens*, den Mann von unerschöpflichem Fleisse, von riesenhafter Phantasie und Darstellungskraft, den Ajax unter den Malern, dem man gegen Viertausend bekannte Gemälde zuschreibt, dessen Genie den Himmel und die Hölle, das letzte Gericht über die unzähligen Myriaden des wiedererstandenen Menschengeschlechts, die Seligkeit der Frommen und die Pein der Verdammten in ein ungeheures Bild zu fassen und dem Auge sichtbar zu machen wagt! Gross nenne ich es allerdings, so etwas mit dem Pinsel in der Hand zu unternehmen, diesem Chaos von

Gestalten, wie sie mannichfaltig verschlungen in der Phantasie des Künstlers ruhten, Daseyn auf der Leinwand zu geben, so umfassend in die heterogensten Gegenstände die bindende Einheit zu bringen, und das Weltall mit wenigen Zügen zu erschöpfen. Dessen ungeachtet wende ich meine Augen mit Schauder und Eckel hinweg von einer Darstellung, worinn das Wahre, das der Natur so treulich Nachkopirte, nur dazu dient, ein Meisterstück in der Gattung des Abscheulichen zu vollenden. — — –

Wir wollen dagegen das göttliche Werk den *Johannes in der Wüste* – betrachten. *)

Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht; dies ist das aufgelösete Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingsschönheit sitzen; der Körper ruhet, doch nur vermittelst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frey mit der gefüllten Schaale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner inneren Gedankenwelt, und seine Hand bleibt, ihm unbewusst, schweben. Schön und rein sind die Lippen von unentweihter Reinheit. Mildelächelnd belehren sie, wer ihrer Stimme horcht; jetzt aber folgen sie dem Zuge eines weicheren Gefühls. Ist es vielleicht die stille Freude der Hoffnung? Wenigstens umschweben frohe Gedanken den geschlossenen Mund, und scheinen

*) Der Verf. spricht von der berühmten Bildergallerie in Düsseldorf.

D. H.

gleichſam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergeſenkt iſt der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahndeten Gröſse drückt die Augenlider; unter ihrer groſsen ſchwärmeriſchen Wölbung, die ſo himmliſch rein hervortritt aus dem Schatten der Augenbraunen, ſteht ein Göttergeſicht vor der inneren Sehe, wogegen ihm die mit Reitz geſchmückte Erde nur Staub iſt. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf ſeiner Stirn entfaltet. Wie heiter iſt dieſe Stirn! Keine Begierde, keine ſtürmiſche Leidenſchaft ſtört den heiligen Frieden dieſer Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick ſo rege ſind! Vom runden, feſten Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderſchön iſt jeder Zug! und wie verſinkt dennoch die Sinnenſchönheit in hervorſtralender, erhabener Seelenſtärke!

Die Deutung dieſer Umriſſe, dieſer Züge bleibt durch alle künftige Aeonen unveränderlich dieſelbe; je zarter der Sinn, je reicher der Verſtand, je heiliger glühend die Phantaſie: deſto tiefer nur greifen ſie in den unergründlichen Reichthum, den der Künſtler ſeinem Werke ſchuf. Uns indeſſen kann es individueller in Anſpruch nehmen, uns erinnert es an Geſchichte und an tauſendfache Beziehungen, deren ununterbrochene Kette uns ſelbſt mit unſeren Zeitgenoſſen umſchlingt und mit dem dargeſtellten Gegenſtande verbindet. Wir kennen dieſen erhabenen Jüngling. Das Buch des Schickſals einer verderbten Welt lag aus einander gerollt vor ſeinen Augen. Durch

Enthaltſamkeit und Verläugnung geſchärft und geläutert, ergründete ſein reiner Sinn die Zukunft. In einſamen Wüſteneien denkt er dem groſsen Bedürfniſſe des Zeitalters nach. Zu edel, zu groſs für ſein geſunkenes Volk, hatte er ſich von ihm abgeſondert, hatte es geſtraft durch das Beyſpiel ſeiner ſtrengen Lebensordnung, und kühn gezüchtigt mit brennenden Schmachreden. Jetzt fühlt der ernſte Sittenrichter tief, daſs dieſe Mittel nichts fruchten; in die ekelhafte Maſſe ſelbſt muſs ſich der edle Gährungsſtoff miſchen, der ihre Auflöſung und Scheidung bewirken ſoll. Aufopferung, Langmuth, Liebe — und zwar in welchem, den Geſchlechtern der Erde, ja ſeiner rauhen Tugend ſelbſt noch unbegreiflichem Grade! — fordert die allgemeine Zerrüttung des ſittlichen Gefühls. Hier wagt er es, dieſe Eigenſchaften vereinigt zu denken, im Geiſte das Ideal eines Menſchen zu entwerfen, der ſie bis zur Vollkommenheit beſitzt. Bald aber dünkt es ihn, dieſes Bild ſey nicht ein bloſses Werk der Phantaſie, es verwebe ſich mit bekannteren Zügen, ja, er kenne den göttergleichen Jüngling, in dem die Rettung der Erdbewohner beſchloſſen liegt! dieſes Bewuſstſeyns frohe Schauer ſind es, die der geſenkte Blick, im inneren Anſchauen verlohren, uns verkündet. Wer ahndet den Feuerſtrom der Rede, der ſonſt von dieſen Lippen floſs, allen Widerſtand bändigte, und die zagenden Herzen ergriff? Dieſe überwundenen, gerührten Lippen ſinken in

die Ruhe der grofsen, freudigen Zuverficht. Das ift der *Täufer Iohannes*! —

O du mit der Engelfeele, aus deren Abgrund du diefe entzückende Erfcheinung heraufzaubertest, und fie zugleich als Bild des Edlen dachtest, der fich noch nicht werth hielt, feines höheren Freundes Füfse zu berühren — wer bift du, dafs ich bey deinem Namen dich nennen mag, nicht blos dich denken mufs, als den ernften Schöpfer diefes Iohannes? doch, wer du auch feyft, hier lebt ein Abdruck deiner Kräfte, in dem wir dich bewundern und lieben. Wie heilig ift der, in deffen Seele diefes vollendete Wefen aufftieg! Keine Bulle — Gott und die Natur kanonifirten ihn.

G. Forster.

Eben fah' ich ein Gemälde des *Correggio*. Es übertraf alle feine Gemälde. Dafür ift es auch das Conterfey feines Meifters, *Amors*.

Amor ift es; nicht mehr in der Unfchuld feiner Kindheit, fondern in feiner jugendlichen Grazie. Er rührt nicht, er entzückt. — Mit gewandtem Rücken — der Bube ift nackt, und der Bube heifst *Amor* — den Fufs auf einem Haufen Bücher ruhend (Dichter find es doch ficher nicht)! fpannt er einen Bogen und blickt. Zwifchen feinen Beinen umfaffen fich zwey kleine Kinder; das eine lacht, das andere weint. Amor lächelt. Köftliche Allegorie!

Zärtlicher Corregio, welcher glückliche Gedanke ift dir hier in die Spitze deines

Pinsels gekommen! Denn *in die Spitze deines Pinsels*, sagtest du selbst, *kamen dir deine Gedanken.* Dein Pinsel schöpfte Gefühl aus deinem Herzen, so wie er Farben aus der Natur schöpfte. — — —

*) Zum viertenmal komm ich her sie zu schauen, und immer sah ich sie noch nicht. Seit zwey Stunden haftet mein Blick auf ihr; des Schauens werde ich nicht müde. Malen möchte ich sie, aber ich kann sie nicht einmal beschreiben. Sie entschlüpft dem Pinsel, dem Meissel und der Rede. Es giebt keine Worte unter den tausend Sprachen sterblicher Menschen, um so viel Reitze darin abzumodeln. — Ihr merkt wohl, daſs ich die *Venus von Medicis* meine!

Da sitze ich vor ihr, die Feder in der Hand. Denkt euch etwas tausendmal schöneres als das schönste was ihr je gesehen; denkt euch das rührendste, das je euer Herz durchbebte, tausendmal übertroffen; denkt euch tausendmal erhöht euer höchstes Entzücken: das wäre die *Venus* von Medicis.

Alles ist Venus an ihr. Unterscheidet ihr etwas, so ist es Grazie. Jugend blüht und Göttlichkeit strahlt aus diesem zweyten Körper hervor. – Glaubt nicht, ich übertreibe. Ich rede ohne allen Enthusiasmus. Seht selbst diesen Kopf. Athmet nicht aus jedem Zuge Wollust, wie aus jedem Rosenblättchen Rosenduft?

*) Der Verf. spricht hier und im folgenden von den berühmten Antiken zu Florenz.

D. H.

In welchem Labyrinth von Schönheiten verliert und verirrt ſich das Auge! Es ſteigt oder gleitet vielmehr hinab von Schönheit zu Schönheit, von Grazie zu Grazie, von Reitz zu Reitz, entlangs der zarteſten Linie, die ſich von der Höhe der göttlichen Stirne bis zur Zehſpitze des göttlichen Fuſses erſtreckt; es kann nichts wählen, kann nirgends innehalten; es darf nicht auf dieſen Finger ruhen, ſo zart ſind dieſe Finger; es darf ſich nicht ſenken in dieſen Buſen, er iſt ſo rein!

„Aber Glut der Sinne, wen ergreift ſie „nicht, beym Anblick der mediceiſchen *Ve-„nus?*“ Nicht den Mann von ächtem Gefühl. *Venus* rührt und bewegt und erwärmt; Begierden entzündet ſie nicht. Sie entfaltet im Herzen jene reine Wolluſt der Zärtlichkeit, die noch kein Verlangen kennt, jene ſanfte, ſpielende Flamme der aufkeimenden Liebe. — —

In allem was man liebt, ſagt man, ſey etwas Weibliches; ich behaupte, in allem was reizend iſt, findet ſich etwas von der *mediceiſchen Venus.* — —

Bewundernswürdiger *Apoll!* Lieblichſte der Geſtalten! dieſe Linie des Umriſſes, wie ſie flieſst, wie ſie ſich verläuft, wie ſie zurückkehrt und unvermerkt die Glieder alle verbindet. Süſseſter, reinſter Lebenshauch erfüllt, und trägt und beſeelt dieſe ſchönen Glieder. Begeiſtrung thront in dieſem Haupte, und die Zukunft enthüllt ſich dieſem Blick! —

Sinne, seine Phantasie, wenn der Frühling erwacht, im schattigen Hayn, unter Lilas und Rosen, wo der Bach murmelt, wo die Tauber girren, und die Nachtigall singt; — nie ersinnest du alle Reize dieser — *Flora*; frische aufgeblühte Reize sind es, wie die frisch entfalteten Blüthen in ihrer Hand. —

Ist dieser schöne Gott *Merkur*? Ein so göttlicher Leib empfand kein irrdisches Bedürfniss; Lebensgenuss hat er gekostet, so lang es noch lauter Genuss ist. Seht dieser Formen Harmonie; seht ihre Melodie! zur Zauberarie für das Auge verschmelzt? Gestattet mir diesen Ausdruck; nicht blos in Tönen, auch in Farben und Gestalten ist Musik.

Dupaty.

Erstaunt verlieren wir uns in heiliger Bewunderung beym Anschaun dieser Werke, welche uns gleichsam mit sich, über uns selbst, über die Welt und das Vergängliche erheben. Damals waren die Heldenzeiten der Kunst, als sie den Göttern und dem Vaterlande geweyhet solche Gestalten nach den reinsten Gesetzen der höchsten Schönheit bildete, nur rühren wollte, nicht zu gefallen suchte, und zu reitzen verschmähte.

Meyer.

Von allen zarten Blüthen, welche den Garten des geselligen Lebens schmücken, von allen die zarteste, die schönste, die vergänglichste, ist die *Blüthe der Kunst*. Vor dem

Entfalten ſcheint ihre Knoſpe nur ein dunkles Chaos, welches ſich mühſam zu formen beginnt. Was auf dem Augenblick ihrer Vollkommenheit folgt, iſt nur entſeelte Geſtalt. Vergebens wünſcht man, dieſen glänzenden Moment zu verlängern oder feſtzuhalten; nicht einmal ihn wiederzubringen, ſteht in menſchlicher Hand. Unter einem glücklichen und in ſeiner Art einzigen Zuſammenfluſſe von Umſtänden erhoben ſich die Griechen ganz allein zur höchſten Vollkommenheit des *Ideals*. Was von ihren göttlichen Werken der Zerſtöhrungswuth der Iahrhunderte entgangen, oder auch nur in Nachahuuugen den Spätlingen des Menſchengeſchlechts erſchienen iſt, bewahrt noch die heilige Gluth, an welcher der Genius der neuern Kunſt ſeine Fackel zu zünden verſuchte. Allein was bleiben die Kunſtepochen des alten und des neuen Roms, was die ſpäteren Frankreichs und Groſsbrittaniens, ſobald Griechenland ſeine Modelle zurückfordert, und ihnen nur ihr Eigenthümliches übrig läſst? Jede Abweichung von dem Ebenmaaſse, welches *Polyklet* in ſeinem Kanon oder *Parrhaſius* als anerkannter Geſetzgeber der Malerey gebot, jeder ungriechiſche Ausdruck der Köpfe, jede Geſtalt, die nicht ihren Charakter, ihre Harmonie von irgend einer griechiſchen Gottheit entlehnt, ſinkt unverzüglich in die Region der Verunſtaltung hinab. Giebt es nur eine erträgliche Statue neuerer Zeiten, wozu die Griechiſche Mythologie nicht den Gedanken, die Formen und Verhältniſſe; Grie-

chisches Costume nicht die Gewänder hergegeben hätte? Wo ist ein Schnirkel unserer Baukunst, wenn er das Siegel des Schönen an sich trägt, dessen Urbild nicht aus dem Kopf eines Griechen stammt? Warum endlich steht *Raphael* einzig unter den Neueren? Warum hatte *Guido*, daſs ich *Mengs* für mich reden lasse, so viel Anlage zum grossen Maler? Weil jener die hohe Idealisirungskunst der Alten besaſs, und dieser nach ihren schönsten Werken kopirte.

G. Forster.

Wenn die bildenden Künste mit irgend einer Wissenschaft nahe verwandt sind, so ist es die *Alterthumskunde*. Sie selbst machen durch ihre Geschichte und die Kunstwerke der ältesten Zeiten, einen wichtigen und den schönsten Theil derselben aus. Ich darf nur, um einen Blick in ihre schönste Periode zu thun, in die blicken, wo Athens und Roms schöpferischer Geist, durch das Genie und den Geschmack vorzüglicher Bildhauer und Architekten die Meisterstücke der Kunst schuf, die jetzt noch, fast eben so sehr als die schöne Natur, nach welcher sie gebildet, geformt und dargestellt wurden, als die schönsten Denkmale der Vorwelt, die sichersten Muster für unsere neuen Künstler sind. Sollten diese durch manchen Vortheil neuer Kunst, sie übertreffen, sollte die Kunst durch Neuere seyn bereichert worden, so ist dies kein Vorwurf, den man der alten Kunst machen kann. Sie bleibt in Denkmälern, welche die Zeit nicht verwischen oder zer-

trümmern konnte, dem Künstler immer noch das, was ihm die schöne Natur soll, seine grosse Lehrerin. Die *Antike* muss das Studium des Künstlers, also das des Malers, des Bildhauers, des Architekten seyn; dass es mit und neben der Antike der Charakter der Zeiten, der Völker, der Sitten, der Gebräuche – mit einem Wort, dass es die Alterthümer seyn müssen, wer wollte daran zweifeln? Es wäre eben so, als wenn man sich irgend einen *Mengs* der neuern Zeit denken wollte, welchem die Namen eines *Hagedorns*, eines *Winkelmanns*, und eines *Heyne* unbekannt wären.

W. I. C. G. CASPARSON.

Die *erste Regel bey der Hermenevtik der Antike* sollte doch wohl diese seyn: Jedes alte Kunstwerk muss mit den Begriffen und in dem Geiste betrachtet und beurtheilet werden, mit welchen Begriffen und in welchem Geiste der alte Künstler es verfertigte. Man muss sich also in sein Zeitalter, unter seine Zeitverwandten versetzen, diejenigen Kenntnisse und Begriffe zu erreichen suchen, von denen der Künstler ausgieng; die Absicht seiner Arbeiten so viel möglich aufsuchen, und also z. B. ein Privatwerk mit andern Augen ansehen, als ein öffentliches, ein nachgeahmtes, ein späteres, anders als ein originelles, ein früheres, eines aus den schönen Zeiten der Kunst. *Begriffe von der Kunst, Kunsterfindung, Kunstbehandlung* sind also das *erste*, was der Antiquar mitbringen muss, wenn er ein altes Werk betrachten und er-

klären will. Er muſs ferner die *Dichterfabel* in ſeinem Gemüthe gegenwärtig haben, das iſt, den Inbegriff von Gegenſtänden und Ideen, welche die Künſtler gern auszudrücken pflegen; und wo dieſe nicht zureicht, erſt *dann geht er auf andere Mythologien*, auf religiöſe Begriffe, auf Geſchichtsbegebenheiten aus, und vergleicht ſie gegen die vorgeſtellten Süjets, ob ſie einen Aufſchluſs davon geben können: und hat er dieſen gefunden, ſo bringt er zur Belehrung anderer *nicht mehr* als dasjenige bey, was zur Aufklärung der Sache erforderlich iſt.

C. G. Heyne.

Freut euch (ihr Künſtler) der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch geſtellt!
In der erhabnen Geiſterwelt
Seyd ihr Menſchheit erſte Stufe.
Eh' ihr das Gleichmaaſs in die Welt gebracht,
Dem alle Weſen freudig dienen —
Ein unermeſsner Bau, im ſchwarzen Flor der Nacht,
Nächſt um ihn her mit mattem Strahle nur beſchienen,
Ein ſtreitendes Geſtaltenheer,
Die ſeinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungeſellig rauh wie er,
Mit tauſend Kräften auf ihn zielten,
So ſtand die Schöpfung vor dem Wilden —
Durch der Begierde Feſſel nur
An die Erſcheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenoſſen, unempfunden,
Die ſchöne Seele der Natur.
Und wie ſie fliehend jetzt vorüber fuhr
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit ſtiller Hand,
Und lerntet mit harmon'ſchem Band
Geſellig ſie zuſammen gatten.

Leichtſchwebend fühlte ſich der Blick
Vom ſchlanken Wuchs der Ceder aufgezogen;
Gefällig ſtrahlte der Cryſtall der Wogen
Die hüpfende Geſtalt zurück.
Wie konntet ihr des ſchönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hülfreich entgegen kam!
Die Kunſt, den Schatten ihr nachahmend abzuſtehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge ſchwamm.
Von ihrem Weſen abgeſchieden,
Ihr eignes liebliches Fantom,
Warf ſie ſich in den Silberſtrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten,
Die ſchöne Bildkraft ward in eurem Buſen wach.
Zu edel ſchon, nicht müſſig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand — im Thon den holden Schatten nach,
Im Umriſs wird ſein Daſeyn aufgefangen,
Lebendig regte ſich des Wirkens ſüſse Luſt —
Die erſte Schöpfung trat aus eurer Bruſt.

— — — —

Doch höher ſtets, zu immer *höheren Höhen*
Schwang ſich der ſchaffende Genie.
Schon ſieht man Schöpfungen aus Schöpfungen entſtehen,
Aus Harmonien Harmonie.
Was hier allein das trunkne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der dieſe Nymphe ſchmückt,
Schmilzt ſanft in eine götliche Athene;
Die Kraft, die in des Fechters Muskel ſchwillt,
Muſs in des Gottes Schönheit lieblich ſchweigen;
Das Staunen ſeiner Zeit, das ſtolze Jovisbild,
Im Tempel zu Olympia ſich neigen. —

SCHILLER.

Unter allen ſchönen Künſten behauptet die *Dichtkunſt* (die faſt gänzlich dem Genie ihren Urſprung verdankt und am wenigſten durch Vorſchrift, oder durch Beyſpiel

geleitet ſeyn will) den *oberſten Rang.* Sie erweitert das Gemüth dadurch, daſs ſie die Einbildungskraft in Freyheit ſetzt und innerhalb den Schranken eines gegebenen Begriffs, unter der unbegränzten Mannichfaltigkeit möglicher, damit zuſammenſtimmender Formen, diejenige darbietet, welche die Darſtellung deſſelben mit einer Gedankenfülle verknüpft, der kein Sprachausdruck völlig adäquat iſt, und ſich alſo äſthetiſch zu Ideen erhebt. Sie ſtärkt das Gemüth, indem ſie es ſein freyes, ſelbſtthätiges und von der Naturbeſtimmung unabhängiges Vermögen fühlet läſst, die Natur, als Erſcheinung, nach Anſichten zu betrachten und zu beurtheilen, die ſie nicht von ſelbſt, weder für den Sinn noch den Verſtand in der Erfahrung darbietet und ſie alſo zum Behuf und gleichſam zum Schema des Ueberſinnlichen zu gebrauchen. Sie ſpielt mit dem Schein, den ſie nach Belieben bewirkt, ohne doch dadurch zu betrügen; denn ſie erklärt ihre Beſchäftigung ſelbſt für bloſses Spiel, welches gleichwohl vom Verſtande und zu deſſen Geſchäfte zweckmäſsig gebraucht werden kann.

Kant.

Wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſey auch wer er ſey.

Goethe.

Glaubt mir, es iſt kein Mährchen, die Quelle der
Jugend, ſie rinnet

Wirklich und immer, ihr fragt wo? in der dichtenden Kunst.

SCHILLER.

Die Poesie ist eine *universelle* Kunst: denn ihr Organ, die *Phantasie* ist schon ungleich näher mit der Freyheit verwandt, und unabhängiger von äusserem Einfluss. Poesie und poetischer Geschmack ist daher weit korruptibler, wie der plastische, aber auch *unendlich perfektibler.*

FR. SCHLEGEL.

Die Gabe des Dichters, in ihrer höchsten Abstraktion, ist die reinste und unbedingteste Versetzung aus einem eignen Zustand in einen fremden, aber durch die Phantasie dem Geist angeeigneten, die innigste und ruhigste Verwechselung seiner selbst mit dem Dargestellten, die einfachste Operation der Seele, durch welche ihre Kräfte nicht erst gleichsam eine Brücke bauen zwischen dem Menschen und dem Dichter, sondern ungetheilt und unmittelbar die Darstellung hervorbringen. In der Wiege der Kunst, wo gleich vertheiltes Bedürfniss, durch diese Göttergabe das Leben zu schmücken, sie aus dem Innern der Seele hervorzog, näherten sich ihre Wirkungen dem eben entworfenen Ideal nothwendiger Weise am meisten; und wie wir der ächten und ursprünglichen Beschaffenheit der menschlichen Natur in ihrer Kindheit nachforschen müssen, so haben wir die Bestimmung jenes Ideals der Kunst in ihren frühe-

ſten Perioden zu entdecken. In der alternden Menſchheit muſste ſich die Stimmung zur Kunſt und die Gabe des Dichters natürlicher Weiſe theils entarten, theils vervielfachen; und der urſprüngliche *Mechanismus* der Kunſt würde ſie gegenwärtig in manchem Betracht eben ſo wenig kleiden, als einen erwachſenen Mann der Fallhut oder das Knabenjäckchen. So wie aber *Kinderſinn* die höchſte Vorſtellung aller menſchlichen Tugend immer begleiten muſste, eben ſo hat es das Gröſste der Kunſt bleiben müſſen, alle objectiven und ſubjectiven Veränderungen um ſie herum mit eingerechnet, jenen erſten Grundlagen ihres Weſens, als eines dem geiſtigen Menſchen ausſchlieſslich eignen, und doch mit ſeinen natürlichſten Beſtandtheilen verwebten Triebes, getreu zu ſeyn. In dieſem Sinn kann ſogar manches Kunſtwerk, das den gebildeten und männlichen Verſtand ergötzt, weil ein ſolcher es hervorbrachte, von dem ächten Weſen der Kunſt eben ſo entfernt ſeyn, als das geiſtloſeſte Machwerk, womit die zerſtreute Neugierde des groſsen Haufens befriedigt wird. Der Ideenreichthum, welcher ein wichtiges Kennzeichen unſers Zeitalters iſt, hat freylich der Kunſt, ſo wie allem, was dem Menſchen angehört, einen Umfang und eine Vielſeitigkeit gegeben, bey denen man ohne Pedanterey und Beſchränktheit nicht immer auf die erſten Grundbegriffe zurückgehen kann. Wenn es aber einen Geiſt giebt, welcher dieſe Fülle von Beziehungen, von Modificationen auf der einen, von Ue-

bertreibungen auf der andern Seite, übersieht, sie auf sich zuströmen läſst, ohne davon hingerissen zu werden, offen für alles, durch nichts von dem reinsten, einfachsten Urbegriff des Guten und Schönen abgeleitet wird; so wird dieser Geist, wenn ihm Kunst zu Theil geworden ist, der erste Künstler, der gültigste Beleg zu dem abgezogensten Ideal von der Kunst seyn: so wie er, wenn jener Trieb ihn nicht beherrschte, der Weise und der Held seiner Zeit seyn könnte.

Der Rec. von Goethe's Schriften in der Allg. L. Z. no. 294. vom Jahre 1792.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns durch einen freyen Effekt unsrer productiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu versetzen" (eine Erklärung, die sich neben den Vielen, die über diesen Gegenstand im Curs sind, auch noch wohl wird erhalten können) so ergeben sich daraus zweyerley Foderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muſs fürs erste unsre Einbildungskraft frey spielen und *selbst handeln* lassen, und zweytens muſs er nichts desto weniger seiner Wirkung *gewiſs* seyn, und eine *bestimmte* Empfindung erzeugen. Diese Foderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu seyn, denn nach der ersten müſste unsre Einbildungskraft herrschen, und keinem andern als ihrem eigenen Gesetz gehorchen; nach der andern müſste sie dienen,

und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daſs er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freyheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen müſse, daſs er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äuſsere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, daſs beyde Foderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und daſs die höchste Freyheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwey groſse Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freyheit folgt, wie bekannt ist, blos dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz empirisches, gründet. Nichts desto weniger muſs der Dichter diesen empirischen Effect der Association zu *berechnen* wissen, weil er nur in soferne Dichter ist, als er durch eine freye Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muſs er aber eine Gesetzmäſsigkeit darin entdecken, und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsere Vorstellungen stehen aber nur in sofern in einem nothwendigen Zusammenhang als sie sich auf eine objective Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht blos auf ein sub-

jektives und willkührliches Gedankenspiel gründen. An diese objektive Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe alles sorgfältig abgesondert hat, was blos aus subjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiss ist, dass er sich an das *reine Objekt* gehalten, und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten sich richtet, nur dann kann er versichert seyn, dass die Imagination aller andern in ihrer Freyheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um *bestimmt* auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freyheit zu bestimmen, so schwer ist die zweyte, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjekts zu bestimmen. Es ist bekannt, dass verschiedene Menschen bey der nemlichen Veranlassung, ja dass derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die ausser seiner Gewalt sind, muss der Dichter unsern Empfindungszustand *bestimmen*; er muss also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths *nothwendig* erfolgen muss. Nun ist aber in den

Beſchaffenheiten eines Subjekts nichts nothwendig als der Charakter der Gattung; der Dichter kann alſo nur in ſofern unſere Empfindungen beſtimmen, als er ſie der Gattung in uns, nicht unſerm ſpecifiſchverſchiedenen Selbſt, abfodert. Um aber verſichert zu ſeyn, daſs er ſich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muſs er ſelbſt zuvor das Individuum in ſich ausgelöſcht und zur Gattung geſteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der, oder der beſtimmte Menſch (in welchem der Begriff der Gattung immer beſchränkt ſeyn würde) ſondern wenn er *als Menſch überhaupt* empfindet, iſt er gewiſs, daſs die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigſtens kann er auf dieſen Effekt mit dem nemlichen Rechte dringen, als er von jedem menſchlichen Individuum Menſchheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden alſo folgende zwey Eigenſchaften unnachlaſslich gefodert: *erſtlich*: nothwendige Beziehung auf ſeinen Gegenſtand (objektive Wahrheit); *zweytens*: nothwendige Beziehung dieſes Gegenſtandes, oder doch der Schilderung deſſelben, auf das Empfindungsvermögen (ſubjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muſs alles *wahre Natur* ſeyn, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Geſetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorſchreibt; in einem Gedicht darf aber nichts *wirkliche* (hiſtoriſche) *Natur* ſeyn, denn alle Wirklichkeit iſt mehr oder weniger Beſchränkung

jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Menſch iſt gerade um ſo viel weniger Menſch, als er individuell iſt; jede Empfindungsweiſe iſt gerade um ſo viel weniger nothwendig und rein menſchlich, als ſie einem beſtimmten Subjekt eigenthümlich iſt. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der *groſse Styl.*

Aus dem geſagten erhellet, daſs das Gebiet der eigentlich ſchönen Kunſt ſich nur ſo weit erſtrecken kann, als ſich in der Verknüpfung der Erſcheinungen Nothwendigkeit entdecken läſst. Auſſerhalb dieſes Gebietes, wo die Willkühr und der Zufall regieren, iſt entweder keine Beſtimmtheit oder keine Freyheit; denn ſobald der Dichter das Spiel unſerer Einbildungskraft durch keine *innere* Nothwendigkeit lenken kann, ſo muſs er es entweder durch eine *äuſsere* lenken, und dann iſt es nicht mehr *unſre* Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann iſt es nicht mehr *ſeine* Wirkung; und doch muſs ſchlechterdings beydes zuſammen ſeyn, wenn ein Werk poetiſch heiſſen ſoll.

Daher mag es kommen, daſs ſich bey den weiſen Alten die Poeſie ſowohl als die bildende Kunſt nur im Kreiſe der Menſchheit aufhielten, weil ihnen nur die Erſcheinungen an dem (äuſsern und innern) Menſchen dieſe Geſetzmäſsigkeit zu enthalten ſchienen. Einem unterrichteteren Verſtand, als der unſrige iſt, mögen die übrigen Naturweſen vielleicht eine ähnliche zeigen;

für unsre Erfahrung aber zeigen sie sich nicht; und der Willkühr ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich *bestimmter* Formen geht über den *thierischen Körper* und das *menschliche Herz* nicht hinaus, daher nur in diesen beyden ein Ideal kann aufgestellt werden. *Ueber* dem Menschen (als Erscheinung) giebt es kein Objekt für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. *Unter* dem Menschen giebt es kein Objekt für die *schöne* Kunst mehr, obgleich für die *angenehme*, denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen. —

Der Rec. von Matthissons Gedichten — no. 298. *d. Allg. L. Z.* 1794.

Wie läßst sich ein blos logisch gegebenes Ganzes, nicht allein durch Ausschmückung der Theile, sondern auch als Ganzes ästhetisch beleben? Da das *unbedingte Streben* ein Hauptkennzeichen der künstlerischen Begeisterung ist, und da es ausser dem Gegenstande desselben, *dem Schönen*, nur zwey Objekte eines unbedingten Strebens für den Menschen giebt, nämlich *das Wahre* und *das Gute*; so läßst sich denken, dafs das Streben nach einem von beyden, die philosophische oder sittliche Begeisterung, in diesem Falle als Surrogat der künstlerischen dienen könnte. Die philosophische Begeisterung kann nur bey Erkenntnissen Statt finden, welche den Menschen als Menschen angehen, also auch kein andres als ein philosophisches

Lehrgedicht beſeelen. Die ſittliche aber erſtreckt ſich auf alle Gegenſtände, bey denen eine Beziehung auf Ideen möglich iſt. Der didaktiſche Stoff könnte alſo, wenn er von ſolcher Beſchaffenheit wäre, im *Einzelnen* durch *ſinnliche Darſtellung*, im *Ganzen* durch eine *ſittliche Stimmung des Gemüths*, (die man ja nicht mit einem moraliſchen Zwecke verwechſeln muſs, welcher, wie die Erfahrung lehrt, pädagogiſch, ökonomiſch u. ſ. w. häufig ohne jene betrieben wird) aus dem unpoetiſchen Gebiete des Verſtandes entrückt werden. —

Der Rec. von Neubecks Geſundbrunnen, no. 245. d. A. L. Z. 1797. —

Der dichteriſche Geiſt iſt *unſterblich* und unverlierbar in der Menſchheit; er kann nicht anders als zugleich mit derſelben und mit der Anlage zu ihr ſich verlieren. Denn entfernt ſich gleich der Menſch durch die Freyheit ſeiner Phantaſie und ſeines Verſtandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, ſo ſteht ihm doch nicht nur der Pfad zu derſelben immer offen, ſondern ein mächtiger und unvertilgbarer Tod, der moraliſche, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit dieſem Triebe ſteht das Dichtungsvermögen in der engſten Verwandtſchaft. Dieſes verliert ſich alſo nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, ſondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nähret, aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken, ist dem poetischen Geiste fremde. —

So lange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe Natur ist, wirkt er als ungetheilte, sinnliche Einheit, und als ein harmonirendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und selbstthätiges Vermögen, haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht getrennt, vielweniger stehen sie im Widerspruch miteinander. Seine Empfindungen sind nicht das formlose Spiel des Zufalls, seine Gedanken nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem Gesetz der *Nothwendigkeit* gehen jene, aus der *Wirklichkeit* gehen diese hervor. Ist der Mensch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene *sinnliche* Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als *moralische* Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äussern. Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande *wirklich* statt fand, existirt jetzt blos *idealisch*; sie ist nicht mehr in ihm, sondern ausser ihm; als ein Gedanke, der erst realisirt werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein andrer ist, als *der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben*, auf jene beyden Zustände an, so er-

giebt sich, daſs dort in dem Zustande natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige *Nachahmung des Wirklichen* — daſs hingegen hier in dem Zustande der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur blos eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder was auf eins hinausläuft die *Darstellung des Ideals* den Dichter machen muſs. Und dies sind auch die zwey einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äuſsern kann. —

Die Dichter werden also entweder Natur *seyn*, oder sie werden die verlorene *suchen* — und sie werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsstimmung Einfluſs haben, entweder zu den *naiven* oder zu den *sentimentalischen* gehören.

SCHILLER.

Ein wahres Kunstwerk, eine schöne Dichtung ist etwas in sich Fertiges und Vollendetes, das um sein selbstwillen da ist, und dessen Werth in ihm selber, und in dem wohlgeordneten Verhältniſs seiner Theile liegt; dahingegen die bloſsen Hieroglyphen oder Buchstaben an sich so ungestaltet seyn können, wie sie wollen, wenn sie nur das bezeichnen, was man sich dabey denken soll. Der müſste wenig von den hohen Dichter-

schönheiten des *Homer* gerührt seyn, der nach Durchlesung desselben noch fragen könnte: was bedeutet die Iliade? was bedeutet die Odysse?

Alles, was eine schöne Dichtung bedeutet, liegt ja in ihr selber; sie spiegelt, in ihrem groſsen oder kleinen Umfange, die Verhältnisse der Dinge, das Leben und die Schicksale der Menschen ab; sie lehrt auch Lebensweisheit, nach *Horazens* Ausspruch, besser als Krantor und Chrysipp.

Aber alles dieses ist den dichterischen Schönheiten untergeordnet, und nicht der Hauptendzweck der Poesie; *denn eben darum lehrt sie besser, weil Lehren nicht ihr Zweck ist;* weil die Lehre selbst sich dem *Schönen* unterordnet, und dadurch Anmuth und Reiz gewinnt.

K. Ph. Moritz.

Die Wahrheit und die Sittlichkeit sind nicht der nächste Zweck des Dichters. Sein Zweck ist die *Schönheit.* Insofern aber die Schönheit nichts anders ist, als die *anmuthige Erscheinung des Guten*; insofern opfert der Priester der Schönheit auch auf dem Altar der Wahrheit und Tugend.

Kosegarten.

Schönheit, insoferne sie durch die Sprache, die ihr Medium ist, erreicht werden kann, ist der eigentliche Gegenstand der Dichtkunst. Will sie auf mehr, als auf Schönheit, will sie auf Vollkommenheit dringen, die nicht fürs Anschauen kommt, nicht fürs

Empfinden gehört; ſo vergiſst ſie ihrer eigentlichen Beſtimmung, und verirrt ſich aus ihren Gränzen. Uebrigens iſt das *ſittliche Schöne* allerdings auch eine *Hauptquelle* des *dichteriſchen Schönen*; obgleich der Grundſatz, daſs der Dichter auf Beförderung der Weisheit und Tugend arbeiten ſoll, unmöglich in die eigene Theorie der Dichtkunſt kommen kann.

J. J. Engel.

Der Dichter, der Romanſchreiber, der Schauſpieler *dringen verſtohlner Weiſe ans Herz*, und treffen es um ſo gewiſſer und ſtärker, je weniger es den Streich vermuthet, je mehr Blöſse es folglich giebt. Die Unglücksfälle, durch die man mich rührt, ſind erdichtet: was thut das? Sie rühren mich doch. Jede Zeile in dem *Ehrlichen Manne, der ſich der Welt entzogen*, im *Dechant von Killerine*, im *Cleveland* erregt in mir ein zärtliches Theilnehmen an den Unglücksfällen der Tugend, und koſtet mich Thränen. Könnte es eine unſeligere Kunſt geben, als die, die mich zum Mitſchuldigen des Laſterhaften machte? Aber wo iſt auch eine ſchätzbarere Kunſt als die, die mich unvermerkt für das Schickſal des rechtſchaffenen Mannes einnimmt, die mich aus der ruhigen und ſüſsen Faſſung, in der ich mich befand, reiſset, um mich mit ihm umherzutreiben, mich in die Hölen zu verſetzen, in die er flüchten muſs, mich zum Mitgenoſſen der Unfälle zu machen, durch die es dem Dichter beliebt, ſeine Beſtändigkeit auf die Probe zu ſtellen.

Wie sehr erspriessliche würde es für die Menschen seyn, wenn sich alle Künste der Nachahmung einen gemeinschaftlichen Gegenstand wählten und sich einmal mit den Gesetzen dahin verbänden, uns die Tugend liebenswürdig und das Laster verhasst zu machen! Des Philosophen Pflicht ist es, sie dazu einzuladen, er muss sich an den Dichter, an den Mahler, an den Tonkünstler wenden und ihnen auf das nachdrücklichste zurufen; „o ihr von höheren Fähigkeiten, warum hat euch der Himmel begabt?" —

O dramatische Dichter! der wahre Beyfall, nach dem ihr streben müsst, ist nicht das Klatschen der Hände, das sich plötzlich nach einer schimmernden Zeile hören lässt, sondern der tiefe Seufzer, der nach dem Zwange eines langen Stillschweigens aus der Seele dringt und sie erleichtert. Ja es giebt einen noch heftigern Eindruck, den sich aber nur die vorstellen können, die für ihre Kunst gebohren sind, und es vorauswissen, wie weit ihre Zauberey gehen kann: diesen nämlich, das Volk in einen Stand der Unbehaglichkeit zu setzen; so dass Ungewissheit, Bekümmerniss, Verwirrung in allen Gemüthern herrschen, und eure Zuschauer den Unglücklichen gleichen, die in einem Erdbeben die Mauern ihrer Häuser wanken sehen, und die Erde ihnen einen festen Tritt verweigern fühlen.

D. Diderot.

Eine der ersten Erfordernisse des Dichters ist *Idealisirung*, *Veredlung*, ohne welche er

aufhört, ſeinen Nahmen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes (mag dieſer nun Geſtalt, Empfindung oder Handlung ſeyn, *in* ihm oder *auſser* ihm wohnen) von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beymiſchungen, zu befreyen, die in mehreren Gegenſtänden zerſtreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu ſammeln, einzelne, das Ebenmaaſs ſtörende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf dieſe Art im Einzelnen bildet, ſind gleichſam nur Ausflüſſe eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je gröſserer Reinheit und Fülle er dieſes innere allgemeine Ideal ausgebildet hat; deſto mehr werden auch jene einzelnen ſich der höchſten Vollkommenheit nähern.

Der Recenſent von Bürgers Gedichten in der Allg. L. Z. Jahrg. 1791.

Der Dichter ſchöpfe nur die Ideen der Vollkommenheit *in ſich ſelbſt*, er ſchildere ſie nur nicht nach angenommenen Begriffen oder Muſtern; er ſuche nicht dieſe Hoheit in den Worten und in der Pracht der Rede; er nehme ſich nicht vor, einen Cato, einen Römer, ſondern einen groſsen Mann zu ſchildern; er folge nicht den Meynungen der Geſchichtſchreiber und der Kunſtrichter, ſondern ſeinen Empfindungen von Vollkommenheit: und dann wird er, wenn wirklich

in seiner Imagination dieses Bild liegt, wenn er schon dem Ziele nahe genug ist, um es im Gesichte zu haben, uns gewiſs das interessanteste Gemälde geben, das aus der Feder eines Dichters flieſsen kann.

GARVE.

Das Idealische in der Poesie ist nichts anders als eine vorgespiegelte Unendlichkeit; ohne diese Unendlichkeit giebt die Poesie nur glatte, abgefärbte Schieferabdrücke, aber keine Blumenstöcke der hohen Natur. Folglich muſs alle Poesie idealisiren: die Theile müssen wirklich, aber das Ganze idealisch seyn. Die richtigste Beschreibung einer Gegend gehört darum noch in keinen Musenalmanach, sondern mehr in ein Flurbuch — ein Protokol ist darum noch keine Scene aus einem Lustspiel – die Nachahmung der Natur ist noch keine Dichtkunst, weil die Kopie nicht mehr enthalten kann, als das Urbild. — Die Poesie ist eigentlich dramatisch und mahlt Empfindungen, fremde oder eigene; das Uebrige — die Bilder, der Flug, der Wohlklang, die Nachahmung der Natur – diese Dinge sind nur die Reiskohlen, Mahlerchatoullen und Gerüste zu jener Mahlerey. Diese Werkzeuge verhalten sich zur Poesie, wie der Generalbas oder die Harmonie zur Melodie, wie das Kolorit zur Zeichnung. Dazu setz' ich nun weiter: alle *Quantitäten* sind für uns endlich, alle *Qualitäten* unendlich. Von jenen können wir durch die äuſsern Sinne Kenntniſs haben, von diesen nur durch den innern. Folglich ist jede

Qualität für uns eine geistige Eigenschaft. Geister und ihre Aeusserungen stellen sich unserem Innern eben so gränzenlos als dunkel dar. Mithin muss das in uns geworfene Sonnenbild, das wir uns vom Dichter machen, vergrössert, vervielfältigt und schimmernd in den Wellen zittern, die er selber in uns zusammentrieb.

Jean Paul Fr. Richter.

So raft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irrdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muss schweigen,
Und kein Verhängniss fällt ihn an,
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang' des Liedes Zauber walten.

Schiller.

Der Poesie Grund und Boden ist *Einbildungskraft* und *Gemüth*, das *Land der Seelen*. Ein Land der Glückseligkeit, der Schönheit und Würde, das in deinem Herzen schlummert, wecket sie auf durch Worte und Charaktere; sie ist der Sprache, der Sinne und des Gemüths vollkommenster Ausdruck. Kein Dichter kann dem Gesetz entgehen, das in ihr liegt; er zeigt, was er hat und nicht habe.

Auch kann man in ihr *Ohr* und *Auge* nicht sondern. Die Poesie ist keine blosse Mahlerei oder Statuistik, die, Gemälde, wie sie sind, ohne Absicht darstellen könnte; sie

ist *Rede* und hat *Absicht.* Auf den innern Sinn wirket sie, nicht auf das äufsere Künstlerauge; und zu jenem innern Sinn gehört bey einem gebildeten oder zu bildenden Menschen *Gemüth*, *moralische Natur*, mithin bey dem Dichter *vernünftige* und *humane Absicht.* Die Rede hat etwas *Unendliches* in sich; sie macht tiefe Eindrücke, die ja eben die Poesie durch ihre harmonische Kunst verstärket. Nie kann also der Dichter blos ein Mahler seyn wollen. Er ist Künstler vermöge der eindringenden Rede, die das Objekt, das sie mahlt, oder darstellt, auf einen *geistigen*, *moralischen*, gleichsam *unendlichen* Grund, ins *Gemüth*, in die *Seele* mahlt.

Sollte also nicht auch bey dieser, wie bey allen Reihen fortgesetzter Naturwirkungen ein *Fortgang* unumgänglich seyn? Ich zweifle daran, (den Fortgang recht verstanden) nicht. In Sprache und Sitte werden wir nie Griechen und Römer werden; wir wollen es auch nicht seyn. Ob aber der Geist der Poesie durch alle Schwingungen und Eccentricitäten, in denen er sich bisher Nationen und Zeitenweise periodisch bemühet hat, nicht dahin strebe, immer mehr und mehr, so wie jede Grobheit des Gefühls, so auch jeden falschen Schmuck abzuwerfen, und den Mittelpunkt aller menschlichen Bemühungen zu suchen; nämlich die *ächte*, *ganze*, *moralische Natur des Menschen*, *Philosophie des Lebens?* Dieses wird mir durch Vergleichung der Zeiten sehr glaubhaft. Auch in Zeiten des gröfsesten Ungeschmacks können wir uns nach der grofsen Regel der Natur

ſagen: *tendimus in Arcadiam, tendimus*! Nach dem Lande der Einfalt, der Wahrheit und Sitten geht unſer Weg.

Herder.

Ausdruck einer Empfindung durch ſchöne Gedanken iſt das Ziel der Poeſie. — Wer ein Dichter ſeyn will, muſs vor allen Dingen die menſchliche Natur recht herzlich lieb haben. Denn ſie iſt und bleibt der Hauptgegenſtand aller Poeſie, die für die Menſchen beſtimmt iſt. Die ſchönſte Landſchaft iſt todt, wenn kein lebendiges Weſen ſie mitbelebt. Die ſchönſte ſogenannte poetiſche Beſchreibung läſst das Herz kalt, wenn ſie nicht auf ein Herz Beziehung hat. Ueberhaupt wird die Mahlerey nirgends leichter Pinſeley, als bey Beſchreibungen. Sie natürlich machen, iſt der Triumph der Poeſie; aber zu *fühlen*, wo ſie an Ort und Stelle angebracht ſind, eine ſonderliche Gabe Gottes. —

Wen Gott zum Dichter macht, der liebt die Wiſſenſchaften als begüterte Freundinnen, die uns aushelfen zur Zeit der Noth. Wen aber die Wiſſenſchaften zum Dichter machten, der ſchreibe doch lieber Diſſertationen! denn Apollo folgte nicht den Muſen, ſondern die Muſen dem Apoll. —

Bouterweck.

Eine ſo ſcharfe *Stimmung* aller *äuſsern* und *innern Sinne*, daſs der leiſeſte Hauch der Natur das ganze Organ der Seele, gleich einer *Aeolsharfe*, harmoniſch ertönen macht, und jede Empfindung, die Melodie des Objekts, wie

das schönste Echo, im reinsten Einklang, verschönert zurückgiebt, und, so wie sie stufenweise verhallt, immer lieblicher wird. —

Ein *Gedächtniss*, worin nichts verloren geht, aber alles sich unmerklich zu jener feinen, bildsamen, halbgeistigen Masse amalgamirt, woraus die Phantasie ihre eigenen neuen Zauberschöpfungen hervorhaucht. —

Eine *Einbildungskraft*, die durch einen unfreywilligen innern Trieb alles Einzelne *idealisirt*, alles Abstrakte in bestimmte Formen kleidet, und unvermerkt dem blossen *Zeichen* immer die *Sache* selbst oder ein *ähnliches Bild* unterschiebt; kurz, die alles Geistige verkörpert; alles Materielle zu Geist vereinigt und veredelt. —

Eine zarte und warme, von jedem Anhauch auflodernde *Seele*; ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die, sich nichts *todtes*, nichts *fühlloses* in der Natur denken kann, sondern immer bereit ist, ihren Ueberschwang von Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen um sich her mitzutheilen; immer mit der behendesten Leichtigkeit *andre* in *sich*, und *sich* in *andre* verwandelt. —

Eine von der ersten Jugend an erklärte, sich nie verläugnende leidenschaftliche *Liebe* zum *Wunderbaren*, *Schönen* und *Erhabenen* in der physischen und moralischen Welt. —

Ein *Herz*, das bey jeder *edeln That* hoch *emporschlägt*, vor jeden *schlechten*, feigherzigen, gefühllosen mit Abscheu *zurückschaudert*. —

Zu allem diesem, bey dem heitersten Sinne und leichtestem Blut, ein angebohrner Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideenwelt — und bey der geselligsten Gemüthsart und der zärtlichsten Lebhaftigkeit der *sympathetischen* Neigungen, eine immer vorschlagende *Liebe zur Einsamkeit*, zur Stille der Wälder, zu allem was die Ruhe der Sinne befördert, allem was die Seele von den Gewichten erleichtert, wodurch sie in ihrem eigenthümlichen freyen Fluge gehemmt wird, oder was sie von den Zerstreuungen befreyt, die ihr inneres Geschäft stören. — —

In *diesem Allem* seht die natürliche *Anlage* zu einem *Dichter*. WIELAND.

Der *grosse* Dichter besteht durch die Vereinigung dreyer Stücke. Diese sind eine feurige, aber wohlgeordnete Einbildungskraft; ein tiefer, durch mannigfaltige Kenntnisse gebildeter Verstand; eine unbeschränkte Herrschaft über die Sprache und ihren Gebrauch in dem mechanischen Theile der Poesie. Die erste Eigenschaft ist die unerlasliche Bedingung zu dem dichterischen Kopf; durch die Vereinigung derselben mit dem dritten entsteht der Dichter. Der Besitz der zweyten allein *sichert* dem Dichter den Ruhm und Beyfall der spätesten Nachwelt.

Der Verf. des kurzen Abrisses der Geschichte der römischen Poesie — im 1sten St. des 1sten Bds. der Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen.

Die geistreichste aller Künste ist die Dichtkunst. Denn nur sie kann Worte mahlen, durch sie zu des Geistes Augen sprechen, und auf diese Art den Empfindungen und Gedanken gleichsam Farbe und Körper verleihen.

Brebeuf.

Welch' grossen Vorzug hat die Dichtkunst vor der Geschichte, da jene — was diese nicht kann — der Tugend stets ihren Kranz, und dem Laster seine Strafe, nach dem göttlichen Gesetze der Nemesis, kann angedeihen lassen!

Baco von Verulam.

Der Geschichtschreiber und der Dichter unterscheiden sich nicht durchs Silbenmaass, sondern dadurch von einander, dass jener sagt, was geschehen sey: dieser *wie es geschehen könne und möge, nach der Wahrscheinlichkeit oder der Nothwendigkeit selbst.*

Aristoteles.

Diokles.

Ich begreife nicht, was für ein Vorurtheil dich gegen die göttliche Poesie aufbringt? Weisst du wohl, dass in den Elisäischen Feldern, *Thales*, *Pythagoras*, *Sokrates* und *Platon*; und *Linus*, *Orpheus*, *Hesiod* und *Homer* immer beysammen sind, und sich nie verlassen? — Sage mir, ich bitte dich (denn du musst von deiner Krankheit ge-

heilt werden) wie viel Ordnungen giebt es in der Baukunst?

Alexis.

Drey.

Diokles.

Du bewunderst ohne Zweifel in der Dorischen die Festigkeit, in der Jonischen die Präcision und Eleganz, und in der Corinthischen den Reichthum und die Schönheit?

Alexis.

Zuverläsſig.

Diokles.

Trägt die letztere die Last eines Gebäudes weniger, als die Dorische?

Alexis.

Nicht, daſs ich wüſste.

Diokles.

Ist sie weniger elegant und präcis, als die Jonische?

Alexis.

Nein, gewiſs nicht.

Diokles.

Hat sie nicht die Festigkeit der ersten, die Eleganz der zweyten, und thut sie nicht

zu beyden noch den Reichthum und die Schönheit hinzu?

Alexis.

Ohne Widerrede.

Diokles.

Weifst du die drey Ordnungen, worauf das grofse weite Gebäude aller unserer Kenntnisse ruht?

Alexis.

Aufrichtig, ich weifs sie nicht.

Diokles.

Sollte nicht Geschichte, welche die Thatsachen erzählt, die erste seyn? Die zweyte: Philosophie, welche die Thatsachen auseinander setzt, Ordnung und Zierde hineinbringt? — Und die dritte, nach deiner Meynung?

Alexis.

Du meynest: Poesie.

Diokles.

Ja; sie schmückt und bereichert die beyden andern, wenn du meine Vergleichung richtig genug findest. - Deine Vergleichung der Wahrheit mit der ganz nackten Liebesgöttin war nicht richtig; daher dein Irrthum. Die schöne Venus liebt Wohlanständigkeit. Frage den *Homer*, der sie kann-

te. Sie liess sich von den Huldgöttinnen schmücken, und ihr Gürtel benahm ihr nichts von ihrer Macht. Besorge nicht, dass die Poesie etwas an deiner Wahrheit verderbe.

Uebrigens wird die Poesie nicht ohne Ursache die Sprache der Götter genannt; wenigstens ist sie die Sprache, welche die Götter jedem erhabenen Genie, das Umgang mit ihnen hat, eingeben, und ohne diese Sprache würden wir schlechte Fortschritte in unseren Wissenschaften machen. — Die Poesie ist der erhabenen Wahrheit nicht allein das, was die Grazien dem Liebesgotte sind; sondern was Aurora der Bildsäule des Memnon ist, wenn sie dieser Licht und Sprache giebt.

Hemsterhuis.

Dass die Sterblichen sich des Gesangs erfreuten, war (nach den Alten) ein ausserordentliches Geschenk der Götter, das sie nur Einzelnen ihrer Lieblinge ertheilten. Irgend eine Gottheit lehrt sie die Lieder, und treibt sie an zu singen. Bald ist es die Muse oder die Musen; bald Apollo; bald selbst Zeus, dem als dem obersten Gott jede gute Gabe zugeschrieben wird; bald aber wird die Begeisterung überhaupt ein Werk eines Gottes oder der Götter genannt. Merkwürdig ist die Sage vom *Demodocus* (in Homers Odyssee): die Muse habe ihn vorzüglich geliebt, und ihm Gutes und Böses gegeben; *sie habe ihn der Augen beraubt, und süssen Gesang verliehen.* Die Gabe des Gesangs, scheint

der Dichter sagen zu wollen, ist ein so ausserordentliches Geschenk der Götter, dass dessen Besitz, ohne einen Zusatz von Leiden, den Sterblichen über sein Loos erheben würde. — —

Dichtkunst ist also, nach den Begriffen der Vorwelt, kein gewöhnliches Studium, nichts, was erlernt oder gelehrt werden kann; sondern eine freye, unmittelbare Gabe der Gottheit. Wenn *Phemius* (in der Odyss.) sich einen *Autodidact* nennt, so erklärt er diesen Ausdruck sogleich durch den Zusatz: *Gott habe ihm mannigfaltige Gesänge ins Herz gegeben.* Er bezeichnet nämlich mit jenem Worte den, der nicht von andern Menschen gelehrt, sondern ein Sänger von Natur, ein gebohrner Dichter ist, oder, welches einerley, der von den Göttern die Lieder gelernt hat.

Lenz.

— Zum Dichternamen gehört schon mehr, als einen Vers rund zu drehen wissen.
— — — *Dem*,
Der *Dichtergeist*, der eine mit den *Göttern*
verwandte Seele hat, und dessen Mund
erhabene Gedanken und Gefühle
in mächt'gen Tönen ausströmt, dem allein
gebührt die Ehre dieses schönen Namens.

Horaz.

Die grösten und die gelehrtesten Männer haben uns belehrt, dass alle übrige Wissenschaften auf Erlernung, auf Regeln, auf erworbener Geschicklichkeit beruhen; der *Dichter* hingegen wirke durch eigene Na-

tur angetrieben, von innerer Geisteskraft und wie *durch göttlichen Hauch angeweht.* Kraft seines eigenen Rechts nennet deswegen *Ennius*, er, den wir als den Unsrigen verehren, die Sänger *heilige Männer*, weil sie, wie durch eine Gabe und Wohlthat der Götter uns geschenkt, ihre Empfehlung *in sich* tragen.

CICERO.

Auch eine Art von Raserey ist diejenige, die von den *Musen* kommt. Diese, *wenn sie eine zarte, noch unverfälschte und ungefärbte Seele anweht*, treibt sie an, wie in einer Bachischen Schwärmerey in Gesängen und allen übrigen Gattungen der Dichtkunst, die Wunder und Thaten der *alten Zeiten zu verschönern*, und dadurch den künftigen lehrreich zu werden. Wer sich aber, ohne von dieser *Musenbegeisterung* getrieben zu seyn, den Pforten der Dichtkunst nähert, in der Meynung, die *Kunst allein* könne ihn schon zum Dichter machen, wird immer unvollkommen bleiben, und die Poesie eines solchen nüchternen und unbegeisterten Dichters wird immer von der Poesie der Begeisterten ausgelöscht werden.

PLATON.

Die Meynung *Platons* war nicht, daß eine brennende und von der Musenwuth besessene Imagination *allein* einen grossen Dichter mache; und es ist auch hier, wie bey der *religiösen* und *verliebten* Begeistererung, ein grosser Unterschied, ob man von einem Gott, oder von dem leidigen Satan besessen

ist. *Homer*, *Pindar*, *Aeschylus*, die drey grössten Dichter von der begeisterten Classe, die je gewesen sind, sind an *Verstand*, *Weisheit* und *Wissenschaft* eben so gross als an *Imagination*; nie verläst sie das *richtige Gefühl des Schicklichen*; immer schwebt in dem brausenden Chaos ihrer Ideen, der *Verstand*, wie Ovids *Deus aut melior natura*, in der Mitte, der es scheidet, ordnet, verbindet und vor unsere zuschauenden Augen in eine Welt voll lebendiger und zu Einem Zweck zusammenspielender Kräfte aufblühen läst. Die Begeistrung; welche *Platon* – in diesem Augenblick selbst von ihr ergriffen – dem *Anwehen der Musen* zuschreibt, kann immer den ersten Keim ihrer Werke in ihrem Busen belebt, kann sie im Arbeiten angefeuert, kann ihnen diese Wärme, in welcher alle Schwingen der Seele sich entfalten, mitgetheilt, kann sie bey gewissen Stellen über sich selbst erhoben, den Nebel der Menschheit gleichsam von ihren Augen getrieben, und sie zum Anschauen göttlicher Gestalten tüchtig gemacht haben: aber alles dies setzt *Organe* voraus, die ihnen die Musen nicht geben, *Kenntnisse*, die sie ihnen nicht eingiessen konnten; eine *Sprache*, die schon da seyn muste, und die sie (wie andre Menschen) hatten lernen müssen. — Es bleibt also wahr, dass auch in der Poesie die edelsten Gewächse *durch Cultur* mehr Schönheit, und ihre Früchte einen bessern Geschmack erhalten; und dass – wie *Horaz* sagt — *ohne reiche Ader* das strengste Studium, und *ohne Kunst* das beste

Naturel zu Hervorbringung eines sehr vortrefflichen Werkes gleich unzulänglich ist.

WIELAND.

Indessen, daſs du über deine Liebe
zur Muse mit der goldnen Leyer nicht erröthest,
so denke, was von ihrem Ursprung an
die Kunst der Dichter war. Ward nicht von *Orpheus*,
dem heiligen Seher, dem die Götter ihre
Mysterien offenbarten, weil er Thrazens
halbthierische Bewohner aus dem Wust
der Wildheit zog und menschlich leben lernte,
gesagt, er habe Tyger zähmen, wüth'ge Löwen
durch seiner Lieder Reiz besänft'gen können?
Ward von *Amphion*, des Thebanschen Schlosses
Erbauer, nicht gesagt, er habe Felsen
und Wälder seiner Leyer süſsen Tönen,
wohin er wollte, folgsam nachgezogen?
Im Heldenalter war's der Weisen Amt,
ein rohes Waldgeschlecht aus ihren Grüften
zu ziehn, und an Geselligkeit, und Furcht
der Götter, Zucht und Ordnung, zu gewöhnen.
Sie stiftete der Ehe keuschen Bund,
sie legte Städte an und gab Gesetze:
und weil die Zauberkräfte des Gesangs
zu allem diesem ihr behülflich waren;
so stieg des Sängers Ansehn in den Augen
des Volkes, und ein Glaube, daſs er näher
den Göttern wäre, goſs was Göttliches
um seinen Mund, und seine Lieder wurden
Orakel des Vergangnen und der Zukunft.
Nun kam *Homer*, der über alle ragt,
und bald nach ihm *Tyrtaeus*, dessen Lieder
den schönen Tod fürs väterliche Land
im Vorderreyhn der Schlacht mit Eifersucht
zu suchen, Sparta's Männerseelen spornte,
In Versen gab den Fragenden der Gott
zu Delphi Antwort; in der Musensprache
wies uns *Pythagoras* des Lebens Weg.

Zu ihren süssen Weisen neigte sich
das Ohr der Könige, und endlich schloss
des Jahres Arbeit sich mit ihren Spielen.
Den Göttern angenehm, den Menschen hold,
und mit des Krieges und des Friedens Künsten
gleich freundlich sich verschwisternd, ist fürwahr
die Kunst der Musen edler Schüler werth!

Man pflegt zu streiten, ob Naturkraft, oder
ob Kunst ein Dichterwerk vortrefflich mache?
Mir meines Orts scheint ohne reiche Ader
das strengste Studium, und ohne Kunst
das beste Naturell gleich unzulänglich:
Keins kann des andern mangeln; aber, freundlich
vereinigt, glänzen beyde desto mehr.

Horaz.

Alles in der Welt hat seine Stunde. Es war eine Zeit, da Poesie alle menschliche Weisheit in sich fasste, oder deren Stelle vertrat. Sie sang die Götter, und erhielt die ruhmwürdigen Thaten der Vorfahren, der Väter und Helden; sie lehrte die Menschen Lebensweisheit, und war so, wie das einzige und schönste Mittel ihres Unterrichts, so auch an Festen und in Gesellschaft ihr geistigstes Vergnügen. Ehe die Schrift erfunden oder so lange sie noch nicht häufig im Gebrauch war, sangen die *Tochter der Erinnerung*, die Musen, und wurden mit Entzücken gehöret. Dichter waren der Mund der Vorwelt, Orakel der Nachwelt, Lehrer und Ergetzer des Volks, Lehrer grosser Thaten, Weise. —

Herder.

Durch Dichtermund ſprach zuerſt Religion, Moral und Geſetzgebung.

— — — Iſt es nicht
der Dichter, der des Kindes Lallen
zur Sprache bildet? der von pöbelhaften Reden
ſein zartes Ohr entwöhnt? dann allgemach
durch Lehren, die der Reiz der Harmonie
und Dichtung freundlich macht, ſein Herz der Tugend
gewinnt, von Eigenſinn und Neid und Zorn
den Knaben heilt, mit edlen Thaten ihn
vertraulich macht, der gegenwärt'gen Zeit
verworrnes Räthſel durch der alten Welt
Beyſpiele ihm entwickelt, und in Noth
und kranken Tagen Troſt und Lindrung ſchafft?
Von wem ſonſt ſollte mit dem keuſchen Knaben,
das unberührte Mädchen beten lernen,
wofern die Muſe nicht den Dichter gab?
Er macht das Volk im Chor zum Himmel flehn;
er iſt's, der ſie den gegenwärt'gen Gott
mit Schaudern fühlen macht; der die Geſänge
ſie lehrt, wodurch auf dürres Land der Seegen
aus Wolken ſtrömt; die Krieg und böſe Seuchen
verjagen, ſteten Fried' und reiche Erndten
uns bringen! denn durch Lieder werden uns
die Himmelsgeiſter hold! —

Aber ſo wie das menſchliche Geſellſchaftskind heranwuchs, überließs die Dichtkunſt der ernſten Moral ihr Erziehungsgeſchäfte; behielt ſich aber vor, indeſs dieſe die Vernunft bearbeitete, auf Phantaſie und Gefühl ein freundſchaftliches Auge zu halten, daſs ſie nicht vor lauter Vernunft erſtarren möchten.

K. E. Mangelsdorff.

Schon auf der erſten Stufe der Bildung und noch unter der Vormundſchaft der Na-

tur umfaſste die *Griechiſche Poeſie* in gleichmäſſiger Vollſtändigkeit, im glücklichſten Gleichgewicht und ohne einſeitige Richtung oder übertriebne Abweichung das *Ganze der menſchlichen Natur*. Ihr kräftiger Wachsthum entwickelte ſich bald zur Selbſtſtändigkeit, und erreichte die Stufe, wo das Gemüth in ſeinem Kampfe mit der Natur ein entſchiedenes Uebergewicht erlangt; und ihr goldnes Zeitalter erreichte den höchſten Gipfel der *Idealität* (vollſtändiger Selbſtbeſtimmung der Kunſt) und der *Schönheit*, welcher in irgend einer natürlichen Bildung möglich iſt. Ihre Eigenthümlichkeit iſt der kräftigſte, reinſte, beſtimmteſte, einfachſte und vollſtändigſte Abdruck der *allgemeinen Menſchennatur*. Die Geſchichte der Griechiſchen Dichtkunſt iſt eine allgemeine Naturgeſchichte der Dichtkunſt; eine vollkommne und geſetzgebende Anſchauung.

Fr. Schlegel.

Den Griechen, Freunde! (immer komm' ich wieder
auf dies zurück) den Griechen gab die Muſe
zugleich Genie und feines Kunſtgefühl,
Die Gabe der Empfindung und des ſchönen
und runden Ausdrucks: aber ihre Seelen kannten
auch *keinen andern Geiz als den nach Ruhm.*

Horaz.

Wie muſste nicht die Dichtkunſt in einem Lande gedeihen, wo die Natur und die Einrichtungen jede lebhafte und glänzende Einbildungskraft unaufhörlich aufforderten, ſich mit ganzer Fülle zu ergieſsen? Denn nicht blos dem glücklichen Erfolge in dem Helden-

gedicht und der dramatiſchen Dichtkunſt bewilligten die Griechen Bildſäulen, und die noch ſchätzbarere Huldigung einer überlegten Hochſchätzung. Herrliche Kränze wurden allen Gattungen der Poeſie zuerkannt. Es gab keine Stadt, welche nicht in dem Laufe des Jahres eine Menge Feſte zu Ehren ihrer Götter feierte; kein Feſt, welches nicht durch neue Loblieder verſchönert ward; kein Lied, welches *nicht* in Gegenwart aller Einwohner, durch *Chöre* von Jünglingen und Jungfrauen aus den erſten Häuſern, abgeſungen ward. Welcher Antrieb zum Wetteifer für den Dichter! Welche Ehre ferner, wenn, indem er die Siege der Kämpfer pries, er ſelbſt ſich den Dank ihrer Vaterſtadt erwarb! Und laſst uns ihn auf einen noch ſchönern Schauplatz verſetzen. Er ſey erkohren gewe*ſen, durch* ſeinen Geſang die Feſte zu Olympia oder der andern groſsen Feyerlichkeiten Griechenlandes zu beſchlieſsen; welch' ein Augenblick, wo zwanzig, dreiſsig Tauſende von Zuſchauern, entzückt über ſeine Töne, ihren Ruf der Bewunderung und der Freude bis zum Himmel erſchallen lieſsen! Nein, der gröſste Monarch auf Erden kann nie dem Dichtergenius eine Belohnung von ſo hohem Werthe ertheilen.

Barthelemy.

Durch der Lieder Gewalt bey der Urenkelin
Sohn und Tochter noch ſeyn; mit der Entzückung
Ton
Oft beym Namen genennet,
Oft vom Grabe gerufen her;

Da ihr sanfteres Herz bilden, und Liebe! dich,
Fromme Tugend! dich auch giessen ins sanfte Herz,
Ist, beym Himmel! nicht wenig;
Ist des Schweisses der Edlen werth!

KLOPSTOCK.

Saht ihr, in stiller Sommernacht, den Mond
Durch melancholische Zypressen schaun,
Wann ringsumher die feiernde Natur
In Schimmer sank und kaum zu athmen schien
Und jedes Herz in süsser Wehmuth schmolz?
Saht ihr, am Genfersee des Montblancs Haupt
Im goldnen Strahl der Abendsonne glühn?
Saht ihr, wie dort vom schroffen Fels der Rhein,
Gleich immerdonnernden Gewittern, sich
In hochgethürmte Schaumgebirge stürzt?
Saht ihr, vom Sturm empört, den Ocean,
Mit ungezähmter Wuth, bald himmelwärts
Verschlagne Flotten schleudern, bald hinab
Zur schwarzen Tiefe stürzen, donnernd sich
Noch einmal heben und die Leichen dann
Hochbrandend schmettern an das Felsgestad'?
Saht ihr dies alles, so beschwör' ich euch,
O Dichterlinge! bey den *Grazien*
Und *Musen!* bey des *Mäoniden Geist!*
Bey *Oberons und Idris Zauberwelt!*
Bey jener Höhe, die *Klopstocks Genius*
Zuerst erschwebte! bey dem *Harfenklang*
Von *Fingals Barden!* bey *Petrarkas Quell!*
Beym *Lorberbaum* der *Maros Grab* umrauscht!
Bey jenem *Paradies der Feerey*
Wo einst *Rinaldos* Kraft erlag!
Bey *Miltons Lichtgruss!* bey dem düstern Flor
Um *Dantes Nachtstück: Ugolinos Tod!*
Bey *Hamlets Seyn und Nichtseyn!* beym *Erguss*
Des *Vaterherzens* an *Narcissas Gruft!*
Bey *Gessners Hirtenflur?* bey *Allem* was
Dem *Dichter heilig* ist, beschwör' ich euch:
Entweihet nicht das *Allerheiligste*
Der göttlichen Natur, in Red und Sang,

Durch leeres Wortgeschäum von Seelensturm;
Von Schwung und Allkraft, Drang und Hochgefühl!
Denn wisset, es verschmäht die Göttliche
Der Dichterlinge Kainsopfer; winkt
Dem Sturm der Zeit, lautzürnend, zu verwehn
Den schwarzen Dampf, der ihr ein Greuel ist.

Matthisson.

Wenn zu den Reihen der Nymphen, die eine Mondnacht versammelt,
Sich die Grazien heimlich von dem Olympus gesellen,
Hier belauscht sie der Dichter, und hört die schönen Gespräche,
Sieht den freundlichen Tänzen, den stillen Bewegungen zu;
Was der Himmel Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, erscheint dem *wachenden* Träumer:
Dann erzählt er's den Musen, und *dass die* Götter nicht zürnen,
Lehren ihn die Musen bescheiden Geheimnisse sprechen.

Goethe.

Euren Entzückungen lausch' ich, ihr Göttlichen, welchen von oben
Aufgeschlossen der Sinn, und die feurige Zunge gelöst ward.
Um die mühebeladenen Brüder zu trösten und zu lehren;
Die ihr das Thier durch die Kraft des Gesanges zum Menschen erzoget,
Durch das seeleschmelzende Lied den rauhen Natursohn
Für die Schönheit gewannt, und itzt in strafenden Tönen

An der Cultur entarteten Sohn die verschmähte Natur rächt.

— — — —

Edle theure unsterbliche Sänger, ihr strömet dem Lauscher
Flammen ins Herz und Thränen ins Auge. Das Licht des Gesanges
Fühl' ich erwachen in mir. Des Dichters heiliger Wahnsinn
Wehet mich an, und reisset mich hin. Die Zukunft enthüllt sich.
Siehe ein neues Geschlecht, ein bess'res entsteiget dem Himmel.
Dice waltet, die Hehre; es waltet *Irene*; erhaben
Schlichtet *Eunomia* jeglichen Zwist. In seeligem Bunde
Gatten sich Neigung und Pflicht; es huldigt der Trieb dem Gedanken;
Und zur Nothwendigkeit klimmt der gezeitigte Mensch durch die Freyheit.

KOSEGARTEN.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben:
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird die Gesunkene sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Oceane
Der grossen Harmonie!

Von ihrer Zeit verstossen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte;
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reitzes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange,
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.
Der freysten Mutter freyste Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht

Zum Strahlensitz der höchsten Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht.
Die Schwester die euch hier verschwunden,
Hohlt ihr im Schoos der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muss trefflich und vollkommen seyn.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämmert schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannichfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit.
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weisse Schimmer lieblich bricht;
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerinnen in das weisse Licht;
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fliesst in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück!

SCHILLER.

Göttin des Dichtergesangs und der edleren Rede der Menschen,
Die du mit Wohlthat begannst, als Menschenleben erwachte,
Und fort wohlthun wirst, bis alles im Grabe verstummt ist,
Die du den Säugling tränkst aus würzeduftenden Busen,
Dann als blühende Braut den feurigen Jüngling umarmest,
Drauf ein gesegnetes Weib der Kraft des rüstigen Mannes
Kinder des ewigen Ruhms gebierst, voll Leben und Odem,
Endlich mit Milde den Greis, wie der Strahl der herbstlichen Sonne

Die entladene Rebe, noch hegſt und pflegſt und erwärmeſt,
Walterin, *die du warſt und biſt mit den Beſſern, und ſeyn wirſt,*
Sey uns Wenigen hold und gieb uns Kraft und Gedeihen!

BUERGER.

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleyer aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden ſchwüle
Am Mittag wird! ſo wirf ihn in die Luft!
Sogleich umſäuſelt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen - Würzgeruch und Duft.
Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

GOETHE.

L I E B E.

Wer biſt du Geiſt der Liebe,
Der durch das Weltall weht?
Den Schoos der Erd' befruchtet,
Und den Atom belebt?
Die Elemente einigt,
Sonn' und Planeten ballt,
Aus Engelharfen jubelt,
Und aus dem Säugling lallt?

Kosegarten.

Daſs unabweichlich dem Geſetz der Ordnung
Die Welt in ihren mannigfaltigen Wechſeln
Sich füget; daſs den Kampf der Elemente
Ein ew'ger Bund bezähmt; daſs die Sonne
Des Tages Roſenlicht am Horizonte
Herauf auf ihrem Strahlenwagen führt;
Daſs die vom Heſper angeführten Mächte
Der Mond beherrſcht; und daſs die Meereswogen
Die angewies'nen Gränzen nicht verlaſſen,
Und unaufhaltſam über weite Reiche
Sich gierig ſtürzen, — das wirkt die Liebe,

Sie ist das Band der Dinge, ihrem Scepter
Ist Erde, Meer und Himmel unterwürfig.
Liefs sie die Zügel ihrer Hand entgleiten,
Dann würde alles, was sich wechselseitig
Jetzt liebet, ein rastloser Kampf entzweien.
Wetteifern würde alles, zu zerstören
Den Bau der Welten, was zu dessen schöner
Bewegung sich jetzt einigt. Nur die Liebe
Ist's, die die Völker durch das heilige Bündnifs
Des Friedens an einander knüpft; sie ist es
Die unauflöfslich durch das Band der Ehe
Die Liebenden vereint; die der Freundschaft
Der Treue göttliches Gesetz ertheilet. —
Glückseliges Geschlecht der Sterblichen,
Wenn Liebe so in euern Seelen herrscht.
Wie sie des Himmels weiten Raum beherrscht!

BOETHIUS.

Alles lebt in Annäherung — Liebe belebt das ganze Universum; ohne sie würde die ganze Schöpfung öde seyn. Ueberall Harmonie und Ordnung in der Natur — vom obersten Wesen bis zum niedrigsten Wurme — ein ewiges Hinneigen — ewig umarmende Liebe!

FR. V. OERTEL.

Licht und Liebe schlingt die Welten
Erst in ewigen Verein;
Kräfte, die sich nie gesellten,
Zwingt ihr Zauber, eins zu seyn.
Lebenskraft und Luftgewimmel
Währen ohne Strahlen nicht.
Welten tanzen dort am Himmel;
Mücken hier im Sonnenlicht.
Licht und Liebe treibt und leitet
Alle Schritte der Natur;
Aufwärts zur Erhellung schreitet
Die umschränkte Kreatur.

Licht und Liebe flügelt höher
Des Erſchaffers Ebenbild;
Und zum Engel wird der Seher,
Deſſen Bruſt von Liebe ſchwillt!

Bouterweck.

Unterm Mond und überm Mond
Was anders iſt's als Liebe und Liebe:
Was überall athmet, wirkt und webt,
Und alles bildet, alles belebt?

Ihr Weiſen ſagt, was ſonſt als Liebe
Iſt dieſer ſchöne Zuſammenklang
Der Weſen? dieſer allmächtige Drang,
Der Gleiches an Gleiches drückt? — Wie Blicke
Ein Sonnenſtäubchen ohne Liebe
Beym andern? — Auch die Macht der Kunſt,
Des Bildners Finger, die höchſte Gunſt
Der Muſen, was ſind ſie ohne Liebe?
Mit Liebe ſang *Homer* mit Liebe
Schuf *Raphael* ſeine *Galathee*,
Du ſelbſt, o Tugend, du höchſte Höh'
Der Menſchenſeele, was biſt du als *Liebe*,
Du *Gott in uns*? — Doch ſtille, Geſang!
Verletzte nicht das heilige Schweigen!
Wohl uns! *Uns* leuchtet allein die Sonne;
Uns ſcheint das herzerfreuende Licht;
Wir leben das wahre Leben; athmen
In reinen Lüften mit freyer Bruſt,
Und ſehen was iſt mit unbefangnen
Augen, und hören Götterſtimmen.
Und durch die tiefe Nacht der Weſen
Den Schwung der alles bewegenden Räder,
Und fürchten nichts! und ſchwimmen und wälzen
Durch Stille und Sturm uns, immer getroſter,
Die ewigen Wogen der Zeit hinab — —

Nun, wieder dahin
zu kommen, wovon wir uns verloren —
— — Iſt es nicht die Liebe,
Der ihr in dieſer Zeitlichkeit

Die besten Minuten schuldig seyd?
Und floss mit unter auch manche trübe,
Seyd billig! Zieht mir von der Liebe
Das alles was *nicht Liebe* ist
Rein ab, und dann sprecht was ihr wisst!

„Ja, sagt ihr, zwischen Lieb' und Liebe
Ist doch ein mächtiger Unterschied!
Wie viele Thorheit, Eitelkeit
Und Selbstbetrug mischt sich mit unter?
Wie oft ist sie des Lasters Zunder?
Der Lüste Sklavin, und o —

Haltet ein!
Verdorben Gefäss, wir wissen's alle,
Verfälscht den reinsten besten Wein:
Allein, wer schmählt in solchem Falle
Auf seinen Wein? Und würd' er Gift,
Glaubt ihr, ihn würden drumm die Weisen
Aus ihrer Republik verweisen?
Was eure übrigen Klagen betrifft,
So sagt: was haben *Dunkel* und *Helle*,
Jedes für sich, denn wohl gemein?
Kann eine Freundschaft grösser seyn?
Und doch, *vermischt*, sind sie die Quelle
Der grossen Magie der *Mahlerin*
Natur! — Weh dem der keinen Sinn
Für dies empfing! —

WIELAND.

Das ganze Geheimniss der Liebe, ja ich möchte sagen, der ganze Zusammenhang der Schöpfung ist auf eine heilige Verwirrung und Mittheilung der Gemüther, auf einen wechselseitigen, im Genuss des andern siebenfach verstärkten Genuss gegründet. Wir *sollen* nicht in uns selbst, abgetrennt und selbstsüchtig leben; sonst sind wir Farbe Herbstblätter, die in der Luft flattern, um

bald am Boden ganz zu ersterben. In andern sollen wir leben; da leben wir geläutert, rein, vielfach, verjünget, unsterblich. Nicht in sich, wohnt das Wohlwollen, die erste Grazie, sondern *in* ihren Schwestern. Das Gemüth anderer ist ihr heiliger, unzerstörbarer Tempel.

HERDER.

Die Liebe ist ein Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des *Guten.* — Sie äussert sich durch die Zeugung im *Schönen*, sowohl im körperlichen, als geistigen Sinne. — Zu grossen und edlen Handlungen führt weder vornehmes Herkommen noch Ehrenstellen, noch Reichthum, noch irgend etwas andres die Menschen so sicher — als Liebe. Sie allein erzeugt ein richtiges Gefühl der Schaam vor dem Schändlichen, und ein lebendiges Streben nach dem wahren Schönen, jenen göttlichen Eigenschaften, ohne welche nie weder ein einzelner Mensch, noch eine ganze Nation etwas *Grosses*, und *Schönes* vollbracht hat.

PLATON.

Der begeisterte Stand, in welchen eine schöne Seele durch die erste Liebe gesetzt wird, erhöhet sie in jeder Betrachtung weit über das, was ein Mensch gewöhnlicher Weise ist; und es scheint, dass einige Weise des Alterthums eben dadurch bewogen worden *in der Liebe eine Art von Genius zu sehen*, durch welchen gleichsam neue Sinne für das *Schöne* und *Gute* in der Seele eröffnet,

und eine Art von unmittelbarer Gemeinſchaft zwiſchen ihr, und allem, was *göttlich* iſt, hergeſtellt werde.

WIELAND.

Liebe iſt — das ſchönſte Phänomen in der beſeelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geiſterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabenſten Tugend — Liebe iſt nur der Wiederſchein dieſer einzigen Kraft, eine *Anziehung des Vortrefflichen*, gegründet auf einen augenblicklichen Tauſch der Perſönlichkeit, eine Verwechslung der Weſen.

Wenn ich haſſe, ſo nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung iſt das Wiederfinden eines veräuſſerten Eigenthums — Menſchenhaſs ein verlängerter Selbſtmord: Egoismus die höchſte Armuth eines erſchaffenen Weſens.

Als Raphael ſich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriſs meine Seele, und ich weine um den Verluſt meiner ſchöneren Hälfte. An jenem ſeligen Abend — du kenneſt ihn — da unſre Seelen ſich zum erſtenmal feurig berührten, wurden alle deine groſsen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten — ſtolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu ſeyn, denn das erſte hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht dies allmächtige Getriebe
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe

unſre Herzen an einander zwang?
Raphael an deinem Arm — o Wonne!
Wag auch ich zur groſsen Geiſter Sonne
freudig den Vollendungsgang.

Glücklich! Glücklich! dich hab' ich gefunden,
hab' aus Millionen dich umwunden,
und aus Millionen mein biſt du.
Laſs das wilde Chaos wiederkehren,
Durch einander die Atomen ſtören,
ewig fliehn ſich unſre Herzen zu.

Muſs ich nicht aus deinen Flammenaugen
meiner Wolluſt Widerſtrahlen ſaugen?
Nur in Dir beſtaun' ich mich.
Schöner mahlt ſich mir die ſchöne Erde,
Heller ſpiegelt in des Freund's Gebärde
reizender der Himmel ſich.

Schwermuth wirft die bangen Thränenlaſten,
ſüſser von des Leidens Sturm zu raſten,
in der Liebe Buſen ab.
Sucht nicht ſelbſt das folternde Entzücken
Raphael in deinen Seelenblicken
ungeduldig ein wollüſt'ges Grab?

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felſenſteine
und umarmend küſst' ich ſie.
Meine Klagen ſtöhnt' ich in die Lüfte,
freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug, der ſüſsen Sympathie. —

Liebe findet nicht ſtatt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmoniſchen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnſucht verſchlinge ich die höheren, die mir mangeln.

Eine Regel leitet Freundſchaft und Liebe. Die ſanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er beſtanden; der männliche Othello liebt ſie um der Thräne willen, die ſie ihm weinte.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt ſind, jede Blume, und jedes entlegene Geſtirn, jeden Wurm, und jeden geahndeten höheren Geiſt an den Buſen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unſrer Geliebten. Du verſtehſt mich, mein Raphael, der Menſch, der es ſo weit gebracht hat, alle *Schönheit*, *Gröſse Vortrefflichkeit* im Kleinen und Groſsen der Natur aufzuleſen, und zu dieſer Mannichfaltigkeit die groſse Einheit zu finden, iſt der Gottheit ſchon ſehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerflieſst in ſeine Perſönlichkeit. Wenn jeder Menſch alle Menſchen liebte, ſo beſäſse jeder Einzelne die Welt. — —

Ich bekenne es freymüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer *uneigennützigen Liebe*. Ich bin verloren, wenn ſie nicht iſt, ich gebe die Gottheit auf, die Unſterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für die Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre an die Liebe zu glauben. Ein Geiſt, der ſich allein liebt, iſt ein ſcwimmender Atom im unermeſslichen leeren Raume. —

Egoismus und Liebe ſcheiden die Menſchheit in zwey höchſt unähnliche Geſchlechter, deren Gränzen nie in einander flieſsen. Egoismus errichtet ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelber; Liebe pflanzt ihn auſſerhalb ihrer in die Achſe des ewigen Gan-

zen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerin eines blühenden Freystaats, Egoismus ein Despot in einer verwüstenden Schöpfung. Egoismus sät für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht. —

Also Liebe ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, uns selbst unbewußt, zielen wir dahin. —

SCHILLEER.

Eine Schaale des Harms, eine der Freuden wog
Gott dem Menschengeschlechte; aber der lastende
Kummer senket die Schaale:
Immer hebet die andere sich.

Irr, und traurigen Tritts wanken wir unsern Weg
Durch das Leben hinab, bis sich die *Liebe naht*,
Eine Fülle der Freuden
In die steigende Schale geußt!

HOELTY.

O Schicksal, warum schlugst du in den Menschen den Funken einer Liebe, die in seinem eignen Herzensblut ersticken muß? Ruht nicht in uns allen das holde Bild einer Geliebten, eines Geliebten, wovor wir weinen, wornach wir suchen, worauf wir hoffen, ach und so vergeblich, so vergeblich! — Steht nicht der Mensch vor der Brust eines Menschen, wie die Turteltaube vor dem Spiegel und girret wie diese sich heiser vor einem todten flachen Bilde darin, das er für die Schwester seiner klagenden

Seele hält. — Warum frägt uns denn jeder ſchöne Frühlingsabend, jedes ſchmelzende Lied, jede überſtrömende Freude: wo haſt du die geliebte Seele, der du deine Wonne ſagſt und giebſt? Warum giebt die Muſik dem beſtürmten Herzen ſtatt der Ruhe nur gröſsere Wellen, wie das Geläute der Glokken die Ungewitter, anſtatt zu entfernen, herunterzieht? Und warum ruft es drauſſen an einem ſchönen ſtillen Tage, wenn du über das Ganze aufgeſchlagene Gemälde einer Landſchaft ſieheſt, über die Blumenmeere, die auf ihr zittern, über die herabgeworfenen Wolkenſchatten, die von einem Hügel zum andern fliehen, und über die Berge, die ſich wie Ufer und Mauern um unſern Blumenzirkel ziehen, warum ruft es da denn unaufhörlich in dir: „ach hinter „den rauchenden Bergen, hinter den aufflie„genden Wolken — da wohnt' ein ſchöne„res Land, da wohnt die Seele, die du „ſuchſt, da liegt der Himmel näher an der „Erde!“ —

Ach der Menſch, der ſchon von der Kindheit an nach einer unbekannten Seele rief, die mit ſeiner eignen in Einem Herzen aufwuchs — die in alle Träume ſeiner Jahre kam, und darin von weitem ſchimmerte; und nach dem Erwachen ſeine Thränen erregte, — die im Frühling ihm Nachtigallen ſchickte, damit er an ſie denke, und nach ihr ſich ſehne — die in jeder weichen Stunde ſeine Seele beſuchte mit ſo viel Tugend, mit ſo viel Liebe, daſs er ſo gern all' ſein Blut in ſeinem Herzen wie in einer

Opferschaale der Geliebten hingegeben hätte — die aber ach nirgends erschien, nur ihr Bild in jeder schönen Gestalt zusandte, aber ihr Herz ewig entrückte — — o endlich, o plötzlich, o selig schlägt ihr Herz an seinem Herzen, und die zwey Seelen umfassen sich auf immer.

Jean Paul Fr. Richter.

Nicht mit dem Bleygeschofs, mit dem *goldnen Pfeile* der Freundschaft
Traf die Liebe mein Herz, traf es im Innersten mir,
Und ich trage den Pfeil, und werd' im Herzen ihn tragen,
Bis ihn des Todes Geschofs selbst mit dem Herzen zerbricht.

Faustina Maratti-Zappi.

Einigung und nichts als Einigung *ist es*, was uneigennützige Liebe will. Ein Streben, dessen Grund so unerklärbar ist, als mein Daseyn, geht aus dem Innersten meines Bewufstseyns, als Gefühl, als Trieb der Uneigennützigkeit, aber nicht als Streben nach Glück, hervor. Statt Genufs zu suchen, sucht es Aufopferung. Hingebung ist sein Wesen, nicht Erwerbung. Dieses Streben nenne ich *Liebe*. — Dafs dieses ursprünglich uneigennützige Streben im Zustande des menschlichen Bedürfens mit eigennützigen Trieben zusammenwirkt, macht mich in seinem Wesen nicht irre. Eben so wenig verwechsele ich die Liebe selbst mit dem Wohlgefallen an dem Geliebten. Dies sind nur Veranlassungen zur Liebe, nicht die

Liebe selbst. Das, was die Liebe selbst ist, wirkt hervor aus dem Innersten meines Selbst. Ich habe es mir nicht erworben. Ich bin sogar schuldig, die Wünsche, die es in mir erregt, dem höchsten Gesetze zu unterwerfen.

Bouterweck.

Wahrlich ich wüsste nicht, was man an sich noch zu lieben hätte – ausser jener Liebe für andere, und ob uns irgend ein Eigennutz unausstehlicher seyn könnte, als eigner. Glücklich ist der Mann, dem ein reifendes Herz und gute Menschen wie er und ein Horizont ohne Gewitter endlich die Ueberzeugung bescheeret haben, dass – so wie die magnetische und elektrische Materie derselbe Universalgeist ist, der die Wolken, die Zitterfische und Magneten zieht, der im Nordschein als milder Schimmer, im Gewitter als Wetterstrahl, im Menschen als Heiligenschein, in den Fischen als Zug und Schlag, und in den Nerven als Lebensgeist wirkt – glücklich ist der, sag' ich, der immer mehr glaubt, dass die Liebe, dieser menschliche Magnetismus, immer dieselbe geistige Elektrizität und Desorganisation verbleibe, sie mag als Blitz in der Geschlechterliebe – oder als sanfter Nord- und Heiligenschein in der Menschenliebe oder als Lichtmagnet in der Freundschaft oder als Nervengeist in der Mutterliebe erscheinen. – – Ich preise diesen Mann darum glücklich, weil er dann nicht nur Menschen wie Brüder, sondern auch Brüder wie Men-

ſchen lieben wird, ich meyne, weil er, auf den Stufen der Blutsfreundſchaft zu dem Gipfel der Geiſterfreundſchaft getragen, dann wieder jene durch dieſe veredeln und im Vater, Sohn, Geliebten, Freunde noch etwas höheres auſſer dem Genannten lieben wird — — *den Menſchen.* Es giebt hinter dieſem hohen Nahmen noch etwas höheres, das wir an der ganzen Geiſterwelt lieben können: Gott. —

Iean Paul Fr. Richter.

Liebe iſt ein Verlangen des Willens, ſich mit dem, was der Verſtand für gut erkennt, zu vereinigen, oder in dieſer Vereinigung zu bleiben. Man kann ſich alſo nicht ſelbſt lieben. Selbſtliebe iſt entweder Einbildung, oder Mangel eigentlicher Liebe. *Vereinigung* mit Menſchen beſteht darin, *daſs* wir unſre Seele, beſonders den *Willen*, mit andern ſo vereinigen, daſs Ein Wille daraus werde, und keiner ſich eine Herrſchaft über den andern anmaaſse. Dieſe Liebe iſt entweder vernünftig oder unvernünftig. Die unvernünftige iſt ein unruhiges und hitziges Verlangen, welches unſre Vernunft übermeiſtert; ſie geht auf Dinge, die mehr ſchädlich als gut ſind; ſie ſucht eine unmögliche Vereinigung z. B. eine Vereinigung mit Gott, wie etwa mit Menſchen; ſie verlangt, daſs Gott ſeinen Willen nach dem unſrigen richte; ſie will über den Willen anderer Menſchen herrſchen; oder ſie unterwirft ihren Willen Andern ganz; ſie liebt lebloſe und unvernünftige Dinge wie Menſchen; ſie

wird zur Sklavin deſſen, was ſie liebt; ſie liebt mehr den Körper als die Seele, oder den Körper ganz allein. Die vernünftige Liebe aber iſt allein das einzige Mittel zur wahren Gemüthsruhe.

Ch. Thomasius.

Die edelſte Liebe iſt blos die zarteſte, tiefſte, feſteſte Achtung, die ſich weniger durch Thun als durch Unterlaſſen offenbaret, die ſich wechſelſeitig erräth, die auf beyde Seelen (bis zum Erſtaunen) die nämlichen Saiten zieht, die die edelſten Empfindungen mit einem neuen Feuer höher trägt, die immer aufopfern, nie bekommen will, die der Liebe gegen das ganze Geſchlecht nichts nimmt, ſondern alles giebt durch das Individuum, dieſe Liebe iſt eine Achtung, in der der Druck der Hände und der Lippen ſehr entbehrliche Beſtandtheile ſind und gute Handlungen ſehr weſentliche; kurz, eine Achtung, die vom gröſsern Theile der Menſchen ausgehöhnet und vom kleinſten tief geehret werden muſs.

Iean Paul Fr. Richter.

Wenn die Liebe ſich der Liebe offenbart, ſo iſt es das einzige Anliegen des Herzens, die Ueberzeugung von ſeiner Innigkeit dem andern einzuflöſsen, gleichſam das Bewuſstſeyn bis zu ihm zu erweitern. Es verſchmäht dabey die Pracht der Rede, worein hohle Bezeugungen nicht gefühlter Anhänglichkeit ſich eben ſowohl kleiden können, und wagt ſich nicht an das Unaus-

ſprechliche; aber es verſteht das Geheimniſs, dem einfältigen, ja dem beſcheidenſten Ausbruch eine höhere Seele einzuhauchen.

A. W. Schlegel.

Groſser Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebendigen Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge oder mit einer ſchweren, es auch ſpreche, und *ich* will dich nie verkennen, du magſt wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schottenhütte oder mitten im Glanze der Welt, und du magſt den Menſchen Frühlinge ſchenken, oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunſch, oder ihnen alles, alles nehmen!

Iean Paul Fr. Richter.

Liebe iſts, die ſich über alles *Schöne* und Gute freuet, die es zu ſich, *ſich* zu ihm ſtimmet, zur Harmonie, dem Kinde des Himmels, dem mannigfaltigen Einklange in aller Schöpfung.

Es giebt nur Eine Liebe, wie Eine Güte und Wahrheit. Liebſt du dein Weib nicht, ſo wirſt du auch nicht Freund, Eltern, Kind lieben.

Zu allen Zeiten hat ſich die kalte Heucheley, das gezierte Grab voll Todtengebeine und alles Unflaths an nichts ſo ſehr als an Liebe geärgert; an Liebe Gottes und des Menſchen unſers Nächſten. Auch das Hohelied und die zärteſten Ausdrücke der Bibel und chriſtlicher Lieder, ſobald ſie nur Braut und Verlobung nennen, dünckten ihr

unerträgliche Hurensprache. — Du Heuchler, sagt Christus, ärgert dich dein Auge, so reiss es aus. Ist dies helle und unschuldig, so ist dein ganzer Leib Licht; ists ein Schalk, so hilft dir alles pharisäische Reinigen von aussen nichts.

Herder.

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen, und das Eigenthum reiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühl so sehr, als der veredelte Affekt der *Liebe*, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiss sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe schon für sie gesiegt, und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die blosse Pflicht der schwachen Menschheit umsonst würde abgefodert haben.

Schiller.

Den Sterblichen ward nur ein flüchtig Leben:
Dies flücht'ge Leben, welch' ein matter Traum!
Sie tappen, auch bey ihrem kühnsten Streben,
Im Dunkel hin; und kennen selbst sich kaum,
Das Schicksal mag sie drücken oder heben;

Wo findet ein unendlich Sehnen Raum?
Nur Liebe kann den Erdenstaub beflügeln,
Nur sie allein der Himmel Thor entsiegeln.

Und ach! sie selbst, die Königin der Seele,
Wie oft erfährt sie des Geschickes Neid!
Manch liebend Paar zu trennen und zu quälen,
Ist Hass und Stolz verschworen und bereit.
Sie müssen schlau die Augenblicke stehlen,
Und wachsam lauschen in der Trunkenheit,
Und, wie auf wilder Well' in Ungewittern,
Vor Todesangst und Götterwonne zittern.

Doch der Gefahr kann Zagheit nur erliegen,
Der Liebe Muth erschwillt, je mehr sie droht,
Sich innig fest an den Geliebten schmiegen,
Sonst kennt sie keine Zuflucht in der Noth.
Entschlossen sterben oder glücklich siegen,
Ist ihr das erste, heiligste Gebot.
Sie fühlt, vereint, noch frey sich in den Ketten,
Und schaudert nicht, bey Todten sich zu betten.

Ach! schlimmer drohn ihr lächelnde Gefahren,
Wenn sie des Zufalls Tücken überwand.
Vergänglichkeit muss jede Blüth' erfahren:
Hat aller Blüthen Blüthe mehr Bestand?
Die wie durch Zauber fest geschlungen waren,
Löst Glück und Ruh und Zeit mit leiser Hand,
Und, jedem fremden Widerstand entronnen,
Ertränkt sich Lieb' im Becher eigner Wonnen.

Viel seliger, wenn seine schönste Habe
Das Herz mit sich ins Land der Schatten reisst,
Wenn dem Befreyer Tod, zur Opfergabe,
Der süsse Kelch noch kaum gekostet fleusst.
Ein Tempel wird aus der Geliebten Grabe,
Der schirmend ihren heil'gen Bund umschleusst.
Sie sterben: doch im letzten Athemzuge
Entschwingt die Liebe sich zu höherm Fluge.

A. W. Schlegel.

Von deinen Seelenblicken tief durchdrungen!
Von deinen Armen inniglich umſchlungen!
Von deines Herzens leiſem Ton durchklungen
So biet' ich lächelnd den Verwandelungen
Des Zeitenwechſels trotz! Kann er mir rauben
Was deine Liebe gab? Den hohen Glauben
An Geiſterwürde? Dies Zuſammenſtrahlen
Wo Aug' in Aug', wie Sinn in Sinn ſich mahlen!
Dies Schweben auf der Ahnung Aether-Flügeln,
Dies Blicken in der Zukunft hellen Spiegeln!
Erinnerung, ach, deiner Wonnen Fülle
Umdämmert von der Wehmuth zarten Hülle!
Wo in ſich ſelbſt zu ſtillem Schau'r entbunden
Der innre Sinn ein Eigenthum gefunden!
In Unſchuldswelten unter Blumen wallet
Wo Harmonie aus Schattendunkeln hallet!
Und dieſer Einklang gleichgeſtimmter Saiten
Er könnt' einſt kraftlos uns vorüber gleiten?
Ach wir verfehlten uns im Schattenlande?
Und lösbar wären reiner Liebe Bande?
Es kämen Stunden dir und mir, in denen
Wir uns zertrennbar und vereinzelt wähnen?
Es gäbe Fernen, wo wir uns entſchwänden?
Nein, Theon, nein! auch an des Raumes Enden
Thürmt keine Mauer ſich den Geiſtern! ſchnell erfliegen
Sie der Erinn'rung Leiter! Sie beſiegen
Der Körper Schwere; ihrem Wollen biegen
Sich aller Sinne Schranken; ſie erſchweben
Der Möglichkeit umeisten Gipfel; heben
Sich triumphirend auf des Erdballs Trümmern
Und ſehen fern der Heimath Sterne ſchimmern. —

Der Verf. d. Gedichtes: Zuverſicht — im 7ten St. d. Horen — 1797.

Brecht am Zauberſchloſs der Liebe das Gerüſte des Körpers ab! — Trunkner Menſch, du bleibſt es nicht, ſondern wirſt nüchtern, wenn du deine Geliebte nicht ſuchſt und liebſt wie die Tugend, die kei-

nen Körper annimmt, wenn nicht Blicke deine Worte und deine Wünsche bleiben, da doch die Hyazinthe der Liebe so leicht blühend über dem Blumenglase, das zwey Thränen füllen, schweben! — Unbesonnener, der du nicht weisst, dass die reine Liebe gleich dem Gletscherwasser am besten genossen wird, ehe sie die Erde berührt, und dass unsere höchsten Empfindungen den Paradiesvögeln gleich sind, die sich *selten* mehr vom Boden erheben, *sobald sie auf* ihn gesunken sind!

Jean Paul Fr. Richter.

Den höchsten Grad der Entzückung der Liebe suche ich nicht da, wo, wie *Hemsterhuis* sagt, uns die Natur mit einem Augenblick irrdischer Vereinigung täuscht (ein Augenblick, der sich rings um in *lauter Bedürfniss* verliehret), sondern in dem ersten glücklich Finden, in dem über alle Beschreibung süssen Augenblick, da beyde Geliebte gewahr werden, dass sie sich lieben, und es nun, wie unvollkommen und unwillkührlich es sey, so gewiss, süss und übereinstimmend einander sagen. Warum muss ich das Wort gebrauchen: *sagen*? das arme Wort! Was kann in diesem Augenblick die todte Zunge, die lechzende Sprache sagen, wo selbst der seelenvolle feurige Blick seine Flügel niederschlägt und seinen Glanz verhüllet. Wenn es einen Augenblick sinnlicher Wollust und reiner Vereinigung verkörperter Wesen hier auf Erden giebt, so ists dieser; alles ganz andrer Art, als was uns der dar-

bende Genuſs erlaubet. Ich weiſs nicht, *welche Mythologie* irgend eines Aſiatiſchen Volks ihre Zeiträume des höchſten Alterthums ſo eintheilt, daſs die Menſchen (damals noch paradieſiſche Geiſter) ſich Jahrtauſende zuerſt durch Blicke, nachher durch einen Kuſs, durch eine bloſse Berührung geliebt hätten, bis ſie in langen Zeiträumen endlich zu den niedrigern Arten des Genuſſes allmählig hinabgeſunken wären. Der Augenblick jenes geiſtigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch einen Blick ſetzt uns gleichſam in dieſe Zeit zurück, und mit ihr in die Freuden des Paradieſes. In ihm genieſsen wir *zurückempfindend*, was wir ſo lange ſuchten, und uns ſelbſt nicht zu ſagen wagten: in ihm genieſsen wir *vorempfindend* alle Freuden der Zukunft, nicht ahndend, ſondern habend, ja wenn man ſo ſagen darf, mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln, ſelten hinzuthun; und oft thut ſie ab, ſie vermindert den Wahn des Genuſſes bey jedem Genuſſe. Jener Augenblick iſt der, da Pſyche den Gott der Liebe erblickt, den ſie ſo lang verſchleyert liebte: ach warum, Unglückliche, lieſseſt du den Funken fallen? und endeteſt damit auf ſo lange — lange Zeit alle deine Freuden! —

Es iſt gewiſs, daſs die Seelen, die zur treueſten, reinſten, edelſten Liebe geſchaffen ſind, ſich vor dieſem Augenblick des Verraths, als vor ihrem ärgſten Feinde fürchten, und mit ihm aufs blödeſte zögern. Das weibliche Geſchlecht, das die Liebe überhaupt zarter, als das unſre, behandelt, fühlt

wie viel die Flamme derſelben mit jedem Genuſs verliere, wie ſie, der Natur aller andern Flammen zuwider, erſtickt, wenn ſie ausbricht, und durch jede Aeuſſerung ihre innere Kraft und Seeligkeit ſchwächet. Keuſch und heilig ſuchts alſo das Geheimniſs ſelbſt im Herzen des Liebenden zu bewahren, ſobald es deſſelben gewiſs iſt, und nichts macht ſich gewiſſer als dieſes. Das Geheimniſs wird gleichſam entweiht, wenn es nur die Lippen berührt: es *erſtirbt* auf gewiſſe Weiſe ſchon im erſten Kuſſe, im erſten Seufzer. Aber da wir einmal Körper ſind, ſo verliert Pſyche freylich, wie die alte Fabel lautet, ihre himmliſche Fittige, ſobald ſie zur Materie herabſinkt. Iſt es Wunder, daſs ſie ſich ſo lange, und mit ſo vieler Mühe noch täuſchen will; *daſs* ſie nicht den Körper, ſondern nur *das*, *was* ihrer Natur iſt, die Seele des *Geliebten* liebe? gleich als ob ſie ſich ihrer Erniedrigung ſchämte, und die kurze Dauer des Genuſſes, den ſie ſucht, prophezeihte? —

Herder.

Der erſte Urſprung der Liebe liegt ohnſtreitig in der blos thieriſchen Natur des Menſchen; aber man müſste die bewundernswürdigen Veranſtaltungen der Natur ganz verkennen, wenn man darinn nichts höheres, als thieriſche Regungen entdeckte. Der wahre Beobachter bemerkt, daſs dieſe Leidenſchaft ihre Wurzeln in dem Fleiſch und Blut des thieriſchen Körpers hat, aber ihre Aeſte hoch über der körperlichen Welt

in die Sphäre höherer Wesen verbreitet, wo sie unvergängliche Früchte zur Reife bringt.

J. G. Sulzer.

O wenn es schon das Herz bewegt nur zwey Menschen zu erblicken, die sich einander an den kindlichen — oder älterlichen — oder freundschaftlichen — oder verschwisterten Busen fallen, wenn der Akkord oder das Duodrama Eines harmonischen Menschenpaares schon so himmlisch in uns wiedertönt; mit welcher gewaltsamen Wonne wird unser Innerstes erschüttert, wenn das ganze vollklingende Doppelchor eines Familienschauspiels der Liebe unser zitterndes Herz mit tausend Tönen fortzieht. Der Einsame mit dem vergeblichen Wunsche der Liebe erquicket mich schon, aber er erzürnt mich gegen die Menschen, unter denen er verarmt; allein dann kann ich schöner alle Menschen lieben, wenn ich statt Eines glühenden Herzens ein Sonnensystem verwandter Herzen sich an einander ziehen und zusammenbrennen sehe. —

Jean Paul Fr. Richter.

Die Liebe ist so heilig, daſs selbst ihre Täuschungen uns werth bleiben. —

Nur die innre Freyheit eines Wesens, die angebohrne Grazie des Gefühls, zieht uns in jene Ahndung des Unendlichen, ohne die unser Leben in dumpfer Beschränkung entflieht. Nur die Liebe lehrt unsre Herzen ein Leben ahnden, für dessen Begriff, Verstand und Sinn schwindeln.

Der Verf. der Agnes von Lilien.

Die Liebe, in ihrer idealiſchen Vollkommenheit betrachtet, iſt nichts anders als ein Streben nach Vereinigung des ganzen phyſiſchen und geiſtigen Daſeyns, nach Vermiſchung aller phyſiſchen und geiſtigen Eigenſchaften beyder Individuen, ein Streben nach wechſelſeitiger, innigſter, vollkommenſter Mittheilung alles deſſen, was Jedes als freyes eben ſo wie als organiſirtes Individuum hat. Nichts ſoll dem Einen Individuum angehören, was nicht *mittel*bar oder unmittelbar dem Andern zu Theil werde: Jedes muſs geben wollen, was die Natur ihm verliehen, was ſeine Kraft ihm erworben hat: Jedes muſs aufnehmen können, was ihm gegeben wird, und Jedes das Empfangene ſelbſtthätig behandeln, und dem Andern neumodificirt, lieblicher, ſchöner, edler zurückgeben. Das iſt ein Tauſch, bey welchem an keine Abſonderung gedacht wird: wo Jedes ſich freuet, je mehr es geben kann, und immer mehr zu bekommen meinet, als es giebt: wo man nichts haben mag, wenn das Andere nicht zugleich hat: wo man ein Gut wegwerfen möchte, weil es ſich nicht auf die Individualität des Andern verpflanzen läſst. Das iſt ein Verhältniſs der Wechſelwirkung, wo Jedes nur in dem Andern ſein Daſeyn fühlt, Jedes in dem Andern den Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit erkennet; wo man die ganze individuelle Freyheit des Andern aufhebt, weil man die ſeinige hingiebt, wo Jedes die verſchloſſene Sphäre ſeiner Willensthätigkeit öffnet, damit das Andere mitherrſche, um ſo freyer

ſich fühlet, je mehr es von ſeiner Freyheit dem Andern freywillig hingiebt.

Das iſt die idealiſche Liebe, welche der Rohe nicht kennet, und der Empfindler miſskennet: welche der Thor verlachet, weil er ein Thor iſt, und der Weiſe verſpottet, weil er nicht weiſe iſt: es iſt die Liebe, welche eben darum Würde hat, weil ſie idealiſch iſt, und welche nicht idealiſch ſeyn würde, wenn ſie vollkommen realiſirbar wäre; welche, wie jede Tendenz der geiſtigen Kräfte ins Unendliche gehet, und darum, als ein Bund der Seelen, ein Bund für die Ewigkeit, alle Schranken überfliegt, und nur die höchſte gemeinſchaftliche Ausbildung aller Kräfte, nur den höchſten Genuſs des vernünftigſinnlichen Daſeyns zum Ziele hat, welche Freyheit und Natur in getrennten Individuen in Eins vereiniget. –

Ph. C. Reinhard.

Was iſt das Leben, wenn es nicht unſer Herz zu einem Ganzen macht? Am Ziel der Wiſſenſchaft, der Tugend fühlt der Menſch immer nur das Wachsthum ſeiner Kraft; die ganze Kraft ſelbſt fühlt er nur in ſeiner Liebe!

Der Verſ. der Agnes von Lilien.

Der Grundtrieb der Menſchheit, den wir *Liebe* nennen, vereint das lebendigſte Selbſtgefühl mit dem innigſten Gefühl für alles, was ich nicht ſelbſt bin, in Einem Streben der höchſten Vereinigung und Verähnlichung des All mit ſich ſelbſt. Daher

ein Suchen nach Spuren ſeiner Selbſt in allem um ſich her, nach Beziehungen, Berührungspunkten, Medien der Vereinigung durch Empfangen und Geben, bis etwan eine (wenn es möglich wäre) unendliche Fülle von Mannigfaltigkeit in einer Einheit zuſammengefaſst, die endliche volle Befriedigung gewähren möchte.

Je umfaſſender, freyer und unbeſchränkter dieſer Trieb wirkt, je weiter führt er ab von allem Selbſtiſchen *Eigenen;* um ſo mehr nähert er ſich in ſeiner Wirkungsart dem reinen uneigennützigen Triebe; nur Menſchheit, menſchliche Perſönlichkeit darzuſtellen und zu finden, ohne alle Individualität und ohne die Schranken, welche die eigenthümliche Art *meines* Daſeyns dem reinen, voller menſchlichen Leben, Fühlen und Wirken ſetzt. Dieſe *unendliche* Beziehung liegt als unentwickelte *Anlage* in der Tiefe jedes menſchlichen Weſens, mehrentheils ihm ſelbſt in ſeiner Reinheit und Unendlichkeit verborgen.

Seine Menſchheit fühlen, heiſst: dieſen mächtigen Zug der unendlichen Liebe ſpüren, der aus den geheimſten Tiefen unſres Weſens ſich hervorregt. Durch dieſe unendliche Liebe vereint ſich alles Aufgelöſte und Widerſtreitende, welches wir zuvor in uns ſelbſt entdeckten, durch ſie ſöhnen wir uns mit uns ſelbſt aus, und wir gelangen durch ſie allein zu der innern Ruhe und zu dem heiligen Frieden der Seele, den wir ſo lange ſchmerzlich vermiſſen, als wir nach einer Quelle auſſer uns ſelbſt uns ſchmerzlich um-

ſehen, woraus wir wähnen, dieſes Verlangen nach ihr einſt ſtillen zu können.

Die reinſte, höchſte Liebe ſtrebt, alles mit ſich ſelbſt zu verähnlichen und zu vereinigen, indem ſie dem Unveränderlichen in ſich ſelbſt alles Veränderliche in und auſſer ſich wirkſam unterordnet und durch das Unveränderliche auſſer ſich alles dasjenige beſtimmt und zur beabſichtigten Aehnlichkeit verändert, was irgend einer Veränderung, einer Beugung, Lenkung fähig iſt, ohne das Princip der Einheit in ſich ſelbſt zu zerſtören. Sie verläugnet alles in ſich ſelbſt, nur das reine Selbſt nicht, welches alles verläugnet; ſie opfert alles willig auf, was ein Opfer zur Rettung dieſes reinen Selbſt werden kann. Das reine Selbſt aber kann und ſoll nie ein Opfer werden.

Die Kraft der Liebe liegt im Nachgeben des eignen Veränderlichen; dadurch gewinnt das Unveränderliche an neuer Macht und Gewalt, das Veränderliche auſſer ſich dem Unveränderlichen in ſich ſelbſt zu unterwerfen.

Den Menſchen, welcher dieſen Trieb ſeines Weſens fühlt, ſchmerzt es um ſeiner ſelbſt, ſchmerzt es um Andrer und um der Menſchheit willen, wenn ſein Geiſt nicht verſtanden, ſein Herz nicht gefaſst wird; wenn er fremden Geiſt und fremdes Gefühl ſich nicht zueignen, oder das ſeinige nicht in andern, ihm ähnlich organiſirten, Weſen wieder finden kann. Sein Trieb nach Verähnlichung und Vereinigung wird gehemmt. Er kann nicht empfangen, nicht

geben, mit einem Wort — nicht lieben, (denn Liebe besteht nur durch Gegenliebe, und schwindet, wenn ihrer Kraft diese Gegenkraft nicht entspricht; und ohne so zu lieben, kann er nicht leben. Seine Selbstheit leidet Abbruch ohne ein zweytes Selbst, worauf sein Trieb nach Verähnlichung und Einigung sich wesentlich bezieht, und dessen er kraft dieses Triebes dringend bedarf. Das Selbst ist selbst diese Liebe, sie ist *sein* innerstes, freylich oft verkanntes, aber nie ganz zu verläugnendes Wesen.

Heil dem, dessen Trieb durch widrige Verhältnisse an innerer Energie nichts verliert, der des rechten Punkts und des rechten Mittels der Verähnlichung und Vereinigung nicht verfehlt. Aber traurig ist das Loos des Schwachen, dessen Muth dem *misslungenen* Versuche unterliegt, des *Wankelmüthigen*, des auf Gerathewohl und blindlings thätigen Menschen, der das Unveränderliche zu verändern sucht, oder der in der Wahl des Objekts und der Richtung seiner assimilirenden und vereinenden Thätigkeit fehlgreift. Seines Lebens froh seyn, wird er erst dann können, wenn er geben und empfangen, verähnlichen und vereinigen, mit Einem Worte, wenn er lieben und geliebt werden gelernt hat.

Diess zu lernen, ist das würdigste Ziel aller ächten Philosophie des Lebens.

Der Verf. Einiger Gedanken, veranlasst durch das Lesen der Bekenntnisse einer schönen Seele in W. M. Lehrj.

Sind nicht alle tiefe und zärtliche Empfindungen von der Natur der Liebe? Wer ist zum Enthusiasmus der Freundschaft fähig? Wer zur Ergebung im Unglück? Wer zur Verehrung seiner Aeltern? Wer zur Leidenschaft für seine Kinder? — als ein Herz, das die Liebe gekannt hat!

Frau von Stael.

Reine Liebe ist schlechthin arm; alle ihre Fülle ist eine Gabe der Natur. Reine Natur ist nichts als Fülle, alle Harmonie ist ein Geschenk der Liebe. —

Die Liebe ist der Genuſs des freyen Menschen, und nur der Mensch ist ihr Gegenstand. Denn, wie in einem allein keine Wechselwirkung seyn kann, so giebt es keine Liebe, ohne Gegenliebe. Zwar ist es kein Wahn, alles mit Liebe zu umfassen, und Eins mit der Natur zu seyn. —

Fr. Schlegel.

Die Liebe ist eine freye Empfindung, denn ihre reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freyheit, als unsrer göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Groſsen, und Hohen miſst, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgesetz schwindelnd hinaufsieht; es ist das *absolut Groſse*, selbst, was in der Anmuth, und Schönheit sich nachgeahmt, und in der Sittlichkeit sich befriedigt findet, es ist der Gesetzgeber selbst, der *Gott in uns*, der mit seinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt spielt. Daher ist das *Gemüth aufgelöst in der*

Liebe; da es *angespannt ist in der Achtung*; denn hier ist nichts, das ihm Schranken setzte, da das absolut - Grosse nichts über sich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geistes zusammenstimmt. Liebe ist ein Herabsteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen ist. *Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich vieles achten muss; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfienge.* Der reine Geist kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

SCHILLER.

Gründen zwey Liebende ihre Verbindung auf das wechselseitige Gesetz: dass die Gegenliebe des Geliebten jede erlaubte Gefälligkeit verdiene, und dass der Eifer des Liebenden ihn zum weisen, und tugendhaften Mann zu machen, jede tadellose Ergebung fordere; und hat der eine das Vermögen, Weisheit und Tugend zu befördern, der andere aber das Bedürfniss, Geisteskultur, und Lebensweisheit zu erwerben; denn, und sonst nie tritt der Fall ein, dass es edel ist, *Liebe mit Liebe zu erwiedern.* Auch nur in diesem Falle ist es nicht schimpflich, sich betrogen zu haben; in allen andern Fällen, man mag seinen Zweck erreichen oder nicht, hat man Schande von einer solchen Verbindung. Erwiedert ein Jüngling die Liebe eines Mannes, den er für reich hält, um seines Geldes willen, so wird er dadurch kei-

neswegs von der Verachtung befreyt, wenn es ſich am Ende zeigt; daſs der Liebhaber arm ſey, und ihm nichts geben könne; er hat ſchon verrathen, daſs er fähig ſey, jedem Menſchen zu jeder Abſicht für Geld die Hand zu bieten, und das iſt nicht edel gedacht. Wird hingegen ein Jüngling von einem Manne geliebt, den er für rechtſchaffen hielt, und erwiedert ſeine Liebe, um durch den Umgang mit ihm *beſſer* zu werden, ſo bringt ihm die Täuſchung durchaus keine Schande, wenn es ſich auch am Ende entdeckt daſs ſein Liebhaber ein ſchlechter Menſch ſey, und keine Tugend beſitze. Er hat doch bewieſen, daſs er um der Tugend und ſeiner Vervollkommnung willen für jeden alles zu thun, entſchloſſen ſey. *Dies iſt edel gedacht.* Liebe um der Tugend willen iſt allein himmliſch, und würdig der allgemeinen Verehrung des Staats, und der einzelnen Bürger, ein mächtiger Antrieb dem Liebenden, ſich ſelbſt, und den Geliebten zur Tugend zu bilden.

Platon.

Liebe iſt der Wechſelgenuſs freyer Naturen, und eben darum iſt ſie allein voll und ganz, und hat ihren unvergänglichen Quell in ſich ſelbſt. — Der höchſte Genuſs iſt die Liebe.

Fr. Schlegel.

Wo Liebe von den jungen Horen
Begleitet, kommt, wo leiſe, gleich Auroren
Sie ihren Morgenſtrahl, den Tag der Seeligkeit

Herab in junge Herzen streut,
Hat seine Macht das Glück, und selbst der Tod verlohren.
Die ihr an reine Liebe nimmer glaubet,
Die ihr, versenkt in thierisch-niedre Lust
Hinweggerissen von der Wahrheit Brust,
Der Güter köstlichste euch selber früh geraubet,
Ihr Sinnensklaven sagt; und wär' es auch ein Wahn,
Was konnte je den Geist zu solchem Thatenleben
Beflügeln, und *zum Göttlichsten erheben,*
Wie es der Gott in uns, der Liebe Geist gethan?
Du Trauriger! der nur sich selber lieben kann,
Im weiten All wie einsam, und verlohren
Stehst du! Wie gähnet dich die schöne Erde an,
Und der Natur Konzert ist Mißlaut deinen Ohren!

Conz.

Moralist, tadle die Empfindung der Liebe nicht, weil sie so vergänglich ist, weil ein Hauch, ein Wort, ein Blick, ein Tag sie verlöschen kann; ein Hauch, ein Wort, ein Blick, ein Tag sie erzeugte; nenne sie nicht Thorheit, weil der Jüngling nicht sagen kann, wie sie entstand, warum sie ihn überwältigte. Sie steht unter dem Schutze der Natur. Sey sie auch ein Rausch, der den Jüngling bethört, der ihn nur zu oft unglücklich macht; weſs ist die Schuld? Dein, der du der stärksten aller Leidenschaften, wie einer Fabel, spottest; den Jüngling nicht lehrst, Liebe von Sinnlichkeit zu unterscheiden; Sinnlichkeit, Wollust, und Liebe in Eine Klasse wirfst, und wenn du endlich zufällig dem Sturme ans unsichere Ufer des Alters entronnen bist, wie der Pharisäer rufst; Ich danke dir Gott! u. s. w.

A. Lafontaine.

O die Menschen können viel Böses beginnen, wenn ihr Herz dem Strahl der Liebe undurchdringlich ist! Unsre zarten, süßesten Neigungen dünken ihnen dann nur leichte Opfer!

Der Verf. der Agnes von Lilien.

Nur der Weise kann *lieben*; die
Uebrigen nur *begehren.*

Afranius.

— — Man *liebt*, was man hat, man *begehrt*, was man nicht hat;
Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt.

Schiller.

Der Einklang der Liebe mit der Unschuld scheint das Paradies auf Erden zu seyn; er enthält das süßeste Glück des Lebens. Keine Furcht, keine Rücksichten stören die Glückseligkeit unschuldig Liebender; im Genusse der wahren Freuden der Liebe können sie von der Tugend sprechen, ohne zu erröthen.

Rousseau.

Menschen, ach Menschen schauet um euch her auf der Wanderung durch das Leben, ob etwa ein Herz für euch schlägt, erhellet euere Augen, um zu sehen, ob ihr *Liebe* finden möget, und verschmäht sie nicht, wenn sie aus dem Schatten der Verborgenheit, und aus der Hütte der Armuth euch entgegenlächelt.

G. W. Ch. Starke.

Ich möchte von einem Manne, dessen Herz der Liebe sich nicht öffnet, eben das sagen, was *Shakespeare* von dem behauptet, der die Musik nicht liebt: die Bewegungen seiner Seele sind plump, wie die Nacht, u. schwarz wie der Erebus. Eine Liebe aber, die Pflichten verletzt, führt früh, oder spät, wenn auch anfangs auf Blumen, ins Verderben. Schande und Reue erwarten den Hintaumelnden, die er eher nicht sieht, bis die Binde fällt, und gemeiniglich fällt sie zu spät.

Dietls.

O sich geliebt zu sehen,
Welche Seligkeit; Liebe, dich
Täuscht mein trunkner Geist, nicht um das Zeigen mit
Fingern, um der Versammlung
Händeklatschen, des Volks ehrbezeigendes
Aufstehen, dich um Gespräche mit
Grossen Königen nicht, noch um die schmeichelnde
Tafel ihrer Gewaltigen!

Ramler.

Wer kennt unsre Sinnen?
Wer kennt unser Herz? —
Ach es möchte gern gekannt seyn, überfliessen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu geniessen
Alles Leid, und Freude der Natur! —
Und da sucht das Auge oft so vergebens
Ringsumher! —

Goethe.

Was ist ohne Liebe das Leben, und was ist die Freude?
Ach ich wünschte den Tod, flöhe die Liebe von mir!

Mimnermus.

Wenn die glückliche Liebe einmahl von der Sorge umſchlungen wird, dann iſt ihr Schmerz unausſprechlich, *weil er zwey Herzen in einem trift* Die Hoffnung ſchweigt vor dem allgewaltigen Drang des Verlangens, und wird von glühenden Erinnerungen verzehrt. Jedes Geſchäft dünkt uns eine Zerſtreuung der Lauf des Tages nur ein mühevoller Wechſel der Arbeit, jedes gleichgültige Wort eine Wunde.

Der Verf. der Agnes von Lilien.

Ach wer heilet die Schmerzen
Deſs, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaſs
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

GOETHE.

Die Grazien des Vertrauens und der Freundſchaft blühen nur da, wo *zwey ſchöne Seelen* in heiſser Liebe glühten; wenn der ganze Werth des Geliebten mit der Täuſchung der Leidenſchaft entflieht, dann

bleibt nur Scham und Verachtung in der kalten Brust zurück.

Der Verf. der Agnes von Lilien.

O Liebe, süsses Labsal aller Leiden
Der Sterblichen — du wonnevoller Rausch
Vermählter Seelen! welche Freuden
Sind deinen gleich? —

Wieland.

Einfacher, klärer, fasst eine *weibliche Seele* das Gefühl der Liebe; mit mannichfachen, oft streitenden Gestalten, vermischt es sich in der Brust des Mannes.

Der Verf. der Agnes von Lilien.

Ja, ja, du bist's, du Reine, Innige,
Die, mit der holden Unschuld dicht verwebt,
Tief in des Weibes Seele wallt und wohnt!
Du Schonende, die, nur sich selber streng,
Mit Himmelsmilde fremde Schwächen trägt;
Die allem, was da lebt, von innen hold,
Die allem, was der süfsen Lebenslust
Empfänglich, ihren Zauberkreis berührt,
Den Lebenstag verherrlicht und verschönt,
Doch einem *Einen* nur ihr holdes Selbst
Mit allen Schätzen der Empfindung schenkt,
Mit diesem Einen Weh und Wonne theilt,
Und diesem Einen seinen Lebensborn
Mit immer neuem süfsem Zauber füllt,
Sich selbst an ihn verlieret und vergisst,
Von seinem Freudenbecher nur geniesst,
Und Lebenslust aus seinem Blick allein,
Aus seinen Mienen, seinem Handdruck schöpft. —

Caroline Rudolphi.

(*Leonore von Este zu Tasso*)

Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüfsten, die erkennen möchten,

Welch einen holden Schatz von Treu und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann.
Wenn das Gedächtniſs einzig schöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte,
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleyer dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft,
Wenn der Besitz, der ruhig machen soll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüstern machte:
Dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschienen,
Wir feierten dann unsre goldne Zeit.

GOETHE.

Ueberall weichet das Weib dem Manne, nur in den höchsten
Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.
Was das höchste mir sey? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn holde Amanda mir strahlt.
Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
Schöner nur mahlt sich das Bild auf dem vergoldeten Duft.
Dünke der Mann sich frey! *Du* bist es, denn ewig nothwendig
Weiſst du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr.
Was du auch giebst, stets giebst du dich ganz, du bist ewig nur Eines,
Auch dein zärtester Laut ist dein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bey niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

SCHILLER.

Liebe ist es, wenn man um des andern willen, nicht zufolge eines Begriffs, son-

dern zufolge eines Naturtriebes, sich aufopfert. Bloſser Geſchlechtstrieb ſollte nie Liebe genannt werden; dies iſt ein grober Miſsbrauch, der darauf auszugehen ſcheint, alles edle in der menſchlichen Natur in Vergeſſenheit zu bringen. — Im *Manne* iſt urſprünglich nicht *Liebe*, ſondern *Geſchlechtstrieb*; ſie iſt überhaupt in ihm kein urſprünglicher, ſondern nur ein mitgetheilter, abgeleiteter, erſt durch Verbindung mit einem liebenden Weibe *entwickelter* Trieb, und hat bey *ihm* eine ganz andere Geſtalt. Nur dem *Weibe* iſt die *Liebe*, der edelſte aller Naturtriebe, *angebohren*. — Im Weibe erhielt der Geſchlechtstrieb eine moraliſche Geſtalt, weil er in ſeiner natürlichen die Moralität derſelben ganz aufgehoben hätte. Liebe iſt der innigſte Vereinigungspunkt der Natur, und der Vernunft; ſie iſt das einzige Glied, wo die Natur in die Vernunft eingreift, ſie iſt ſonach das Vortrefflichſte unter allem Natürlichen. Das Sittengeſetz fodert, daſs man ſich in andern vergeſſe; die Liebe giebt ſich ſelbſt hin für den andern.

Daſs ich alles kurz zuſammenfaſſe: Im unverdorbenen Weibe äuſſert ſich kein Geſchlechtstrieb, und wohnt kein Geſchlechtstrieb, ſondern nur Liebe, und dieſe Liebe iſt der Naturtrieb des Weibes, einen Mann zu befriedigen. Es iſt allerdings ein Trieb, der dringend ſeine Befriedigung heiſcht: aber dieſe ſeine Befriedigung iſt nicht die ſinnliche Befriedigung des Weibes, ſondern die des Mannes; für das Weib iſt es nur Befriedigung des Herzens. Ihr Bedürfniſs iſt

nur das, zu lieben und geliebt zu seyn. So nur *erhält* der Trieb, sich hinzugeben, den Charakter der Freyheit und Thätigkeit, den er haben muſste, um neben der Vernunft bestehen zu können. —

FICHTE.

Die Natur sah, daſs die reine, himmlische Flamme der höchsten Freundschaft für uns auf Erden meistens zu fein wäre: sie kleidete sie also in irrdische, sinnliche Reize, und nun erschien *Venus Urania* als *Aphrodite*. Liebe soll uns zur Freundschaft laden; Liebe soll selbst die innigste Freundschaft werden.

HERDER.

Diese Liebe ist der himmlischen Göttin Tochter rein und himmlisch. Polymnia's Tochter ist die gemeine Liebe. Sie darf man nur mit groſser Behutsamkeit erwecken, denn sie artet leicht in Leidenschaft aus, und man ist in Gefahr, ihr Vergnügen sehr theuer zu bezahlen.

PLATON.

Diese Küpris ist — nicht die gemeine Göttin des Volkes;
Daſs sie günstig dir sey — nenne die *Himmlische* sie!

THEOKRIT.

Liebe ist das ewige groſse Gesetz, welches die moralische Welt beherrscht. Liebe ist sittliches Leben. sie läutert und veredelt

die ſinnliche Natur des Sterblichen, und bringt dieſe mit ſeiner vernünftigen in Harmonie. Liebe vereinigt mich mit meinem Freunde zu einer moraliſchen Einheit, bindet mich durch ihn an die geſammte Menſchheit, durch die Menſchheit an Gott. Ueber die Geſetze der Natur und der Zeit erhaben, unvergänglich und ewig iſt der Bund der Liebe und Freundſchaft. Wohl dem, der ihn geſchloſſen hat, er hat ſeine Unſterblichkeit angefangen.

A. L. Fessler.

Die gröſseſte Gewalt hat *diejenige Liebe*, durch welche die Menſchen mit Selbſtbeherrſchung und reinem Gefühle für Recht, das, was bey Göttern und Menſchen gut iſt, vollbringen lernen. Sie iſt es, die uns zu der Glückſeligkeit geſchickt macht, die *Freuden* eines vertrauten Umganges zu *genieſsen*, und Freunde der über uns erhabenen Götter zu ſeyn.

Platon.

Die Liebe macht gleichgültig gegen Ruhm und Glanz: allein gegen die Menſchlichkeit nicht. Sie ſchränkt das Herz ein; allein ſie erweitert es auch. Eins liebt nur eins, wie Mann und Weib, alle Menſchen aber, wie Schweſter und Bruder. — Die Liebe iſt eine völlige Opferung — —

Ihr gute Seelen, die ihr den Hänfling, den ein Bube aus dem Neſte ſtahl, um mit aufgeweichtem Brod zum Sclaven zu futtern, verſteht, wenn er, ſeinem Kerker entflohn,

auf dem benachbarten Kaſtanienbaum ſeinem Tyrannen Hohn ſingt; —

Ihr gute Herzen, die ihr einer Pflanze die Wolluſt anſehen könnt, wenn der Gärtner ſie aus dem Blumentopf in die weite Erde bringt, oder einem Feigenbaum, wenn der Beſitzer in nördlichen Gegenden ihn vom Fenſter in den ſchönen ſanften Regen ſetzt; —

Ihr wenigen Edlen, die ihr, wenn die Bohne in eurem Garten eine ſchwere Geburt hat, ihr nachhelft und die Schlauben abſtreift, um ihr Luft zu machen, und die Blume, die der Sturm wie eine Wittwe beugt, mit tröſtender Hand aufrichtet, damit ſie ſo wie ihr ſelbſt gen Himmel ſähe. Ihr, die mein Vater Seher, von Gott Angehauchte! nennen würde; Ihr! die ihr höret und ſehet, was viele mit offnen Augen nicht ſehen, mit offnen Ohren nicht hören, — verſteht, was Liebe iſt...

Es giebt auch Schwätzer und Trunkenbolde in der Liebe, die gewohnt an italieniſche Muſik, kein Schäfchen blöcken, keine Nachtigall ſchlagen, keine Biene ſchwärmen, keinen Käfer brauſen hören können!

Hippel.

Liebe iſt die *Poeſie des Lebens*.

A. W. Schlegel.

Liebe iſt die gröſste Wonne des Lebens. Sie iſt nicht wie Ruhm und Reichthum, eine Gabe aus den oft ſchmuzigen Händen der Menſchen; nein, ein Geſchenk, das die Na-

tur nicht bey ihnen in Verwahrung gab, sondern das sie jedem mit eigner Hand ertheilt. —

Das Menschengeschlecht wird nie aussterben; aber unter Tausenden kennt kaum Einer die Liebe.

LEISEWITZ.

Mit der wahren Liebe ist's, wie mit den Gespenstererscheinungen; alle *Welt* weiss davon zu erzählen, aber wenige Leute haben sie gesehen. —

Es giebt keine Verkleidung, welche die Liebe, da wo sie ist, lange verbergen, oder sich verstellen könnte, da wo sie nicht ist. —

Abwesenheit vermindert mittelmässige Liebe, und vermehrt starke; wie der Wind Lichter auslöscht, und Flammen anfacht. —

Dieselbe Festigkeit, die *gegen Liebe* schützt, dient auch, sie heftig und anhaltend zu machen; und *schwache Menschen*, die beständig ein Spiel der Leidenschaft sind, haben sehr selten *wahre Liebe*. —

ROCHEFAUCAULT.

Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe! die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seyest lichtscheu, und entfliehend in Nebel!

GOETHE.

Meine wohlthätige Flamme, die Schönste unter den Schönen (Laura), die hier des

Himmels Freundschaft und Gunst hatte, kehrte zu frühzeitig für mich in ihr Land und zu dem Stern, der ihres Gleichen ist. Jetzt beginne ich zu erwachen, und sehe ein, daſs sie zu meinem Besten sich meinen Begierden widersetzte, und die jugendliche, feurige Leidenschaft mit bald sanfter, bald ernster Miene mäſsigte. Ihr und ihrem klugen Rath danke ich dafür, daſs sie mich, von Lust Entbrannten, bald durch ihren schönen Blick, bald durch sanften Unmuth, an mein Wohl zu denken zwang. O liebenswürdige Künste und ihrer würdige Wirkungen! Das eine würkte durch die Zunge, das andere durch Winke: ich bewirkte ihr Ruhm — und sie wirkte Tugend in mir.

Petrarca.

O Gott der Liebe, wie können deine Pfeile so scharf seyn, da sie nur mit Blumen zugespitzt sind! — Jetzt entdeck' ich die Ursache ihrer Schärfe. Ihre Spitzen sind Flammen, die Haras (der Name einer zerstörenden Gottheit bey den Indiern) Zorn angezündet hat, und die noch diesen Augenblick wie das Barawafeuer unter den Fluthen brennen. Wie könntest du anders, der du selbst zu Asche verbranntest, noch jetzt die Herzen entzünden? Du und der Mond, ob ihr gleich Vertrauen zu verdienen scheint, so hintergeht ihr doch aufs grausamste uns arme Liebhaber. Wenn man liebt, wie ich, so hat man Unrecht, dir blumigte Geschosse, und dem Monde kühlende Strahlen zuzuschreiben. Der Mond schüttet Feuer herab

auf uns mit ſeinen thaureichen Strahlen, und du ſchärfſt mit ſchneidenden Diamanten-ſpitzen die Pfeile, welche nur mit Blüthen befiedert ſcheinen. Umfangt mich hier ſäuſelnde Winde, weht mir Wohlgerüche von den Waſſerlilien zu, und kühlet meine Bruſt, die der unkörperliche Gott entzündet; kühlt ſie mit den flüſsigen Theilchen, die ihr der Welle des (Fluſſes) Malini raubt!

Der Indiſche Dichter KALIDAS.

Knabe, wo iſt dein Bogen? wo deine traurige Fackel?
wo das böſe Geſchoſs, das uns die Herzen durchbohrt?
Wo die Flügel? du ſtehſt mit zween Kränzen in Händen
und am Haupte bekränzt; Knabe wer ſchmückte dich ſo?
„Wiſs', o Sterblicher dann: kein Sohn *der irrdiſchen* Venus
bin ich: ich bin nicht der, der euch mit Quaalen ereilt
Und dann fliehet; ein Kind der reinen himmliſchen Liebe
werf' ich Flammen in euch, die euch zum Himmel erhöhn.
Darum trag' ich die Kränze, der Tugend Blüthen in Händen
und ihr heiligſtes Laub, Weisheit umkränzet mein Haupt.

Aus der Griechiſchen Anthologie.

Dankbar küſſ' ich den Knoten, in den mich die Liebe geſchlungen,
Dankbar küſs' ich den Pfeil, der mir die *Seele* getheilt,

Knieend vor dem Altar, auf dem die geweihete Flamme
Allen Schmerz mir entnahm; alle Verlangen gestillt.
Ach der Zeiten des Wahns! als ich die Quaalen der Liebe
Sang, und wuſste noch nicht, was ſie für Freude gewährt,
O verzeih' es, unſterbliche Liebe! vergeſſet ihr Freunde,
Mein wehklagendes Lied; höret die Dankende nur.

FAUSTINA MARATTI-ZAPPI.

Die Liebe iſt es, die —
„Friede den Menſchen, und Stille des Mee-
„res und Schweigen der Winde
„Schafft: und die Ruhe der Nacht, und kum-
„merlindernden Schlaf giebt."

Sie iſt es, die unſre Seelen von Ungeſelligkeit reinigt; und uns mit Wohlgefallen erfüllt, die Stifterinn aller jener öffentlichen Zuſammenkünfte, bey denen wir uns näher kommen, die Anführerin bey Feſten, beym Reigen, beym Opfer. Sie iſt es, die das Herz dem ſanften Gefühl öffnet, und alle Rohheit verbannt; die Urheberin aller Gutherzigkeit, und aller Hartherzigkeit Feindin, gnädig den Guten, geachtet von Weiſen, von den Göttern bewundert; vermiſst, wo ſie nicht iſt, und theuer denen, die ihre Gegenwart fühlen; die Urquelle des feinern Genuſſes, die der Annehmlichkeit, der ſüſſern Freuden, des höhern Vergnügens, des Schmachtens der Sehnſucht; für die Guten intereſſirt, gleichgültig gegen die Böſen; in Furcht und in Sehnſucht, in Mühſelig-

keit und in Noth die beſte Rathgeberin, Retterin — die Zierde aller Götter und Menſchen; die ſchönſte und beſte Befehlshaberin, die alles mit hohem Jubel begleiten muſs; einſtimmend in den ſchönen Geſang, womit ſie jedes Herz der Götter und Menſchen bezaubert.

PLATON.

Die Liebe zeigt in *Platons* holder Schule
Sich nicht, wie ſonſt, als ein verwöhntes *Kind:*
Es iſt der Jüngling, der mit Pſychen ſich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz.
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Bruſt zur andern hin und her;
Er heftet ſich an Schönheit und Geſtalt
Nicht gleich mit ſüſsem Irrthum feſt, und büſset
Nicht ſchnellen Rauſch mit Eckel und Verdruſs.

GOETHE.

Göttliche Liebe, du biſt's die der Menſch*heit Blumen* vereinigt,
Ewig getrennt, ſind ſie doch ewig verbunden durch dich!

SCHILLER.

E H E.

Trüb umdämmerte Glut war meine Seele;
Eine Flamme vom Himmel, rein, wie Hespers
Aetherfeuer im Spätroth, war die beſsre
Seele des Mädchens.
Doch der Erde bewölkte Glut verklärte
Sich im Feuer des Himmels. Ewig lodern
Eine Flamme wir nun, auf deinem Altar,
Heilige Liebe!

Matthisson.

Ehe! heiligſter Stand der Menſchheit nach urſpünglicher Beſtimmung!
Soll ich zu deinem Lobe mich erheben? ſoll ich deinen Werth preiſen?
O Weib, letzte beſte Gabe des Himmels! — **Hinweg**, o zitternde
Hand von dieſem Unternehmen!

Fr. v. Oertel.

— — Nichts iſt wahrlich ſo wünſchenswerth und erfreuend,

Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten: dem Feind ein kränkender Anblick,
Der Wonne dem Freund; und mehr noch geniessen sie selber!

Homer.

Dienen lerne bey Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie *endlich zum* Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, *dass kein* Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Dass ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein scheint,
Dass sie sich ganz vergisst und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Kranke weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn.

Goethe.

Der Charakter der ehelichen Freundschaft ist von der Natur so weise, so sorgfältig bezeichnet, daſs ihn die Vernunft leicht wahrnehmen und ausbilden kann. Man setze die Hauptabsicht des Zugs der gegenseitigen Liebe, den uns die Hand des Schöpfers eingepflanzt hat, in die Erhaltung des menschlichen Geschlechts, und der Privatruhe, so kann sich kein vernünftigeres, und heiligeres Mittel zu dieser doppelten Absicht denken, als das Band der Ehe.

Durch die Hand der Ehe werden zwey Personen aus der groſsen Familie der Welt ausgehoben, um eine Welt im Kleinen auszumachen, die durch gegenseitige Lieb' und Treue beseelt ihre Privatglückseligkeit schaffet, und zu solchen Pflichten berufen wird, welche nicht nur die Liebe erhalten, sondern aus deren Betrachtung auch das häusliche Glück wieder zurück in das Beste des Staats und der Welt einflieſst.

GELLERT.

Zu dem *sinnlichen* Bestimmungsgrunde des Willens (zur Ehe) weiſs der gebildetere Mensch noch einen *edleren* hinzuzufügen, nemlich sie als ein groſses Beförderungsmittel der Glückseligkeit und der Sittlichkeit, oder mit einem Worte: des *höchsten Gutes* — zu betrachten.

Die Ehe des *vernünftigen* Menschen ist daher eine Verbindung zwischen beyden Geschlechtern, um durch häusliche Gemeinschaft den *Gesammtzweck* der Natur zu erreichen. Anders handelt der blos Sinnliche,

anders der Vernünftige, welcher ſeine ſinnlichen Handlungen, wo er kann, durch edlere Zwecke zu heiligen gewohnt iſt.

Der Geſammtzweck der Natur gehet bey der Ehe zunächſt in Rückſicht des ganzen menſchlichen Geſchlechts auf Fortpflanzung, und in Rückſicht der ſich verbindenden Perſonen, auf Beförderung ihres phyſiſchen und moraliſchen Wohlſeyns.

Das phyſiſche Wohlſeyn, welches durch die Ehe befördert werden ſoll, umfaſst ſowohl die eigentlichen Freuden der Liebe, als auch die Vortheile, welche durch den wechſelſeitigen Beiſtand und eine mit Kindern geſegnete Ehe entſtehen.

Durch Stiftung einer Familie entſtehen mannichfaltige neue Pflichtverhältniſſe, die kein Menſch ohne groſsen Verluſt ſeiner moraliſchen Cultur vermeiden kann.

H. Stephani.

Wenn die Menſchheit im dichten Menſchengedränge wohlfeil wird, ſo flüchtet ſie in das Dunkel des häuſslichen Lebens, und wuchert da mit ſich ſelbſt. Hier wird jeder mehr um ſeiner ſelbſt willen und uneigennütziger geſchätzt; hier iſt jeder, auch der, welcher dem Nachbar neben an, und gegen über ſehr entbehrlich ſcheint, wichtig. Er iſt nun einmal Glied einer Kette, die, wenn er herausfiel, wieder zuſammengeknüpft werden müſste; es ſind nun einmal Herzen an ihn geſchloſſen, die ſich nicht ohne Schmerz von ihm losreiſsen können; man

mag ihm nicht missen, weil er da ist. Es giebt, kann er sich denken, Augen, die sich an meinem Sarge nässen, Hände, die sich über meinem Grabe in einander ringen würden, ich habe Werth — ich bin geliebt.

Wie manche That, die mehr Gehalt hatte als tausende, die die Geschichte verewigt, ward in einer ärmlichen Stube vollbracht! — Wie manche Mutter hat ausdaurender und standhafter gehandelt, als mancher angestaunte Held! Kehrst du, o Menschenfreund, im Innersten bekümmert, und gedemüthiget, mit Leere im Herzen, mit Eckel und Abscheu, zurück von dem Anblick des Vervortheilens, des Raubens, und Blutverschüttens auf dem Markte der Welt: so tritt, um den unentbehrlichen Glauben an Menschenwürde zu stärken, zu dem Bette eines kranken Kindes, neben welchem eine Mutter wacht. Wie geht sie mit ganzer Seele in das leidende Geschöpf über, wie steht, und kniet und geht, und läuft und ängstet sie sich im Schweisse des Angesichts für den Liebling; wie giebt sie für seinen Eigensinn Freundlichkeit, für seine herzzerreissenden Klagen tröstende Worte, für seine Ruhe den süssen Schlaf der Nacht! — Schon schwellen ihre Füsse, und sie wachet fort, — wie spendet sie für die Erleichterung des Kleinen ihre Gesundheit, für den Eckel, den seine Krankheit erweckt, sich selbst überwindende Liebe, und linderndes Streicheln mit der weichen Hand; wie hat sie immer Thränen für Thränen, wie sinnt sie darauf, das abgezehrte Kind so behutsam

als möglich zu fassen, wie seufzt sie, bey seinen unmuthigen Gebärden, mit den Gedanken gen Himmel: wenn es nur nicht meint, ich sey an seinen Schmerzen Schuld!

Oder belausche einen Vater in der Wirksamkeit für die Seinigen, wie er von Dämmerung zu Dämmerung für sie sorgt, und sich anstrengt; wie er spricht, ich wünschte mir wohl diese Bequemlichkeit, aber unsre Lieben müssen neu gekleidet werden. Ich habe bisher dieses unschuldige Vergnügen genossen, aber von nun an weg damit, unsre Kinder müssen diesen oder jenen Unterricht empfangen. Ich will mich nun mit minderer Bedienung als sonst begnügen, denn der Sohn muſs auſser unserm Hause gebildet werden. Wie er auf dem Sterbebette denkt und sinnt, und alle Kräfte zu nützlichen Verfügungen spannt; wie er auf dem groſsen Scheidewege wünscht, und betet und kämpft zwischen dem, was ihn vorwärts ruft, und dem, was ihn zurückhält; — und das alles für die, denen er immer nur gab, und von welchen er auf künftig nichts erhalten kann, als Thränen auf seinem Aschenhügel. Hier ist uneigennütziger Sinn mit der festen Ueberzeugung, daſs das so seyn müsse, daſs es Schuldigkeit sey. Hier wirkt die Neigung in Eintracht mit der Pflicht, hier schlingen Sinnlichkeit, Gewöhnung und Vernunft ihre Fäden, zu dem Leitbande, an welchem der Mensch geführt wird, so ineinander, daſs es nicht reiſst, daſs der Zögling der Erde ohne zu wanken daran einher geht. Hier wird das

Gut handeln Bedürfniſs, Fertigkeit, Vergnügen und Glück; hier weht reine Luft von dem Gipfel, zu welchem ſich der Menſch erheben ſoll; hier glänzt ſchon das Ziel, zu deſſen Erreichung wir in der ſinnlichen Welt erzogen werden. *Hier tagt der erſte Schimmer des leuchtenden Ideals der Menſchheit, der Vollkommenheit und Glückſeligkeit in entzückender Harmonie.*

G. W. Ch. Starke.

Wahrlich ein Mann muſs nie über die mit einer Ewigkeit bedeckte Schöpfungsminute der Welt nachgeſonnen haben, der nicht eine Frau, deren Lebensfaden eine verhüllte unendliche Hand zu einem zweyten ſpinnt und die den Uebergang vom Nichts zum Seyn, von der Ewigkeit in die Zeit verhüllt, mit philoſophiſcher Verehrung anblickt — aber noch weniger muſs ein Mann je empfunden haben, deſſen Seele vor einer Frau in einem Zuſtande, wo ſie einem unbekannten ungeſehenen Weſen noch mehr aufopfert, als wir dem Bekannten, nämlich Nächte, Freuden, und oft das Leben — ſich nicht tiefer und mit gröſſerer Rührung bückt, als vor einem ganzen ſingenden Nonnenorcheſter, auf ihrer Sarawüſte; und ſchlimmer als beyde iſt einer, dem nicht ſeine Mutter alle andere Mütter verehrungswürdig macht.

Iean Paul Fr. Richter.

Es ſcheint die Natur habe Sorge getragen, den kurzen flüchtigen Genuſs der Lie-

be mit einer Gabe zu erſetzen, und zu belohnen, die ſie unmittelbar aus ihrem Schooſe nahm, ja in der auch das geringſte lebendige Geſchöpf eines Funkens der Gottheit gewürdiget werden ſollte; es iſt die *Aelternzärtlichkeit*, die *väterliche* und *mütterliche Liebe*. Sie iſt *göttlich*, denn ſie iſt uneigennützig, und ſehr oft ohne Dank. Sie iſt *himmliſch*, denn ſie kann ſich auch in ſehr viele zertheilen, und bleibt immer ganz, *immer* ungetheilt, und neidlos. Endlich iſt ſie auch *ewig* und *unendlich*, denn ſie überwindet Liebe und Tod. Abſcheulich iſt die Mutter, die ihrem Kinde den Liebhaber vorzieht: ſelbſt Thiere beſchämen ſie, die freudig für ihre Jungen ſterben. Unter allen Schmerzen des Todes ſchmeichelten und liebkoſeten ſie denen, die man grauſam aus ihrem Leibe riſs; und für jede thieriſche Mutter giebts kein ſüſseres Geſchäft, als ihre Jungen zu ſäugen.

Das Verlangen der Mutter nach Kindern iſt die ſchönſte Sehnſucht, die im Gürtel der Liebe lag, ja aus der, bey allen reinen Weiberherzen, er eigentlich ganz gewebt ſcheint. Sie ſind die Prieſterinnen am heiligen Feuer der Veſta; und wehe dem verachteten Geſchöpf, das ſtatt *dieſer* Flamme von einer andern glühet! Nur die Spitze ſeines Pfeils hat Amor mit Verlangen geſalbet; unglücklich, wenn der ganze Pfeil davon glühet.

HERDER.

Sie *fühlt's*, es ist ihr Sohn! Mit Thränen inniger Lust
Gebadet drückt sie ihn an Wange, Mund und Brust,
Und kann nicht satt sich an dem Knaben sehen.
Auch scheint der Knabe schon die Mutter zu verstehen.
Lasst ihr zum mind'sten den Genuss
Des süssen Wahns! Er schaut aus seinen hellen Augen
Sie ja so sprechend an — und scheint nicht jeden Kuss
Sein kleiner Mund dem ihren zu entsaugen?
Sie hört den stillen Ruf — wie leise hört
Ein Mutterherz! — und folgt ihm unbelehrt.
Mit einer Lust, die, wenn sie neiden könnten
Die Engel, die auf sie herunter sahn,
Die Engel selbst beneidenswürdig nennten,
Legt sie an ihre Brust den holden Säugling an.
Sie leitet den Instinkt, und läst nun an den Freuden
Des zartsten Mitgefühls ihr Herz vollauf sich weiden.
Indessen hat im ganzen Hain umher
Ihr *Hüon* sie gesucht, zwey ängstlich lange Stunden,
Und, da er nirgends sie gefunden,
Führt ihn zuletzt sein irrer Fuss hierher.
Er nähert sich der unzugangbar'n Grotte;
Nichts hält ihn auf, er kommt — o welch ein Augenblick!
Und sieht das holde Weib, mit einem Liebesgotte
An ihrer Brust, vertjeft, verschlungen in ihr Glück.
Ihr, denen die Natur, beym Eingang in dies Leben,
Den überschwenglichen Ersatz
Für alles andre Glück, den unverlierbarn Schatz,
Den alles Gold der *Aureng-Zeben*
Nicht kaufen kann, das Beste in der Welt
Was sie zu geben hat, und was ins besre Leben
Euch folgt — ein *fühlend Herz* und *reinen Sinn* gegeben,

Blickt hin, und schaut! — Der heil'ge Vorhang fällt!

WIELAND.

Siehe mit Lächeln blickte der Vater still auf das Knäblein;
Aber neben ihn trat *Andromache*, Thränen vergiessend,
Drückt' ihm freundlich die Hand, und redete also beginnend:
Trautester Mann, dich tödtet dein Muth noch! und du erbarmst dich
Nicht des stammelnden Kindes, noch mein des elenden Weibes,
Ach bald Wittwe von dir! denn dich tödten gewiss die Achaier,
Alle daher dir stürmend! Allein mir wäre das Beste,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzusinken; denn weiter
Ist kein Trost mir übrig, wenn du dein Schicksal vollendest,
Sondern Weh! und ich habe nicht Vater mehr noch Mutter!

— — — —

Hektor, siehe du bist mir Vater jetzo und Mutter,
Und mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!
Aber erbarme dich nun, und bleib' allhier auf dem Thurme!
Mache nicht zur Waise das Kind, und zur Wittwe die Gattin!

— — —

Ihr antwortete drauf der Helmumflatterte *Hektor*:
Mich auch härmt das Alles, o Trauteste; aber ich scheue
Troja's Männer zu sehr, und die Saumnachschleppenden Weiber,
Wenn ich hier, wie ein Feiger, entfernt das Treffen vermeide.
Auch verbeut es mein Herz; denn ich lernete, tapferes Muthes

Immer zu ſeyn und voran mit Troja's Helden zu kämpfen,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm, und den meinen!
— — — —
Alſo der Held, und hin nach dem Knäblein ſtreckt' er die Arme;
Aber zurück an den Buſen der ſchöngegürteten Amme
Schmiegte ſich ſchreiend das Kind, erſchreckt von dem liebenden Vater,
Scheuend des Erzes Glanz, und die flatternde Mähne des Buſches,
Welchen es fürchterlich ſah von des Helmes Spitze herabwehn.
Lächelnd ſchaute der Vater das Kind, und die zärtliche Mutter.
Schleunig nahm vom Haupte den Helm der ſtralende *Hektor*,
Legete dann auf die Erde den ſchimmernden; aber er ſelber
Küſste ſein liebes Kind, und wiegt' es ſanft in den Armen;
Dann erhob er die Stimme zu Zeus und den andern Göttern:
Zeus und ihr anderen Götter, o laſst doch dieſes mein Knäblein
Werden dereinſt, wie ich ſelbſt, vorſtrebend im Volke der Troer,
Auch ſo ſtark an Gewalt, und Ilios mächtig beherrſchen!
Und man ſage hinfort: der ragt noch weit vor dem Vater!
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erſchlagenen Feinds; dann freue ſich herzlich die Mutter!
Jener ſprach's, und reicht' in die Arme der liebenden Gattinn
Seinen Sohn; und ſie drückt' ihn an ihren duftenden Buſen,
Lächelnd mit Thränen im Blick; und ihr Mann voll inniger Wehmuth

Streichelte ſie mit der Hand, und redete, alſo beginnend:
Armes Weib, nicht muſst du zu ſehr mir trauren im Herzen!
Keiner wird gegen Geſchick hinab mich ſenden zum Aïs.
Doch dem Verhängniſs entrann wohl nie der Sterblichen Einer,
Edel oder geringe, nachdem er einmal gezeugt ward;
Doch zum Gemach hingehend beſorge du deine Geſchäfte,
Spindel und Webeſtuhl, und gebeut den dienenden Weibern
Fleiſsig am Werke zu ſeyn. — —
— — — —
Als er dieſes geſagt, da erhob der ſtralende *Hektor*
Seinen umflatterten Helm; und es gieng die liebende Gattinn
Heim, oft rückwärts gewandt, und häufige Thränen vergieſsend.

Homer.

Auf, holdſeliges Kind, und erkenn' am Lächeln die Mutter!
Vieles ertrug die Mutter in zehn langwierigen Monden!
Auf, holdſeliges Kind! Wen nicht anlachten die Eltern,
Würdigte weder des Tiſches der Gott, noch die Göttin des Lagers!

Virgil.

Das Wort *Vater* iſt ein groſses Wort, das gröſste im Staate; — wer nicht Vater iſt, verdient auch den Nahmen *Bürger* nicht — und um freygebig zu ſeyn, nur halb den Nahmen *Menſch*.

Hippel.

Stelle mich vor ein Gericht von Vätern, und ich will meinen Schmerz verantworten — aber nicht gegen einen Priester Was väterliche Liebe ist, versteht niemand als ein Vater.

Leisewitz.

Der Mensch ist ohne innigen Herzenserguſs gegen ein ihm gleiches Geschöpf, ohne ungestörten traulichen Umgang, ohne Hülfe bey körperlichem Bedürfnisse und Leiden, ohne Theilnahme eines sich mit ihm freuenden oder leidenden Wesens — der Mensch ist oder wird ohne dieses selten der Mensch, der er in jener Lage, für die auch der Mensch eigentlich bestimmt ist, werden kann, oder wo gemeiniglich die Schuld an ihm liegt, wenn er es nicht wird. Einsam und isolirt leben, ist nur halb leben, nur halber Lebensgenuſs, und eine Quelle mannigfaltiger sittlicher Fehler. Zuweilen sich in den Zirkel der Welt mischen, und mit einigen, doch nicht so innig verbundenen Freunden leben, ist das Leben einer Pflanze, die zuweilen begossen wird, damit sie nicht hinwelke. Die Natur, welche den Mann und das Weib auf die möglichst innigste Art vereinte, ihnen ihre Triebe borgte, und ihnen die Pflicht auflegte, aus der Folge dieses Triebes einen Gegenstand ihres zweckmäſsigen Daseyns zu machen, die sie daher zusammen verbunden leben hieſs; — die Natur gab beyden die beste Gelegenheit und die Situation, ihre physische Selbsterhaltung, ihre sittliche Vervollkommnung

und harmonische Existenz mit der übrigen Natur mit gemeinschaftlichen Kräften zu unterstützen. - Ehe der Natur! eine Composition aus heiligen, ehrwürdigen Pflichten und Tugenden der Menschheit, _ ehrwürdig, wie alles, worauf die Natur ihren Stempel gedruckt hat, so lange ihn Menschen nicht nachgepfuscht haben.

Fr. Nath. Volkmar.

Wer tröstet den Trostes
Bedürftigen Mann?
Allgütige Liebe,
Zu trösten ist dein!
Süsströstende Feye,
Erbarme dich sein!
Sie hört. — Wen höret
Die Gütige nicht! —
Sie eilet und führet
Im rosigen Licht
Der Jugend, im Reize
Der Unschuld und Ruh.
Das liebste und beste
Der Mädchen dir zu.
Sie reicht dir mit fey'rlicher
Wehmuth die Hand.
Sie schürzet das nimmer
Zu lösende Band.
Sie gelobt, dir zu folgen
Das Leben hinab,
Durch Wüsten und Wiesen,
Ans friedliche Grab,
Und an dir zu hangen,
In Freuden und Leid,
Und nie dich zu lassen,
Bis Schicksal gebeut;
Zu golden die Tage,
Die Allah dir spart,

Mit Freuden der beſſern,
Der edleren Art.

KOSEGARTEN.

Wunderbar regt ſich mein Herz beym Anblick einer geſchmückten
Jungen Braut, wie ſie hüpfend, in holder kindlicher Einfalt,
An des Bräutigams Hand den Pfad durchs Leben beginnet,
Alles zu tragen gefaſst in Einigkeit, was auch begegnet,
Ihm mitfühlend die Luſt zu erhöhn, zu erleichtern die Unluſt,
Und, wills Gott, von der Stirne den letzten Schweiſs ihm zu trocknen!

VOSS.

Den ſicherſten Anſpruch auf eine glückliche Ehe, — Mädchen! — Jünglinge! — den ſicherſten Anſpruch darauf giebt euch Tugend. Die Reinigkeit eurer Sitten erhebt euch über jene Fehler, welche die Ehe zu einer Quaal machen; die Reinigkeit eurer Sitten macht euch zugleich, durch die ihr eigene Delicateſſe des Gefühls, für die Belehrung in euern Pflichten empfänglicher. Ihr werdet in der Ehe Segnungen treffen, wo andere unter Unannehmlichkeiten ſchmachten, welche ihr ehemaliges, altes Laſter in die Ehe verpflanzt hat.

FR. N. VOLKMAR.

Freund! biſt ſelbſt ein Menſch, und wirſt ein menſchlich Weſen
Zur Gattin dir erleſen;
Zu glücklich, wenn ſie dir, vom Himmel mild bedacht,

Zu einem holden Leib, zur ſchlauen Luſt gemacht,
Auch eine Seele zugebracht,
Die denkt, und edel denkt, die Tugend liebt und kennet,
Und dich als Freundin liebt, wenn ſie ſich Gattinn nennet!
O Wolluſt – nicht blos einer Nacht!
Die Tage werden dir in ihrem Arm verſchleichen
So ruhig als ein Bach, der unter finſtern Sträuchen,
Von hohen Bäumen rund umwacht,
Stets ungetrübet lacht;
Hoch unter ihm hinweg brauſst unter nahen Eichen
Der ſchwarzen Stürme Wuth, die niemahls ihn erreichen.

Uz.

Mir wäre ein einfaches, ſchlechtweg erzogenes Mädchen lieber, als ein ſchöngeiſtiſches, das in meinem Hauſe ein Tribunal der Litteratur errichten, und ſich *zur Vorſetzerin* deſſelben machen würde. — Die Würde des Weibes beſteht darin, daſs ſie kein Aufſehen macht; ihr Ruhm in der Achtung ihres Mannes, ſo wie das Wohl ihrer Familie die Quelle ihrer Vergnügungen enthält.

Giebts auf der Erden ein rührenderes, und achtungswertheres Schauſpiel, als der Anblick einer Hausmutter, wie ſie, umgeben von ihren Kindern, die Arbeiten ihrer Hausgenoſſen austheilet, ihrem Manne ein frohes Leben verſchafft, und mit Weisheit ihr Haus in Ordnung hält! — Siehe da die volle Würde eines Weibes!

Rousseau.

Wenn es schon edel ist, sich aus Achtung für das strenge Gebot der Pflicht, so manches an sich erlaubte, obgleich weniger geistige Vergnügen zu versagen, so ist es gewissermaßen erhaben, wenn eine Frau mit manchem schönen Talent, mit lebhaftem Triebe zu Erweiterung ihrer Kenntnisse ausgestattet, dennoch auf den feinsten aller Genüsse, die Lectüre, Verzicht thut, so oft die *Pflichten der Gattin*, der *Mutter*, der *Hausfrau* unter der Befriedigung ihrer Wissbegierde leiden müssten.

CH. GOTTFR. SCHÜTZ.

Dicht neben Vater Franklin stelle
Das Weib, *das nie das Weib vergisst*,
Die Mutter die den Liebling küsst,
Wie sie die reine Lebensquelle
Der Unschuld ihres Hauses ist!
Und ist sie nicht voll Wonnethränen,
Die Hoffnung: was von dir gepflegt,
Nur rein in deinem Herzen schlägt,
Auf einen Sprössling auszudehnen,
Der Früchte deines Herzens trägt?
Und drum erschöpfest du die Fülle,
Die ganze Wonne deiner Pflicht;
Und dann erst kommt aus deiner Stille,
Bescheiden sanft wie Mondeslicht,
Und heilig, wie die Tugend spricht,
Ein Musenwörtchen zu dem Leirer,
Der, wenn er Laun' und Lust vermisst,
Sich froh an deinen Briefen liest;
Und doch ist ihm die *Mutter* theurer,
Als ihm die *Philosophin* ist!

C. A. TIEDGE.

Eine Frau, der die Erfüllung ihrer Pflichten am Herzen liegt, zeigt ihre Liebe

zum Schönen nicht in einem koſtbaren Aufzuge, ſondern in der guten Einrichtung ihres Hausweſens; und ſie iſt gewiſs, daſs ſie ihrem Manne durch nichts beſſer gefallen kann, als wenn ſie alles nach ſeinen Wünſchen anordnet und ausführt. Denn die Wünſche des Mannes müſſen das *ungeſchriebene Geſetz* ſeyn, nach welchem eine wohlgeartete Frau ihr ganzes Leben führt. Sie muſs glauben, daſs ihre Tugend und ihr gutes Betragen die reichſte *Mitgift* ſey, die ſie ihrem Manne zugebracht habe, und daſs ſie ſich weit mehr auf die Schönheit und den Reichthum der Seele als auf äuſſerliche gute Geſtalt und Vermögen zu verlaſſen habe. Denn *dieſe* kann uns eine Krankheit oder die Miſsgunſt der Menſchen und des Schickſals rauben: *jene* hingegen bleiben uns bis in den Tod, weil ſie einen *Theil*, und unſtreitig den beſten Theil *von* uns ſelbſt ausmachen.

Meliſsa, eine der ſogenannten Pythagoriſchen Frauen.

Die Würde des Weibes beruht darauf, daſs ſie ganz, ſo wie ſie lebt, und iſt, ihres Mannes ſey, und ſich ohne Vorbehalt an ihn und in ihm verloren habe. Das Geringſte, was daraus folgt, iſt, daſs ſie ihm ihr Vermögen und alle ihre Rechte abtrete, und mit ihm ziehe. Nur mit ihm vereinigt, nur unter ſeinen Augen, und in ſeinen Geſchäften hat ſie noch Leben und Thätigkeit. Sie hat aufgehört, das Leben eines Individuum zu führen; ihr Leben iſt ein Theil

ſeines Lebens geworden, (dies wird treflich dadurch bezeichnet, daſs ſie den Namen des Mannes annimmt). Die Lage des Mannes dabey iſt dieſe. Er, der alles, was im Menſchen iſt, ſich ſelbſt geſtehen kann, ſonach die ganze Fülle der Menſchheit in ſich ſelbſt findet, überſchaut das ganze Verhältniſs, wie das Weib ſelbſt es nie überſchauen kann. Er ſieht ein urſprünglich freyes Weſen, mit Freyheit und unbegränztem Zutrauen ſich ihm unbedingt unterwerfen; ſieht, daſs ſie nicht nur ihr ganzes äuſſeres Schickſal, ſondern auch ihre innere Seelenruhe, und ihren ſittlichen Charakter, wenn auch nicht das Weſen deſſelben, doch ihren eigenen Glauben daran, von ihm gänzlich abhängig mache: da ja der Glaube des Weibes an ſich ſelbſt, und an ihre Unſchuld und Tugend davon abhängt, daſs ſie nie aufhören müſſe, ihren Mann über alle ſeines Geſchlechts zu achten und zu lieben.

Wie die ſittliche Anlage in der Natur des Weibes ſich durch *Liebe*, ſo äuſſert die ſittliche Anlage in der Natur des Mannes ſich durch *Groſsmuth*. Er will zuerſt Herr ſeyn; wer aber mit Zutrauen ihm ſich hingiebt, gegen den entkleidet er ſich aller ſeiner Gewalt. Gegen den Unterworfenen ſtark zu ſeyn, iſt nur die Sache des Entmannten, der gegen den Widerſtand keine Kraft hat.

Zufolge dieſer natürlichen Groſsmuth iſt der Mann durch das Verhältniſs mit ſeiner Gattin zuförderſt genöthigt, achtungswürdig zu ſeyn, da ihre ganze Ruhe davon

abhängt, daſs ſie ihn über alles achten könne. Nichts tödtet unwiderbringlicher die Liebe des Weibes, als die Niederträchtigkeit und Ehrloſigkeit des Mannes. — —

Die Ruhe des Weibes hängt davon ab, daſs ſie ihrem Gatten ganz unterworfen ſey, und keinen andern Willen habe, als den ſeinigen. Es folgt, daſs, da er dies weiſs, er ohne ſeine eigne Natur und Würde, die männliche Groſsmuth zu verläugnen, nichts unterlaſſen kann, um ihr dies ſo viel als möglich zu erleichtern. Dies kann nun nicht dadurch geſchehen, daſs er ſich von ſeiner Gattin beherrſchen laſſe, denn der Stolz ihrer Liebe beſteht darin, daſs ſie unterworfen ſey, und es ſcheine, und ſelbſt es nicht anders wiſſe, als daſs ſie es iſt. Männer, die ſich der Herrſchaft ihrer Weiber unterwerfen, machen ſich ihnen dadurch ſelbſt verächtlich, und rauben ihnen alle eheliche Glückſeligkeit. Es kann nur dadurch geſchehen, daſs er ihre Wünſche ausſpäht, um als ſeinen eigenen Willen ſie vollbringen zu laſſen, was ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, am liebſten thun würde. Es iſt ja hier nicht etwa um bloſse Befriedigung ihrer Launen und Einfälle zu thun, damit ſie nur befriedigt ſeyen; es iſt um einen weit höhern Zweck, um die Erleichterung, ihren Gatten immerfort über Alles zu lieben, und in ihren eigenen Augen ihre Unſchuld zu behalten, zu thun. — Es kann nicht fehlen, daſs die Gattin, deren Herz durch einen Gehorſam, der ihr keine Aufopferung koſtet, nicht befriedigt wird, wie-

der von ihrer Seite, die verborgenen höhern Wünſche des Mannes auszuſpähen, und mit Aufopferungen ſie zu vollbringen ſuche. Je gröſser das Opfer, deſto vollkommener iſt die Befriedigung ihres Herzens. Daher entſteht die eheliche *Zärtlichkeit* (Zartheit der Empfindungen und des Verhältniſſes). Jeder Theil will ſeine Perſönlichkeit aufgeben, damit die des andern Theils allein herrſche, nur in der Zufriedenheit des andern findet jeder die ſeinige; die Umtauſchung der Herzen und der Willen wird vollkommen. Nur in der Verbindung mit einem liebenden Weibe öffnet das männliche Herz ſich der Liebe, der ſich unbefangen hingebenden, und im Gegenſtande verlornen Liebe; nur in der ehelichen Verbindung lernt das Weib Groſsmuth, Aufopferung mit Bewuſstſeyn und nach Begriffen: und ſo wird die Verbindung mit jedem Tage ihrer Ehe inniger.

Fichte.

Wahr iſt es: das Weib hat weniger äuſſere Stärke, als der Mann, weniger Fähigkeit, äuſſeren Gefahren zu trotzen, und mitten in dem Gewühle von Tauſenden, welche unter unaufhörlichen Colliſionen ihren beſonderen äuſseren Zwecken nachſtreben, ſich ein unabhängiges Daſeyn zu ſichern. Während der Jüngling ſich mit dem Plane beſchäftigt, eine eigene Sphäre zu ſchaffen, bleibt ſie im väterlichen Hauſe zurück und weihet ihre Zeit und ihre Sorge denen, welchen ſie Leben und Freude

verdankt, und fühlet ſich glücklich durch dieſes Wiedergeben. Kommt die Zeit, wo ſie in einer eigenen Sphäre herrſchen ſoll, ſo iſt *ſie* es nicht, welche die Materialien des Gebäudes von Auſſen herbeyſchafft; *ſie* iſt es nicht, welche das Gebäude gegen äuſſere Unfälle ſchützt. Gerne nimmt ſie an den Gütern des Mannes Theil, und Dankbarkeit gegen ihn iſt ihren Herzen kein drückendes Gefühl; gerne gleicht ſie der Rebe, welche ſich um die ſtärkere Ulme ſchlingt, und das Geſtändniſs ihrer Schwäche beſchämet ſie nicht. — Dagegen iſt *ſie* es, welche die äuſſeren Güter genieſsbar macht, oder die Genüſſe erhöht, verfeinert, veredelt. Leben, Anmuth und Freude erſcheinen mit ihr in dem neu ſich bildenden Kreiſe: Ordnung und Harmonie herrſchen, wo ſie als Herrſcherin auftritt: die rohe Natur beugt ſich vor ihrer ſchöneren Natur, und alle Güter, welche der Mann mit ihr theilet, was ſind ſie gegen das Geſchenk, womit ſie ſeine Liebe lohnet, gegen die Vaterfreuden, deren ſie ihm unter Sorgen und Schmerzen theilhaftig macht? Und ſo verſchwindet der Anſchein von Ungleichheit, welcher nur aus einer kalten, durch Eigenliebe verfälſchten Berechnung entſtehen konnte; nach dem Plane der Natur ſoll ihn die Zauberkraft der Liebe auf immer verbannen. *Auf dem Altare der Grazien* ſoll der *Jüngling* das Gefühl ſeiner äuſſeren Stärke niederlegen, damit er das Mädchen nicht als Sklavin, ſondern als ihm gleich, als Gehülfin und Mitgenoſsin in ſeiner Hüt-

te einführe, und ſie theilnehmen laſſe, als geſchehe es von Rechtswegen, an ſeiner Ehre und an ſeinen Gütern. *Auf dem Altare der Liebe* opfert *ſie* — den Schmuck ihrer Weiblichkeit, ihre jungfräuliche Blüthe: ihm, der ihr viel giebt, giebt ſie Alles. So ſoll Harmonie jede Spur von Vorrechten und abgeſonderter Herrſchaft vertilgen, bis die frohe Erſcheinung gemeinſchaftlicher Kinder der ſüſsen Vereinigung neues Leben und neue Feſtigkeit giebt.

Ph. Ch. Reinhard.

Mächtig ſeyd ihr, ihr ſeyds durch der Gegenwart ruhigen Zauber,
Was die ſtille nicht wirkt, wirket die rauſchende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Geſetzes Würde behaupt' er,
Aber durch *Anmuth* allein herrſchet und herrſche das Weib.
Manche zwar haben geherrſcht durch des Geiſtes Macht und der Thaten,
Aber dann haben ſie dich, höchſte der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin iſt nur des Weibes weibliche Schönheit.
Wo ſie ſich zeige, ſie herrſcht, herrſchet blos weil ſie ſich zeigt.

Schiller.

Dich ſchuf — *Natur* zur *Mutter*;
Zur *edeln* Mutter ſchaffſt *du* dich.

C. A. Tiedge.

Bey dem Menſchen iſt die *Mutterliebe* höherer Art; eine Sproſſe der Humanität ſei-

ner aufgerichteten Bildung. Unter dem Auge der Mutter liegt der Säugling auf ihrem Schoos, und trinkt die zartefte und feinfte Speife. — Den gröfsten Unmenfchen zähmt die väterliche und häusliche Liebe: denn auch eine Löwenmutter ift gegen ihre Jungen freundlich. Im väterlichen Haufe entftand die erfte Gefellfchaft, durch Bande des Bluts, des Zutrauens und der Liebe verbunden. Alfo auch um die Wildheit der Menfchen zu brechen, *und fie zum* häuslichen Umgange zu gewöhnen, follte die Kindheit unfers Gefchlechts lange Jahre dauren; die Natur zwang und hielt es durch zarte Bande zufammen, dafs es fich nicht, wie die bald ausgebildeten Thiere, zerftreuen und vergeffen konnte. Nun ward der Vater der Erzieher feines Sohns: wie die Mutter feine Säugerin gewefen war; *und* fo ward ein neues Glied der Humanität geknüpfet. Hier lag nemlich der Grund zu einer nothwendigen *menfchlichen Gefellfchaft*, ohne die kein Menfch aufwachfen, keine Mehrheit von Menfchen feyn könnte.

HERDER.

Cato, der Aeltere, pflegte zu fagen, ihm gelte ein *guter Ehemann* mehr, als ein *grofser Senator*, und deswegen fey ihm *Sokrates* vorzüglich achtungswerth, dafs er fanft und leidfelig fogar mit einem böfen *Weibe* gelebt habe.

PLUTARCH.

Die Ehegenoffen müffen nicht in Anfchlag bringen, wer von beyden — der Zahl

nach — das Meiſte zugebracht hat, ſondern feſt überzeugt ſeyn, daſs derjenige, welcher von ihnen der *beſſere Ehegenoſſe* iſt, auch den ſchätzbarſten Beytrag lieferte.

XENOPHON.

Als man den *Lycurgus* fragte: warum er durch's Geſetz verordnet habe, die Jungfrauen ohne Mitgift zu verheurathen, ſagte er: damit weder einige aus Armuth ohne Männer blieben, noch daſs andere, blos ihres Reichthums wegen, geſucht würden. *Die Jünglinge ſollen nur — durch die Sitten und Tugend der Mädchen — in ihrer Wahl geleitet werden.*

PLUTARCH.

Die Zeiten ſind für uns vorüber, wo die Liebe noch das Recht beſaſs, glückliche Ehen zu ſchlieſsen. Sie hat es dem Bedürfniſs, der Pflege, und dem Durſte nach Reichthum abtreten müſſen; und wem kann es entgehen, wie grauſam ſie ſich deshalb gerächt hat. Die Nothwendigkeit, ſich da früh ſchon loszureiſsen, wo das Herz das ganze Leben hindurch ſo gern verweilt hätte, und ſeine Empfindungen an Sprünge zu gewöhnen, raubte ſchon ſo manchem die Fähigkeit, ſich zu fixiren, und durch *Einen* Gegenſtand anhaltend glücklich zu ſeyn. Dieſes Bewuſstſeyn der Unſtätigkeit läſst meiſtentheils die Söhne der conventionellen Welt dann, wenn ſie, nach einer ziemlichen Abkühlung ihrer Sinne, endlich an eine eheliche — wie ſie gewöhn-

lich genannt wird — *solide* Verbindung zu denken berechtigt sind, vor den sanften Fesseln der Liebe, wie vor Sklavenketten, zurückbeben, und nur noch die Rücksicht auf ein einsames, schwächliches Alter kann sie vermögen, ihren Nacken in das Joch der Ehe zu beugen, und ihre Freyheit gegen eine Pflegerin zu vertauschen. — So arm haben wir uns selbst gemacht! —

Der Verf. des B. über den Menschen, s. Verhältn. —

Wie kann *der* Urheber eines markigen, und in sich glücklichen Menschen — eines *Washington* z. B. — werden, dessen Herz keine von den Neigungen nährt, die den Saft des Lebens, den jeder seiner Pulsschläge ausströmt, läutern und versüssen! Ein murrsinniger Mensch ist in der *moralischen* Welt, was ein Gichtbrüchiger in der physischen ist — für das Wohl des Ganzen untauglich zur Fortpflanzung. Der eine betrügt die Nachwelt mit lahmen Körpern, der andere mit Krüppeln am Geist.

Thümmel.

Nichts im Erdenleben geht doch über häusliches Glück; und wessen Herz und Geist in einem edeln Weibe, hoffnungsvollen Kindern und erlesenen Büchern, nicht volle Befriedigung und daurenden Genuss findet, der wird ewig begehren, ohne jemals zu erlangen, und seine Arme nach

Wolkenbildern ausstrecken, bis der Tod ihn zur Erde bringt.

MATTHISSON.

Wenn zwey liebende, gleichgestimmte Herzen sich treffen, so hat der Ehestand keine unangenehme Seite. Da wandeln ein Paar guter Menschen, Hand in Hand. Wo sie auf ihrem Wege Dornen verstreut finden, die räumen sie fleissig und fröhlich hinweg; wo sie an einen Strom kommen, da trägt der Stärkere den Schwächeren hindurch; wo ein Felsen zu erklettern ist, da reicht der Stärkere dem Schwächern die Hand; Geduld und Liebe sind ihre Gefährten. Was dem Einzelnen unmöglich seyn würde, ist den Vereinigten ein Scherz; und wenn sie dann oben stehn am Ziele, dann trocknet der Schwächere dem Stärkern den Schweiss von der Stirne. Freude und Schmerz kehren immer zugleich bey ihnen ein; nie beherbergt der eine den Kummer, wenn die Freude der Gast des andern ist. *Ein Lächeln* auf *beyder* Wangen, oder *Thränen* in *beyder* Augen. Aber ihre Freude ist lebhafter, als die Freude des Einzelnen; ihr Kummer ist milder, als der Kummer des Einzelnen; denn Mittheilung erhöhet die Freuden, und mildert den Schmerz. So ist ihr Leben ein schöner Sommertag, auch dann noch schön, wenn ein Gewitter vorüberzog; denn das Gewitter erquickte die Natur, und gab neuen Sinn für die unbewölkte Sonne. So stehn

ſie Arm in Arm am Abend ihrer Tage unter den Blumen, die ſie ſelbſt pflanzten und erzogen, wartend der hereinbrechenden Nacht. Dann – ja – dann freylich, dann legt einer zuerſt ſich ſchlafen, und der iſt der Glückliche, der andere geht herum und weint, daſs er noch nicht ſchlafen kann: – und das iſt die einzige unangenehme Seite des Eheſtandes.

Wenn Convenienz und äuſſere *Verhältniſſe*, Leichtſinn und Launen das *Band der* Ehe knüpften, o dann hat der Eheſtand keine angenehme Seite. Wo der freye Mann, das freye Mädchen munter und leicht einherſchreiten, da ſchleppt dann der Züchtling ſeine Ketten hinter ſich her. Ueberdruſs lagert ſich auf beyder Stirne. — Bilder verſchertzter Glückſeligkeit, von der Einbildungskraft um ſo lebhafter ausge*malt, je* unmöglicher es wird, ſie zu e*rreichen.* – Herrliche, reizende Entwürfe des Lebens, die vielleicht auch ohne dieſe Ehe nie realiſirt worden wären, deren Wirklichkeit man aber für ausgemacht hält, wäre man nur nicht angeſchmiedet durch unerträgliche Feſſeln. So leiden wir, wo wir ſonſt geduldet haben würden; ſo gewöhnen wir uns den überläſtigen Gefährten unſers Lebens, als die Urſache alles Uebels, zu betrachten, welches uns begegnet; ſo miſcht ſich *Bitter*keit in unſre Geſpräche, und Kälte in unſre Liebkoſungen; ſo ſind wir gegen niemand empfindlicher, werden von niemand leichter beleidigt, als von dem Gatten; und was an

einem Fremden uns Freude machen würde, läſst an ihm uns gleichgültig. So ſchleichen ſie mit abgewandten Geſichtern und niederhängenden Köpfen mit einander durchs Leben, bis endlich einer von beyden ſich ſahlafen legt; dann hebt der andre den Kopf freudig empor, und athmet mit groſsen Zügen: Freyheit! Freyheit! — Und das iſt dann die einzige angenehme Seite des Eheſtandes.

A. v. Kotzebue.

Auch Ehe ſoll *Freundſchaft* ſeyn, und wehe, wo ſie's nicht iſt, wo ſie nur Liebe und Appetit ſeyn wollte! Es iſt einem edlen Weibe ſüſs, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geſchweige ſich mit ihm zu freuen, und Er ſich in Ihr, Sie ſich in Ihm, wirkſam, fröhlich, honett, geſchätzt und glücklich zu fühlen. Die gemeinſchaftliche Erziehung der Kinder iſt der ſchöne leitende *Zweck* ihrer Freundſchaft, der noch im grauen Alter beyde ſüſs belohnt. Als zwey verſchlungene Bäume ſtehn ſie da, und werden da ſtehn, umringt vom Kranz jugendlich grünender Bäume.

Herder.

Schön kleidet ſich der Pappelgrund
Zum Hochzeitfeſt der Nachtigallen;
Kaum daſs die letzten Blüthen fallen:
So öſt ſich ſchon ihr Liebesbund.
Wie anders jene zarte Liebe,
Die, tief in Menſchlichkeit getaucht,

Die hohe Melodie der Triebe
Des Lebens sanft ins Leben haucht;
Sie, die in *Epponinens* Seele
Zu ihrem Himmel nur die Höhle
Des Gatten, den sie nährte, braucht.
Wie leuchtet hier die Offenbarung
Der hohen menschlichen Natur!
Die Liebe knüpft die Rosenschnur,
Die Freundschaft nimmt sie in Verwahrung.
Die nahet freundlich dann und trägt
Des Lebens gut' und böse Gabe,
Bis sie auf des Geschiednen Grabe
Die Hälfte weinend niederlegt.
Wie *menschlich*! Nur der Seelenlose
Drückt bald, weil in dies Sinnenspiel
Ihm nicht ein Tropfen Seele fiel,
Von dieser schönen Lebensrose
Sich in die Hand den Dornenstiel.

C. A. Tiedge.

O ihr mannigfaltigen Gefühle des häuslichen Lebens, wie seyd ihr so hehr und so ehrwürdig! wie stärkt und härtet ihr, wenn ihr schmerzlich seyd, zum Muthe, zur Festigkeit, zur Gröſse und Erhabenheit der Seele, und wie gewöhnet und erzieht ihr für die reinsten, edelsten und süſsesten Genüsse, ihr stillen, häuslichen Freuden!

— — — Ach, groſs ist der Häuslichkeit Segen!
Siehe! von ihren Geschenken gedeihet hienieden die Menschheit,
Wie das Getraide der Flur vom erfrischenden Regen des Frühlings.
Süſser begeistert ihr Hauch, als die stärkenden Düfte der Blumen;

Sanfter umhüllet ihr Dunkel, als trauliche Schatten der Wälder;
Lieblicher wärmet ihr Feuer, als sonnige Tage des Maymonds!

G. W. Ch. Starke.

Ich stehe zwar voll Rührung und voll Glückwünsche neben dem Kusse zweyer Freundinnen, und neben der Umarmung von zwey tugendhaften Liebenden, und aus dem Feuer ihrer Altäre fliegen Funken in mich; aber was ist diese Erwärmung gegen die sympathetische Erhebung, wenn ich zwey Menschen, gebückt unter einerley Bürden, verknüpft zu einerley Pflichten, angefeuert von derselben Sorge für einerley kleine Lieblinge, einander in einer schönen Stunde an die überwallenden Herzen fallen sehe? und wenn es vollends zwey Menschen thun, die schon die Trauerschleppe des Lebens, nämlich das Alter, tragen, deren Haare und Wangen schon ohne Farbe; deren Augen ohne Feuer sind, und deren Angesicht tausend Dornen zu Bildern der Leiden ausgestochen haben; wenn diese sich umfangen mit so müden alten Armen, und so nahe am Abhange ihrer Gräber; und wenn sie sagen oder denken: „es ist uns Alles abgestorben, aber doch unsere Liebe nicht — o wir haben lange mit einander gelebt und gelitten, nun wollen wir auch zugleich dem Tode die Hände geben, und uns mit einander wegführen lassen“ — so rufet alles

in uns auf: *o Liebe, dein Funke ist über der Zeit, er glimmet weder an der Freude noch an der Rosenwange; er erlischt nicht weder unter tausend Thränen, noch unter dem Sehnen des Alters, noch unter der Asche deines Geliebten. — Er erlischt nie, und du, Allgütiger, wenn es keine ewige Liebe gäbe, so gäb' es ja gar keine!*

IEAN PAUL FR. RICHTER.

FREUNDSCHAFT.

Auf einer Infel des Aegäifchen Meeres, ftand unter einigen uralten Pappelbäumen, vor Zeiten *ein der Freundfchaft geweiheter Altar.* Tag und Nacht brannte auf demfelben ein reiner, und der Göttin wohlgefälliger, Weihrauch. Bald aber ward fie von feilen Anbetern umringt, in deren Herzen fie nur eigennützige, oder fchlechtgeknüpfte Verbindungen fah. Einft fprach fie zu einem Günftling des Königs Kröfus: „Trage deine Opfer zu andern Tempeln; fie find ja nicht an mich gerichtet, fondern an die Göttin des Glücks.“ – Einem Athener, welcher für Solon betete, deffen Freund er fich nannte, antwortete fie: „Du fchliefseft dich an einen weifen Mann, weil du feinen Ruhm zu theilen, und deine Lafter in Vergeffenheit zu bringen gedenkft.“ — Zu

zwey Samierinnen, welche sich vor ihrem Altar innig umarmten, sagte sie: „Geschmack an Ergötzlichkeiten verknüpfet euch zum Schein; eure Herzen aber trennet schon Eifersucht, und bald wird es der Haß thun.“

Endlich kamen zwey Syrakuser, *Damon* und *Phietias*, beyde in den Grundsätzen des *Pythagoras* erzogen, und warfen sich vor der Göttin nieder. „Ich nehme eure *Huldigungen* an, sprach sie zu ihnen; *ja*, ich verlasse von nun an völlig eine nur zu lange durch beleidigende Opfer befleckte Stätte, und will förder keinen Wohnsitz, als *eure Herzen.* Gehet, und zeiget dem Tyrannen von Syrakus, der ganzen Welt, der Nachwelt, was die Freundschaft in Seelen vermag, welche ich mit meiner Kraft *erfüllt* habe!“

Barthelemy.

— Du, die mit gelinder Hand
Mir tiefe Wunden oft verband,
O Göttin! — Wohlthun ist dein Name —
O Freundschaft jeder Tugend Saame!
Du, unsers Wesens bester Theil,
Erhabne Leidenschaft des Weisen!
— — — —
Ein Herz, das lang' im Stillen litt',
Mit Schwachheit und mit Irrthum stritt,
Gern weihst du es zum Heiligthume.
Bewährest dich zum schönern Ruhme,
Gern unter Leidenschaften groſs,
In gifterfüllter Kräuter Schoos
Blüht so die edle, kleine Blume. —
Fort aus der Freundschaft Heiligthume,
Ihr Stolzen, deren kalte Brust

Nicht brüderliche Nachsicht nähret,
Die ihr aus Furcht nur Tugend ehret,
Und schuldlos bleibt, weil keine Lust
Das matte Blut in euch empöret!
Das Paar der ersten Freunde war
Gewiss ein unglückselig's Paar;
Zwey Seelen ihres Daseyns müde,
Durch gleiche Leiden sich verwandt,
Von gleicher Neigung lang' entbrannt;
Sie fanden sich, und fanden Friede,
Und schlangen schmelzend Arm in Arm,
Und trauten, von Empfindung warm,
Sich ihres Herzens tiefste Schwäche
Und mischten ihre Thränenbäche,
Und drückten sich zum ew'gen Bund,
Der Treue Kuss auf ihren Mund.

Fr. W. Gotter.

O wer erfand den Edelstein der Sprache,
Die kurze Sylbe *Freund*? Er nannt' in ihr
Des Lebens Trost, den Retter von Gefahren,
Von Gram und Furcht, und Selbstbetrug und Noth;
Den treuen Schatz von unserm Leid' und Freuden,
Der Wunden Balsam, unsrer Augen Salbe,
Des Herzens Arzt, von uns das bessre Selbst.

Aus den Gedanken einiger Bramanen.

Du Angeld auf ein besser Land,
Sey hohe Freundschaft, mir gesegnet!
Wo, durch des Adels gleichen Ton verwandt,
Durch gleichen Sinn geweckt, der Geist den Geist begegnet;
O süsser Tausch, in Wesen seiner Art,
Wenn Seel und Seele sich zum hohen Bunde paart,
Sich mit den leisesten Gefühlen wieder finden,
Sein Selbst in fremder Lust, in fremden Schmerz empfinden?
Wo du, mit deinem Götterblick,

O Freundschaft, weilst, da weilt des Himmels
Friede,
Da weilt mit allen Segnungen das Glück,
Und manche That, die in der Nachwelt Liede
Noch lebet, keimt: Du leihst dem Geiste Schwingen,
Und hebst ihn über sich empor,
Lehrst niedere Begier ihn unter sich bezwingen,
Und öffnest ihm der Ehre Thor:
Das junge Leben wird durch deinen Reiz erhöhet,
Und ferne Hoffnungen, erwärmt von deiner Hand,
Gehn schöner auf; von deinem Hauch umwehet,
Lacht himmlischer vor ihm der Zukunft Zauberland.
Der Vorwelt herrliche Heroen,
Die Theseus, und die Pirithoen,
Beschwuren einst am festlichen Altar,
Auf welchem Blut und Wein die ernste Weihe war,
Den Todesbund, durch dich, für drohende Gefahr,
Für Noth und Tod: dann stürzten sie die frohen
Verschlungnen Seelen in die kühne Schlacht,
Und niedersank des Drängers tolle Macht;
Es schwang der Sieg den goldnen Flügel
Ob ihrem Bund, es ehrte selbst das Glück
Die Tugend hier mit der Belohnung Blick:
Da scholl's die Thal' hinab, da rauscht' es durch die
Hügel:
Triumph! Triumph dem Vaterland!
Triumph dem neuen Brüderband!

CONZ.

— Wie entzückend
Und süſs ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Daſs unsre Freude fremde Wangen röthet;
Daſs unsre Angst in fremden Busen zittert;
Daſs unsre Leiden fremde Augen wässern.

SCHILLER.

Nur zwischen redlichen Menschen, wo wahre Gleichheit Statt findet, zwischen

Menschen, welche *einerley* Zwecke haben, kann Freundschaft gedacht werden. Zwischen schlechten, geschmacklosen Menschen, die sich einander immer unähnlich sind, ist Freundschaft unmöglich. Da unter Freunden, wie vor der allgemeingültigen Vernunft, der Unterschied des Ranges, worauf man so scharf in der bürgerlichen Gesellschaft hält, aufhört, so sieht jeder, wie wenig jemand für uns zuverläßsige Freundschaft hat, wenn er einer Art von Heroismus bedarf, um sich hier oder dort für unsern Freund zu bekennen. So wie wir uns nirgends unsrer selbst schämen und uns verläugnen sollen, so sollen wir auch nirgends uns unsers Freundes schämen, ihn nicht bey Fürsten und Göttern verläugnen. Wer für seine Glückseligkeit Freunde sucht, der findet nimmermehr einen Freund, denn die Freundschaft bestehet ja darin, daſs wir für den Freund alles hingeben. Unser Daseyn und unsern Freund sollen wir zur Veredelung unsers Willens haben.

K. L. Poerschke.

Moralische Freundschaft ist das völlige Vertrauen zweyer Personen in wechselseitiger Eröffnung ihrer geheimen Urtheile und Empfindungen, so weit sie mit beyderseitiger Achtung gegen einander bestehen kann.

Kant.

Unter Freunden herrscht nicht nur Gemeinschaft des Vermögens, sondern auch des Geistes und der Gedanken.

Menander, *der Komiker.*

Die Welt ist leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hie und da jemand wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

GOETHE.

Wie Bienen aus duftenden Blumen Nektar saugen, so ziehen Menschen aus der Freundschaft *Weisheit* und *Vergnügen* — Zwillinge der Natur, die, sobald sie zertrennt werden, dahin sterben. — Hat man keinen Freund, dem sich der Geist mittheilen kann, so wird der gesunde Menschenverstand zu einem faulen Sumpfe. Versperrten Gedanken muss man Luft machen, oder sie verderben gleich einem Waarenballen, der nie gesonnt wird.

E. YOUNG.

Was kann das Leben schöner kränzen,
Als Freundschaft, die das Herz erhöht?
Hier sieh den Gottesfunken glänzen,
Leis' auf den Altar hingeweht,
Der auf der schönen Mitte steht,
Wo Mensch und Engel traulich grenzen,
Die auf den Weg durch Wüstenein
Die bunten Lebensblüthen streun.

TIEDGE.

Unter Allem, was die Weisheit zu einem seligen Leben fordert, findest du nichts Höheres, nichts Kräftigeres, nichts Angenehmeres, als Freundschaft.

EPICUR.

Zu einer dauerhaften, innigen Freundschaft wird Gleichheit in Grundsätzen und Empfindungen erfordert. Fällt nicht eine der höchsten Glückseligkeiten bey einer solchen Verbindung, die Austauschung von Ideen und Meynungen, die Mittheilung verschwisterter Gefühle, die Berichtigung dunkler Ahnungen und Zurechtweisung in wichtigen Fällen alsdann weg, wenn unser Freund sich durchaus nicht in unsere Lage hineindenken kann, wenn ihm unsere Empfindungen gänzlich fremd sind? Es giebt Leute, die man nur bewundern darf, an welche man immer hinaufschauen muss, und diese Menschen verehrt man, aber — man liebt sie nicht, oder man verzweifelt wenigstens daran, von ihnen wieder geliebt zu werden. In der Freundschaft müssen beyde Theile gleichviel geben und empfangen können. Jedes zu grosse Uebergewicht von Einer Seite, alles, was die Gleichheit hebt, stört die Freundschaft.

A. Knigge.

Den, welcher Tugend liebt, den bitte: Sey mein Freund!

Pythagoras.

Bestrebe dich, *gut* zu seyn. Wenn du das bist, so scheue dich nicht, auch nach der *Freundschaft der Guten* zu streben.

Xenophon.

Nicht der Glanz des kostbaren Goldes, nicht die Diamanten, nicht die Tafeln von

Silber, glänzen in dem hoffnungslosen Leben des Menschen, so in die Augen; nicht machen der reichen Saaten unübersehliche Furchen so glücklich, als die *brüderliche Eintracht guter Menschen.*

PLATON.

Nur die *Freundschaft guter Menschen* ist moralisch-gut, und wird durch den täglichen Umgang immer enger: sie bessern sich von Tage zu Tage Einer den Andern, dadurch, daſs ein jeder seine guten Eigenschaften immer vollkommner entwickelt, und Einer den Andern leitet. Denn Einer nimmt von dem Andern nur das an, was er billigen kann.

Gutes lernt man von Guten, sagt *Theognis.*

ARISTOTELES.

So *empfangen* wir von dem *besseren Menschen*, ohne zu wissen wie, den Saamen seiner Aehnlichkeit; Er strahlt uns sein Bild ins Gemüth; und wir lernen froh — wie man sich selbst im Anschauen eines Andern verliert — lernen *Freundschaft*, Religion, Patriotismus — jede Tugend, alle Wahrheit.

F. H. JACOBI.

Jeder fühlt wohl zuweilen die *zwey* Seelen in sich streiten; aber das Vertrauen der Freunde macht stark und groſs, und giebt der *bessern* das Uebergewicht.

Der Verf. der Agnes v. Lilien.

Nur Tugend, sage ich, gründet und erhält die Freundschaft; denn nur durch sie besteht Harmonie, Festigkeit und Treue. Wenn sie hervortritt und sich in ihrem Lichte zeigt, und eben dieses Licht auch bey einem Andern erblickt, so nähert sie sich demselben, und empfängt wiederum vom Andern, was sein ist.

CICERO.

O göttliche Freundschaft, nur in dir ist vollkommne Glückseligkeit! Du bist die einzige Bewegung der Seele, wo Uebermaafs erlaubt ist. — Leiterin meiner Schritte auf allen meinen Wegen — ohne dich ist der Mensch allein: *Aber durch deine Hülfe kann er sein Wesen verdoppeln, und im Andern, als Freunde, leben.*

VOLTAIRE.

Die Freundschaft verschwistert zwey gleiche Seelen in so innigem Verein, dafs man die Spur ihrer Zusammenfügung nicht mehr wieder findet. Wenn man mich zwingt zu sagen, warum ich meinen Freund liebe, so empfinde ich, dafs ich nicht anders antworten kann, als: weil *Er Ich selbst ist.*

MONTAIGNE.

Die Freundschaft ist *Eine Seele* in *zwey Körpern.*

ARISTOTELES.

Hast du, was wenige haben, im grosſen Sinne des Wortes,
Hast du, Beglückter! den Freund gefunden, in welchem dein Weſen
Spiegelnd ſich täglich reinigt von allen Makeln und Flecken;
Welcher in dir nur athmet, dem theurer du biſt, wie ſein Leben;
Stütze getroſt dich auf ihn; er iſt ein trefflicher Anker. —
Weinberg' und Triften und mancherley Güter und Beyfall und Ehre
Tröſten dich nicht in Stunden des Trübſinns, in Tagen des Jammers,
Wie der ſelten Gefundne, der Auserwählte dich tröſtet.

Caroline Rudolphi.

Ein Freund kann für ſeinen Freund nichts auf *Unkoſten ſeiner ſelbſt* thun, — denn dieſer Freund iſt *Er ſelbſt.* Welchen gröſſern Gewinn könnte er machen als die Glückſeligkeit ſeines Freundes? Er könnte ſein Leben für ihn geben, und würde in dem letzten Augenblicke, der vor dieſem ſüſsen Opfer vorhergienge, mehr leben als in zwanzig Jahren, die er blos ſich ſelbſt gelebt hätte.

Wieland.

Ich bin ein redlicher Freund, und betrachte im Freunde den Freund; von der ganzen Frevler-Rotte kehrt ſich mein Auge hinweg. Ich ſchmeichle Niemand aus tückiſcher Seele; den ich einmal liebe und achte, den lieb' und achte ich von Anfang bis zu Ende.

Phocylides, *der Mileſier.*

Verschaffe dir solche Freunde, welche in ihren Gesinnungen und Reden nicht wanken.

EURIPIDES *der Tragiker.*

Schändlich, aber wahr ist es, daſs man gewöhnlich die Freundschaft nur nach dem Eigennutze miſst; man sieht eher nach dem, was Vortheil bringt als nach dem, was uneigennützig ist; mit dem Glücke steht oder fällt die Treue.

OVID.

Wer nie Verräther am Freunde wird,
Der Mann hat groſse Ehre — so urtheilt mein Geist —
Ehre bey Göttern, Ehre bey Menschen.

Aus den alten Skolien.

Ich höre von vielen, sagte Socrates, daſs ein sicherer und brauchbarer Freund von allen Gütern das beste sey: gleichwohl sehe ich auch, daſs sich viele um jede andere Sache eher, als um Freunde bewerben: Denn mir kommen täglich Leute vor, welche Häuser, Feldgüter, Leibeigne, Vieh und Hausgeräthe sorgfältig anschaffen, und was sie davon schon haben, zu erhalten suchen: dagegen sehe ich Viele, die einen Freund als das gröſste Gut rühmen, ohne darauf zu denken, wie sie ihn erlangen, noch wie sie ihn nach Möglichkeit beybehalten wollen. Sollte man aber einen rechtschaffenen Freund nicht höher schätzen, als jedes andere Stück des Vermögens?

XENOPHON.

Demonax ſah die Freundſchaft als das gröſste Gut der Menſchheit an, und dieſe Art zu denken war der Grund des allgemeinen Wohlwollens, das einen ſo feſten Zug ſeiner Sinnesart ausmachte; es war genug, daſs man ein Menſch war, um von ihm als eine zu ſeiner Familie gehörige Perſon angeſehen zu werden. Dies hinderte nicht, daſs er nicht mit einigen lieber umgieng, als mit andern: aber es machte, daſs er ſich von Niemanden gänzlich zurückzog, als von Menſchen, die in einem ſo hohen Grad verderbt waren, daſs er alle Hoffnung aufgab, ſie beſſern zu können.

Lucian von Samosata.

Süſs iſt des Glückes Genuſs im traulichen Kreiſe von Freunden;
Süſs iſt's, wenn die ſchwarzen Stürme des *Schickſals* uns ſchrecken,
Ins getrübte Auge des mitfühlenden Freundes zu ſchauen.

Euripides, *der Tragiker.*

Denken die Himmliſchen
Einem der Erdgebohrnen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten ſie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und vom Schmerzen zur Freude
Tief erſchütternden Uebergang;
Dann erziehen ſie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Geſtade,
Daſs in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit ſey,
Einen ruhigen Freund. —

Goethe.

Eine kurze Zeit trennt die Verbindung der Bösen; die Freundschaft der Guten zernichtet keine Ewigkeit. —

Sey nicht zu voreilig, um Freundschaften zu schliessen, aber standhaft bey einmal geschlossenen. Denn der öftere Wechsel mit Freunden ist eben so unrühmlich als völliger Mangel an Freunden. — Willst du dich von der treuen Gesinnung deiner Freunde, ohne eigene Gefahr, überzeugen, so bewirkest du dies auf keine bessere Art, als wenn du dich dürftig stellest, oder als wenn du dich mit ihnen über gleichgültige Dinge als über wichtige Geheimnisse beredest. Wirst du getäuscht, so bist du vor Schaden gesichert; wo nicht, so hast du ihr Herz und ihren Charakter kennen gelernet. Ueberhaupt wirst du Freunde nie besser kennen lernen, als beym Verluste deines Vermögens, oder bey gemeinschaftlichen Gefahren. Denn wie das Gold durch Feuer, so werden Freunde durch Unglücksfälle geprüfet. Am edelsten beträgst du dich gegen deine Freunde, wenn du ihren Bitten zuvorkömmst, und ihnen ungebeten, zur rechten Stunde, beyspringest. Denn das macht dir eben so wenig Ehre, wenn du dich von deinem Freunde durch Wohlthaten übertreffen, als wenn du dich von deinem Feinde durch böse Thaten besiegen lässest. Achtung verdient der Freund, der sich über deine Unglücksfälle betrübet, und dich im Glücke nicht beneidet: denn es giebt viele, die zwar das Schicksal ihrer un-

glücklichen Freunde zu Herzen faſſen, und ſie dennoch im Glücke beneiden. Von deinen abweſenden Freunden ſprich bey deinen Anweſenden ſo, daſs dieſe überzeugt werden, du würdeſt dich ihrer bey ihrer Abweſenheit eben ſo rühmlich erinnern.

Isocrates, *der Redekünſtler.*

Ohne Urſach iſt das Sprüchwort: in Nöthen erkennt man den Freund – nicht in Gebrauch kommen. Wahrlich darf niemand ſagen, daſs er mit einem Freund verwahret ſey, er hab' ihn denn in ſeinen nothdürftigen anliegenden Sachen, dermaaſsen daſs er ihn inwendig und auswendig kenne, verſucht und geprüft. Wiewohl nur der glückſelig zu achten, dem nie vonnöthen ward, einen Freund dieſer Geſtalt zu probiren. Mögen aber doch *auch die* ſich der Gnade Gottes berühmen, *ſo* in ihren Nöthen beſtändige und harthaltende Freunde gefunden haben.

Ulrich von Hutten.

Wer die Freundſchaft brechen kann,
Fieng ſie nie von Herzen an.
Der ward fälſchlich Freund genennet,
Wer ſich von dem Freunde trennet.

F. Logau.

Ein Freund in der Noth, wie erwünſcht iſt der nicht (wohl zu verſtehen, wenn er ein thätiger, mit eignem Aufwande hülfreicher Freund iſt)? – – Die Freundſchaft kann alſo nicht eine auf wechſelſeitigem

Vortheil abgezweckte Verbindung, sondern diese muſs rein moralisch seyn, und der Beystand, auf den jeder von beyden von dem Anderen im Falle der Noth rechnen darf, muſs nicht als Zweck und Bestimmungsgrund zu derselben, — dadurch würde er die Achtung des andern Theils verlieren, — sondern kann nur als äuſsere Bezeichnung des inneren, herzlich gemeinten Wohlwollens, ohne es doch auf die Probe, als die immer gefährlich ist, ankommen zu lassen, gemeint seyn, indem ein jeder groſsmüthig den Anderen dieser Last zu überheben, sie für sich allein zu tragen, ja sie ihm gänzlich zu verheelen bedacht ist, sich aber immer doch damit schmeicheln kann, daſs im Falle der Noth er auf den Beystand des Anderen sicher würde rechnen können.

Freundschaft ist, bey der Süſsigkeit der Empfindung des bis zum Zusammenschmelzen in eine Person sich annähernden wechselseitigen Besitzes, doch zugleich etwas so *zartes*, daſs wenn man sie auf Gefühle beruhen läſst, und dieser wechselseitigen Mittheilung und Ergebung nicht Grundsätze oder das Gemeinmachen verhütende, und die Wechselliebe durch Foderungen der Achtung einschränkende Regeln unterlegt, sie keinen Augenblick vor *Unterbrechungen* sicher ist. —

Auf alle Fälle aber kann die Liebe in der Freundschaft nicht *Affect* seyn; weil dieser in der Wahl blind und in der Fortsetzung verrauchend ist. Kant.

Meide den Freund, der, was du auch ſprichſt, nur Beyfall dir lächelt,
Tücke im Herzen, im Munde gefällige Worte nur führet;
Den verſcheuche von dir der feſte Riegel am Thore.

Euripides, *der Tragiker.*

Auf dieſer Erde ſchlägt keine erhabnere und ſeligere Stunde als die, wo ein Menſch ſich aufrichtet erhoben von der Tugend, erweicht von der Liebe, und alle Gefahren verſchmäht und *einem Freunde zeigt, wie ſein Herz iſt.* Dieſes Leben, dieſes Erheben iſt köſtlicher als der Kitzel der Eitelkeit, ſich in unnütze Feinheiten zu verſtecken. Aber die vollendete Aufrichtigkeit ſteht nur der Tugend an: der Menſch, in dem Argwöhn und Finſterniſs iſt, leg' immer ſeinem Buſen Nachtſchrauben und Nachtriegel an, der Böſe verſchon' uns mit ſeiner Leichenöffnung, und wer keine Himmelsthür' an ſich zu öffnen hat, laſſe das Höllenthor zu.

Jean Paul Fr. Richter.

Es wäg' ein Freund, wie billig iſt, mein Gutes
an meine Fehler, und ſchlägt jenes vor,
ſo neige ſeine Liebe ſich dorthin.
Gefällt es ihm auf dieſen Fuſs von mir geliebt
zu ſeyn, ſo werd' ich ihn auf gleicher Wage wägen.

Horaz.

Am meiſten iſt und wahrſten der mein Freund,
Der warm, nicht heiſs, das Gute, das ich habe,
Und, ſtreng nicht, doch genau, den Fehl auch ſieht.

Hat dieser Freund ein Herz der Redlichen,
So liebt er mich, wie ich geliebt will seyn.

KLOPSTOCK.

Unter einem rohen Volke und unter dem gemeinen ist Freundschaft nur Mittel und *Rückwind* zum Weiterkommen, nicht Ziel und in die Brust gesogne *Lebensluft*; aber die Kultur, die überall mit dem Stahl des Körpers nur Funken der Seele schlagen will, erzieht das Herz für das fremde und lehret uns die *Freundschaft* höher achten als die *Zeichen und Vortheile der Freundschaft.* Wir lieben in der Wissenschaft, in der Tugend und in der Freundschaft anfangs die Renten derselben, dann sie selber auf Kosten unserer Renten. Die Freundschaft roher Zeiten und Menschen fodert nur einträgliche Thaten; die höhere Freundschaft begehrt nichts als ihr tausendsylbiges Echo.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Im Erdenthal ist Alles, Alles nichtig,
Die Zeit und das, was ihrer Saat entreift.
Die Liebe selbst, dies Rosenkind ist flüchtig,
So wie die Luft, die hin durch ihre Myrte streift;
Was *Freundschaft* thut und spricht, bleibt ewig unvergessen;
Sie altert nicht, was auch hinweg vom Leben träuft.
Schön, wie Unsterblichkeit, geht sie durch die Cypressen,
Sie läutert jedes Herz, das ihre Glut ergreift.

C. A. TIEDGE.

Die Freundschaft, dies Kind der Liebe,
Gilt wohl noch mehr, als die Liebe selbst.

GRECOURT.

Lieben — *bis zur Leidenschaft*, kann man jemand in der ersten Stunde da man ihn kennen lernt; aber eines *Freund* werden — das ist bey weitem eine andere Sache. Da muss Mensch mit Mensch in dringenden Angelegenheiten erst oft und lange verwickelt werden, der Eine am Andern vielfältig sich erproben, Denkungsart und Handlungsweise zu einem unauflöslichen Gewebe sich in einander schlingen, und jene Anhänglichkeit an den *ganzen Menschen* entstehen, die nach nichts mehr fragt, und von sich nicht weiss — weder woher noch wohin.

F. H. Jacobi.

Die Freundschaft ist die heiligste der Gaben;
Nichts Heiligers konnt' uns ein Gott verleihn:
Sie würzt die Freud' und mildert jede Pein.
Und einen Freund kann Jeder haben,
Der selbst versteht, ein Freund zu seyn.
Wer Engel sucht in dieses Lebens Gründen,
Der findet nie, was ihm genügt;
Wer Menschen sucht: der wird den Engel finden,
Der sich an seine Seele schmiegt. —
— — — —
Wer trüge wohl des Lebens Bürden,
Die bald mit ihrem dumpfen Harm
Ein schwaches Herz erdrücken würden:
Gäb' uns die Freundschaft nicht den Arm?
Da dehnt sich hin vor uns die dunkelgraue Weite,
Durch die sich unser Weg, mit Nebelduft umringt,
In ungewisser Krümmung schlingt:
Ach! hier bedarf das Herz, dass uns ein Herz begleite.
Was stärkt und tröstet uns, wann unsre Seele ringt?
Wer krönt uns, wann der Sieg gelingt?
Wer tritt, wann kalt die Welt zurückweicht, uns zur Seite?

Die Weisheit? Weisheit ſelbſt ſpricht gern durch
einen Freund.
Und ſcherzt, wie mancher Weiſe meint,
Die Freundſchaft nur am Roſenbuſch der Jugend?
Nein! auch für Männer hat ſie einen Epheukranz.
Dort iſt ſie Huldgefühl, hier die umarmte Tugend;
Hier iſt ſie Wechſelſinn, dort iſt ſie Wechſeltanz.
Zwei Seelen, reif, wie edle Trauben,
Geläutert und geprüft, wie Gold,
Die heilig an einander glauben:
Die athmen Freundſchaft! — Nennt's, ihr Weiſen,
wie ihr wollt!
Sie ſteh'n, ein Zweigeſtirn, an Einer Himmelsſtelle,
Kaum achtend auf die Waſſerfälle,
Durch die der Strom der Dinge rollt.

C. A. Tiedge.

Auf dieſe Erde ſind Menſchen gelegt und an den Fuſsboden befeſtigt, die ſich nie aufrichten zum Anblick einer Freundſchaft, welche um zwey Seelen nicht erdigte, metallene und ſchmutzige Bande legt, ſondern die geiſtigen, die ſelber dieſe Welt mit einer andern und den Menſchen mit Gott verweben. Solche zum Schmutz Erniedrigte ſind es, die gleich den Reiſenden, den Tempel, der um die Alpenſpitze hängt, von unten für ſchwebend und bodenlos anſehen, weil ſie nicht in der Höhe auf dem groſsen Raume des Tempels ſelber ſtehen, weil ſie nicht wiſſen, daſs wir in der Freundſchaft etwas Höheres als unſer Ich, das nicht die *Quelle* und der *Gegenſtand* der Liebe zugleich ſeyn kann, achten und lieben, etwas Höheres, nämlich die Verkörperung und den Widerſchein der Tugend,

die wir an uns nur *billigen*, aber an andern erſt *lieben*.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Man raubt der Freundſchaft das liebenswürdigſte Band, wenn man glaubt, daſs der *Vortheil* Freundſchaften ſtifte. Denn weniger iſts der *Nutzen*, den uns ein Freund verſchafft, als ſeine *Liebe* zu uns, was uns beglückt; und nur ſeine *Zuneigung* zu uns macht das angenehm, was er zu unſerm Beſten thut.

CICERO.

Die wahre Freundſchaft iſt reine, edle Liebe, iſt innige, völlige Vereinigung der Herzen, welche die wahrhaftigſte Theilnehmung an allen Freuden und Leiden des Andern, die gröſste gegenſeitige Offenheit und und Vertraulichkeit, den uneigennützigſten Dienſteifer zeuget, und den Freund mit ſeinem Freunde in Rückſicht auf Geſinnungen und Empfindungen ſo verbindet, daſs ſie beyde gleichſam nur *Ein Ich* ausmachen.

ZOLLIKOFER.

Da ſind die Bande ächter Freundſchaft, wo zwey etwas anfaſſen, wie rechte und linke Hand, um es zu *Einem* Werke zu bilden; zwey etwas mit einander fortbewegen, wie beyde Füſse den Leib. — Weg mit dem, welcher ſagt, eine ſolche Freundſchaft ſey auf Eigennutz gegründet! Der Gegenſtand, warum beyde ſich vereinigen, iſt ihnen nur *Medium* einer den andern zu

empfinden; Sinn, Organ. Nicht denjenigen liebe ich ja am meisten, der das meiste für mich thut, sondern den, mit welchem ich das meiste ausrichten kann. — *Eigenliebe*? Alles soll *Eigenliebe* seyn! Was gehe ich mich selbst dann mehr an, als mich andere angehen; ich, der ich nur im *andern* mich fühlen, schätzen, lieben kann? —

F. H. Jacobi.

Von jeher haben die bessern Menschen verwandte Seelen aufgesucht, denen sie sich ganz mittheilten, in denen sie erst recht das Leben geniessen, jede Freude doppelt fühlen könnten, und wenn sie sie fanden, Königreiche verachten können, weil alle ihre Wünsche erfüllt waren.

Oft war es eine Reihe von Erfahrungen, wie sehr sie für einander geschaffen wären, die sie immer mehr einigten, bis endlich das Band der Freundschaft unauflöslich ward. Zuweilen war es *der* Augenblick, da sie zuerst sich sahen, das *erste* Lächeln, der *erste* Händedruck, *eine* Umarmung, und sie waren Eins, ewig Eins; verstanden sich, als ob sie sich Jahre lang gekannt hätten; wären gern, wär's möglich gewesen, Arm in Arm geschlungen aus dem Leben, das ohne gegenseitigen Genuss Einöde, Tod für sie war, weggegangen. — Ach! sie ist Wenigen geworden, diese Glückseligkeit!

A. H. Niemeyer.

Vollkommen ist die Freundschaft des Guten, und derer, die an Tugend einan-

der ähnlich ſind. Denn ihr Wohlwollen für einander äuſſert ſich in dem Grade, als ſie ſelbſt gut ſind. Sie ſind an und für ſich gut, und diejenigen, die dem Freunde um ſein ſelbſt willen Gutes wünſchen, ſind die innigſten Freunde: denn was ſie ſind, ſind ſie durch ſich ſelbſt, nicht durch Zufall. Ihre Freundſchaft dauert alſo, ſo lange ſie ſelber gut ſind: Tugend aber iſt etwas dauerndes.

Aristoteles.

Die Freundſchaft, dies heiligſte Gut, gehört der Tugend, und nicht dem Glücke zu.

Boethius.

Sohn, die Freundſchaft mit den Böſen,
mit Gleichgültigen und Guten
ſey dir ja nicht Einerley!

Ein Tropfe Regenwaſſer
fiel auf ein glühend Eiſen,
und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume,
und glänzte als eine Perle,
und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er ſank in eine Muſchel
zur Segenreichen Stunde,
und ward zur Perle ſelbſt.

Aus den Gedanken einiger Bramanen.

Wahre Hochſchätzung und Zärtlichkeit des Herzens heiſst Freundſchaft. Menſchen

die einer ſolchen Freundſchaft fähig ſind, fordern nichts Unbilliges: denn nur *gute Leute* können *Freunde* ſeyn.

Garve.

Wer an *Freundſchaft* glaubt, muſs nothwendig auch an *Tugend*, an ein Vermögen der *Göttlichkeit im Menſchen* glauben, wer an ein ſolches Vermögen, oder an Tugend nicht glaubt, kann auch unmöglich an wahre eigentliche Freundſchaft glauben; denn beyde gründen ſich auf eine und dieſelbe Anlage zu *uneigennützìger*, *freyer*, *unmittelbarer*, und darum *unveränderlicher Liebe*.

F. H. Jacobi.

Ein Freund iſt die Krone des menſchlichen Lebens; Jünglinge, Freundſchaft iſt köſtlicher denn Frauenliebe. Die Liebe iſt der Schatten am Morgen; mit jedem Augenblick wird er kleiner; Freundſchaft aber der Schatten am Abend, er wächſt, bis die Sonne des Lebens ſinkt.

A. Lafontaine.

Freundſchaft und Liebe laſſen die Landſtraſse bey Seite, und ſchlagen den Richtſteig ein; ſie wandeln die enge Straſse, die Wenige finden, und die von Wenigen geſucht wird. Beym Verluſt des Freundes will der Freund nachſterben; — was ſoll ihm das Leben, da ſeine Hälfte nicht mehr iſt? Nichts als dieſer Verluſt intereſſirt ihn, und es iſt eine ſchrecklich-ſchöne Lage der Freundſchaft, nach jenem Verluſte nichts

mehr zu verlieren zu haben! Wenn gleich die Zeit, welche die besten Feueranstalten besitzt, den Brand der Leiden des Freundes zuweilen zu löschen scheint; so bricht doch alles sehr leicht wieder in neue Flammen aus, und ein Wort, ein Laut, kann sie aufregen.

HIPPEL.

O die Tugend selber giebt keinen Trost, wenn du einen Freund verlohren *hast*, und das männliche Herz, das die Freundschaft durchstochen hat, blutet tödlich fort, und aller Wundbalsam der Liebe stillet es nicht. —

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Hand in Hand geschlungen ist das Bild der Freundschaft. Herzen und Hände knüpfen sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke — so fest, so genau, dass nichts als der Tod sie zu trennen vermag. Es ist eine mächtige Erquickung für zwey gesellschaftliche, wohlgekannte Herzen, die alle Gedanken, und Empfindungen mit einander theilen; die einen gleichgestimmten Geschmack an allem, was schön, was edel, was erhaben, was nach dem unveränderlichen Urtheil der Vernunft und eines unschuldigen Gewissens durchaus liebenswürdig ist, zusammenbringen.

LAVATER.

Das Bild der Alten von der *Freundschaft*, „*die beyden in einander geschlungenen Hände*" schei-

nen mir das beſte Sinnbild ihrer Vereinigung, ihres Zweckes und Genuſſes zu ſeyn; bedeutender als die zwey *gleichgeſtimmten Saitenſpiele* „dieſe drücken nichts aus, als *Geſelligkeit*, die lange noch nicht *Freundſchaft* iſt. Ein geſelliger Menſch iſt leicht und wohlgeſtimmt, er ſtimmt ſich ſelbſt leicht zu jeder Geſellſchaft, und ſo ſtimmt ſich auch dieſe leicht zu ihm. Er drückt niemand mit ſeinem Daſeyn, er verengt keinen, und ſo iſt jedermann gern um ihn: man iſt auch auf einen gewiſſen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Menſch habe nichts Arges. Charaktere der Art ſind zum täglichen Umgange gut: aber *Freundſchaft* – welch ein anderes, heiliges Band iſt dieſe! Herzen und Hände knüpft ſie zu *Einem gemeinſchaftlichen Zweck* zuſammen, und wo dieſer *Zweck augenſcheinlich*, wo er *fortwährend*, *anſtrengend*, ſelbſt *unter* oder *hinter Gefahren* vorliegt: da iſt das Band der Freundſchaft oft ſo genau, feſt, und herzlich, daſs nichts, als der Tod es zu trennen vermochte. Der Phalanx griechiſcher Freunde im Kriege, die alle wie Einer ſiegten, oder ſtarben; jene hellen *Zwillingsgeſtirne* der Freundſchaft, die unter allen Nationen, Hebräern, und Griechen, Scythen, und Wilden aus der Nacht der Zeiten hervorglänzen und dem menſchlichen Herzen ſo wohlthun, wodurch waren ſie Freunde? Ein gemeinſchaftlicher Zweck verband ſie: Gefahr zog den Knoten zuſammen: erprobte Treue, fortgehender wachſender Eifer, glorreiche Mühe, gemeinſchaftlicher Genuſs der Mühe, Noth und

Tod endlich machten den Knoten unauflöslich. Wie wahr ist's, was jener Freund von seinem Freunde singet: *Deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe*! Die Schöpfung kennt nichts Edleres, als zwey freywillig, und unauflöslich zusammengeschlungene Hände, zwey freywillig Einsgewordene Herzen und Leben. —

Ueberhaupt ist ein *gemeinschaftliches Leben* das Mark der wahren Freundschaft: *Aufschluss* und *Theilung* der Herzen; innige *Freude* an einander, gemeinschaftliches *Leid* mit einander, *Rath*, *Trost*, *Bemühung Hülfe* für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süssigkeiten und innere Belohnung. Was für zarte Geheimnisse giebts in der Freundschaft! Delikatessen, als ob die Seele sich in des andern Seele unmittelbar fühle, und vorahnend seine Gedanken so richtig erkenne, als obs ihre eignen Gedanken wären. Und gewiss, die Seele hat zuweilen Macht, sie so zu erkennen, so in des andern Herz unmittelbar, und innig zu wohnen.

Die Glut der Freundschaft ist reine erquickende Menschenwärme. Die beyden Flammen auf Einen Altar spielen in einander, heben und tragen frohlockend einander, und oft noch in der Stunde der traurigen Scheidung schweben sie fröhlich und einig ins Land der reinsten Vereinigung, der treuesten, untrennbaren Freundschaft siegend empor. HERDER.

Man sage nicht, dass eine so weit getriebene Freundschaft zur Strafe wird, und

dafs man schon genug an seinen eigenen Leiden zu tragen hat, ohne die der Andern zu theilen. Der kennt diese Empfindung nicht, wer sich vor ihren Folgen fürchten kann. Die anderen Leidenschaften sind mit Quaalen begleitet; die Freundschaft hat nur solchen Kummer, welcher ihre Bande fester knüpft. Wenn freilich der Tod... Doch wir wollen eine so traurige Vorstellung entfernen; oder vielmehr, wir wollen sie benutzen, um zwey grofse Wahrheiten tief in unsere Seele zu fassen: die eine, dafs wir von unseren Freunden, während ihres Lebens, so denken müssen, als wir denken würden, wenn wir sie verloren hätten; die andere — eine Folge jener ersten — dafs wir uns ihrer erinnern müssen, nicht blos wann sie abwesend, sondern auch wann sie gegenwärtig sind.

Barthelemy.

O seelig, wer sein Erdenleben
An liebem Freundesarm durchwallt!
Ihm wird zum leisen Frühlingssausel
Der Donner, der sein Haupt umhallt;
Ihm wird der Schwermuth Rabendunkel
Zu leichtem Morgensonnenglanz,
Zu Maienregen Hagelwetter,
Und Dorngeflecht zum Blumenkranz.

Kosegarten.

Die Freundschaft von der bessern edlern Art, und die von Stand, und äussern Glücke so unabhängigen häuslichen Freuden, welche nur der Mensch von ausgebildetem Geiste, und von veredeltem Her-

zen in ihrer ganzen Fülle, und Wonne zu ſchmecken fähig iſt — welches Bittere wird durch dieſe nicht verſüſset, welches Süſse durch dieſe nicht gewürzet?

C. W. Snell.

Schön iſt es, in den Armen eines Freundes, wiſſen ein Freund zu ſeyn! Balſam gieſst der Freund in das verwundete Herz des Leidenden, giebt ſeinem Leben neuen Reiz, und ſeinen Freuden die beſte Würze.

Welche Wohlthat iſt gröſser, als die, welche ein Bruder dem andern erweiſet, daſs er zur Erreichung des höchſten Gutes, zur Veredlung ſeines Geiſtes, zur Erhöhung ſeiner moraliſchen Würde beförderlich iſt!

H. G. Demme.

Ich ſuche die Schätze der Weiſen auf, welche in ihren Schriften enthalten ſind, und gehe ſie mit meinen Freunden durch. Finden wir denn etwas Gutes, ſo zeichnen wir ſolches aus, und halten es für einen groſsen Gewinn, wenn wir einander nützlich werden.

Socrates beym Xenophon.

Was heiſsen *Freunde nach der Vernunft*? Menſchen, die in ihren Meynungen, Neigungen, und guten Abſichten mit einander übereinſtimmen, oder übereinzuſtimmen ſuchen. — O wie reizend wird Freundſchaft, wenn ſie auf Natur, und Tugend ſich gründet! Man ſondre den Begriff der

Tugend von der Freundschaft ab, so verschwindet ihr Werth, und ihr heiliger Glanz verlieret sich nicht selten in die Finsterniss des Eigennutzes, und der niedrigsten Selbstliebe. Gehört die Tugend nicht zur Freundschaft, so sind sie Strassenräuber bey ihren gleichen Absichten rühmliche Freunde; denn sie befördern ihren beyderseitigen Vortheil oft nach Regeln einer gewissen Billigkeit und Liebe.

GELLERT.

Seelen, die für einander geschaffen sind, streben einander entgegen, wie, und wo sie sich antreffen.

THÜMMEL.

Nur flüchtige Minuten währet
Der Wollust Honigsüssigkeit:
Allein der Freundschaft Seegen nähret
Das Herz durch alle Lebenszeit.
Ein Tröpfchen Thau hast du in jener;
In dieser einen Diamant;
Und funkelt dieser gleich nicht schöner:
So weicht doch schon dem Hauche jener;
Dem Strahl thut dieser Widerstand.
Der eine borget seine Helle
Von einem fremden Strahle blos;
Der Andre trägt an dessen Stelle
Sein Urlicht in selbst eignem Schoos,
Und funkelt auch in dunkler Zelle.

BÜRGER.

Der ganze Reiz des Umgangs unter wahren Freunden liegt allein in der *Offenheit des Herzens*, wo jede Empfindung, und jeder Gedanke gemeinschaftlich ist, wo

jeder ſich ſo fühlt, als er ſeyn ſoll, und jeder ſich zeigt, wie er iſt. Man habe nur einen Augenblick eine geheime Intrigue, eine Verbindung, die man verbergen will, oder irgend eine Urſach der Zurückhaltung, und des Verheimlichens — gleich iſt alle Freude des Umgangs weg: Einer fühlt ſich von dem andern gedrückt, man ſucht ſich loszureiſsen; begegnet man ſich, ſo möchte man ſchnell ausbeugen — und leicht führen dann Behutſamkeit, und kalte Höflichkeit zu Miſstrauen, und Entfernung. Iſt's ein Mittel ſich lange zu lieben, wenn Einer den Andern fürchtet?

Rousseau.

Unter allen Banden, welche Menſchen miteinander verknüpfen, iſt keines edler, keines feſter, als das, welches zwey verſtändige rechtſchaffene, in ihrer Denkungsart ähnliche Männer, durch vertrauten Umgang zuſammenhält; der vornehmſte Grund dieſer Verbindung iſt die Tugend, oder die moraliſche Güte. Dieſe iſt es, welche, wenn ſie ſich in dem Betragen eines Menſchen zeigt, das Herz anderer für ihn geneigt macht, und ſie zur Freundſchaft gegen ihn vorbereitet. Wenn nun zu dieſen [illegible] ſchätzbaren Eigenſchaften der Seele, [illegible] beyden Seiten, Aehnlichkeit des [illegible]ments, der Denkungsart, der Nei[illegible]nzuk[illegible] ſo iſt nichts, was die [illegible]igung [illegible]enſchen an *Innigkeit*, [illegible] Verbin[illegible]ſelben an *Feſtigkeit* [illegible]rtreff[illegible] Denn da ſie einerley

ndzweck, einerley Lieblingsbeſchäftigun-
en haben: ſo muſs jeder an dem Umgange
es andern Vergnügen finden, als in dem
Jmgange eines zweyten Selbſt. Und dar-
us entſteht das, was *Pythagoras* in der
'reundſchaft verlangt, daſs *aus zwey Perſo-*
en nur Eine wird.

Cicero.

Wenn du nach reifer Ueberlegung Ei-
en zum Freund aufnimmſt, ſo öffne ihm
ein ganzes Herz — einem andern gehört
er Name *Freund* nicht. Gegen Jedermann,
der gegen Niemand ſich aufſchlieſsen iſt
o gut ein Fehler, als raſtlos unruhig ſeyn,
der nie aus der Ruhe kommen.

Seneca.

Jm einen Freund von edler Art zu finden,
Auſst du zuerſt das Edle ſelbſt empfinden,
Das dich der Liebe würdig macht.
Iaſt du Verdienſt, ein Herz voll wahrer Güte,
o ſorge nicht: ein ähnliches Gemüthe
äſst deinen Werth nicht aus der Acht.
Der Jüngling iſt beglückt, dem ſich ein Freund ergiebt
Der auch zur Weisheit will, der auch die Tugend liebt;
Jnd muthig die Gefahr der Reiſe mit ihm theilet;
hn anſpornt, wenn er ſteht; ihm folget, wenn er eilet.
Ihn aufweckt, wenn er ſchläft und ihn Gefahr bedräut;
…e *Pflicht* ihn lehrt, eh' er ſie noch entweiht.

Gellert.

Mit dem Bewuſstſeyn einen redlichen Freund an ſeiner Seite zu haben, fühlt man ſich in der Fremde ſo einheimiſch, als man ſich ohne dieſen Umſtand in ſeiner Vaterſtadt fremd fühlen kann.

THÜMMEL.

Gar freundliche Geſellſchaft leiſtet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wiſſen.
Ach, in der Ferne zeigt ſich alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt!
Vielleicht wirſt du erkennen, welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächſten nicht erſetzt.

GOETHE.

Der Himmelsſtrich, in welchem ein geliebter Freund athmet, iſt doch immer der ſchönſte — die Blumen blühen dort ſchöner, die Vögel ſingen angenehmer. Wie es eine Venus Urania, und eine Aphrodite giebt, ſo giebt es auch zweyerley Freundſchaften: eine von auſſen fein, ſtämmig grün, ſaftig, für was Rechts parirend, inwendig aber — hohl, trocken, und ſchwammig: und eine, *die das Band edler, gleichgeſtimmter Seelen iſt, die ſie antreibt, gemeinſchaftlich nach allem, was ſchön, wahr und gut iſt, zu ſtreben.* — Die Griechen nannten ſie den *heiligen Bund tugendhafter Seelen*, wodurch ſie ſich zur Ausübung der ſchönſten Tugenden vereinigten. Sie iſt eine nie verſiegende Quelle der reinſten Freuden in dieſem Erdenleben, — ein Vorgenuſs ſowohl als eine Vor-

bereitung zu den höhern Seeligkeiten einer bessern Welt.

Dietls.

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bey mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der *Freundschaft leise zarte Hand*,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht, und fand. —

Schiller.

Schmachtest du des Lebens müde,
Und winket dir die lange Ruh,
So steht zu deines Lagers Haupte
Dein Freund, und blickt dir Tröstung zu.
Und schläfst du nun im Schoos der Erden,
So streut er Blumen auf dein Grab —
O seelig, seelig, wem der Himmel
Die Perle, *Freundesliebe* gab!

Kosegarten.

GENUSS.

Was das Leben für uns für einen *Werth* habe, wenn dieser blos nach dem geschätzt wird, *was man geniesst*, ist leicht zu entscheiden. Er sinkt unter Null; denn wer wollte wohl das Leben unter den Bedingungen, oder auch nach einem neuen, selbst entworfenen (doch dem Naturlaufe gemäſsen) Plane, der aber auch *blos* auf Genuſs gestellt wäre, aufs neue antreten!

Kant.

Wenn ein Tag Ersättigung uns ein Jahr Genuſs nimmt; so ist es eine schlechte Philosophie, stets so weit zu gehen, als uns unsere Begierde führt, ohne zu erwägen, ob wir nicht vielmehr an dem Ende unserer Kräfte, als unserer Laufbahn seyn werden,

und ob unſer Herz nicht vor uns ſterben werde.

Rousseau.

Der Menſch hat länger mit ſeinem Geiſte zu leben, als mit den Sinnen; er ſey alſo ſo weiſe, die Vergnügen des Einen eifriger zu ſuchen, als die der Anderen.

Mercier.

Der Menſch iſt ſo geneigt ſich mit dem Gemeinſten abzugeben. Geiſt und Sinne ſtumpfen ſich ſo leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommnen ab, daſs man die Fähigkeit es zu empfinden, bey ſich auf alle Weiſe erhalten ſollte. Denn einen ſolchen Genuſs kann niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohntheit etwas Gutes zu genieſsen iſt Urſache, daſs viele Menſchen ſchon am Albernen und Abgeſchmackten, wenn es nur neu iſt, Vergnügen finden. Man ſollte alle Tage wenigſtens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht leſen, ein treffliches Gemälde ſehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte ſprechen.

Goethe.

Aus dem Genuſs der Tugend entſpringt die Idee eines Tugendhaften; aus dem Genuſs der Freyheit die Idee eines Freyen; aus dem Genuſs des Lebens die Idee eines Lebendigen; aus dem Genuſs des Göttlichen die Idee eines Gottähnlichen — und Gottes.

F. H. Jacobi.

— — Der Gott in meiner Seele
Flüſterte mir leiſe zu:
Aus der Stunde, die du nützeſt,
Quillt dein Eigenthum, die Ruh'!
Du biſt nicht, *was du beſitzeſt*,
Was du thuſt, nur das biſt du! —

C. A. Tiedge.

Anders genieſst der blos ſinnliche, und anders der ſinnlich-verſtändige Menſch. Anders als ſie der blos ſinnlich-vernünftige — der Kluge; anders als ſie, und dieſer, der zugleich ſittlich-vernünftige; anders *Alcibiades*, und anders *Socrates*. Jener ſtrebt nach Genuſs, vermittelſt viel umfaſſender Plane und Entwürfe, theils um des Genuſſes an ſich, und theils um dieſer Plane willen, die ſelbſt Gegenſtand des Vergnügens für ihn ſind. Das Wohl und Weh der andern vernünftigen Weſen auſſer ihm wird nur in ſo fern mit in Anſchlag gebracht, als es mittel- oder unmittelbar auf ſein eigenes Wohl und Weh einflieſst. Er lebt, um zu genieſsen, und kennt kein höheres Gut, als dieſen Genuſs, und dies Genuſsvolle Leben. Dieſer — der moraliſch-geſinnte — hält jedes Vergnügen, das ſinnliche wie das geiſtige, die Luſt am Schönen, und ſelbſt das Gefühl des Erhabenen blos für Mittel, denen er nur *als ſolchen* einen Werth beylegt, nemlich in Beziehung auf ſeinen höchſten Zweck, auf ſeine Sittlichkeit. Könnte ihm dieſe entriſſen, könnte ſein Daſeyn blos auf ein Haben, ohne ein Seyn, auf ein Genieſsen ohne das Bewuſstſeyn der Würdigkeit oder Unwürdigkeit dieſes Genuſſes eingeſchränkt wer-

den; ſo würde für ihn aller Werth des Lebens aufhören.

C. Daub.

Durch den *Durſt* nach Genuſs gelangen wir in die drückendſte Dependenz von Kleinigkeiten, und menſchlichen Launen; ihm verdanken wir einen Theil der übergroſsen Schätzung deſſen, was fremd iſt, indem wir nicht wiſſen, was wir haben, und vermögen, und er iſt es endlich auch, welcher uns auf der Stufe der Nachahmung feſthält, und jenes Selbſtgefühl raucht, das zur Entwickelung eigner Kräfte, ſo wie zur Zufriedenheit mit uns ſelbſt, äuſſerſt nothwendig iſt.

Der Vf. d. B. über den Menſchen.

Fürwahr ohne Ernſt iſt in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menſchen nennen, iſt eigentlich wenig Ernſt zu finden, ſie gehen, ich möchte ſagen, gegen Arbeiten und Geſchäfte, gegen Künſte, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbſtvertheidigung zu Werke, man lebt wie man ein Pack Zeitungen lieſt, nur damit man ſie loswerde, und es fällt mir dabey jener junge Engländer in Rom ein, der Abends, in einer Geſellſchaft, ſehr zufrieden erzählte: daſs er doch heute ſechs Kirchen und zwey Gallerien bey Seite gebracht habe. Man will mancherley wiſſen und kennen, und gerade das was einen am wenigſten angeht, und man bemerkt nicht, *daſs kein Hunger dadurch geſtillt wird, wenn man nach der Luft ſchnappt.*

Goethe.

Genuſs iſt nothwendig, er erfriſcht und belebt die Kraft zu neuem Kampfe. Stete Anſtrengung zerrüttet und zerſtört unvermeidlich, wie ſteter Genuſs erſchlafft und auflöſt. Es iſt widerſprechend, den Genuſs zum Zweck des Lebens zu machen; denn der Menſch gelangt nur in der Natur zum Daſeyn, deren Geſetze den ſeinigen unendlich widerſprechen. Das Leben iſt ein ernſter Kampf, die kleinſte Unmäſsigkeit im Genuſſe beſtraft ſich ſelbſt. Nach dieſem Geſetz der Natur müſſen Menſchen, die ſich zum Genuſs der Liebe verbinden, ihren kurzen Rauſch ſo hart beſtrafen. Andere, die ſich zu ernſter That verknüpfen, und im Genuſſe nur ausruhen, werden durch die Reinheit und Beſtändigkeit ihres Genuſſes belohnt. — Der Genuſs hat um ſo mehr Werth, je ſelbſtthätiger er *iſt*, je mehr er ſich dem *Schönen* nähert, in welchem ſich das *Gute* mit dem *Angenehmen* vermählt. Er muſs frey, darf nicht Mittel zu einem Zwecke ſeyn. *Abſichtlicher Genuſs wäre Geſchäft, und nicht Genuſs.*

Friedr. Schlegel.

Bedenkt, was ihr lange wiſst, und prägt es euch tief ein: daſs der Menſch nur ein beſtimmtes, ſehr eingeſchränktes Vermögen zu genieſsen hat; daſs wenn er Mittel des Genuſſes in zu groſser Menge ſucht, er nur Mühe und Ungemach erbeutet. Ein Gefäſs, dem man mehr zugieſst als es halten kann, muſs, um dem Ueberfluſſe Raum zu geben, von ſeiner erſten Fülle in gleichem Maaſse

von ſich laſſen. So der Menſch, der ſich alles zu verſchlingen ſehnt: um neues zu gewinnen, muſs er altes daran geben. Auch ſoll der noch kommen, der ſich rühme, auf dieſem Wege ſein Glück gemacht zu haben. Im Gegentheil fühlen alle, die ihn wandeln, ſich je länger, je elender; können's aber nicht begreifen; ihr Taumel verhindert ſie zu ſehen, daſs jene Freuden, die dahinten blieben, die beſſeren waren. Aber- und abermals rennen ſie nur wieder ſchneller voran, ſtreben aber- und abermals nach *mehr*, meinen immer, es liege nur daran, daſs ihnen dieſes und jenes noch fehle, und werden ſo täglich unfähiger zu erkennen, daſs ſie immer mehr, und beſſeres zurücklaſſen, von allem wahren Genuſſe ſich täglich weiter entfernen, daſs ſie erkünſtelte, elende, von Gott und der Natur verlaſſene Undinge werden.

F. H. Jacobi.

Das ſicherſte Merkmahl eines wahrhaft ruhigen Geiſtes iſt das häusliche, und allem Weltgetümmel entzogene Leben. Diejenigen, welche ſich immer beſtreben, ihr Glück von Auſſen zu ſuchen, werden ſicherlich es nie in ſich ſelbſt finden. Die Menge und Abwechſelung der Unterhaltungen ſcheint wohl zum Genuſſe beyzutragen, daher deucht auch ein immer ſich gleiches Leben Ueberdruſs zu erregen; allein bey genauerer Prüfung wird man im Gegentheil finden, daſs der ſüſseſte Genuſs der Seele in

der Mäſsigkeit beſtehe, die weder Unerſättlichkeit noch Eckel zurückläſst.

Rousseau.

Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daſeyns verſchaft haben; wer ſich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, von allem Beywesen der Menſchheit, von Jugend auf, reichlich umgeben findet, gewöhnt ſich meiſt dieſe Güter als *das Erſte und Gröſste* zu betrachten, und den *Werth einer von der Natur ſchön ausgeſtatteten Menſchheit* wird ihm nicht ſo deutlich. — Das Betragen der Vornehmen gegen Geringere und auch unter einander, iſt nach äuſseren Vorzügen abgemeſſen: ſie erlauben jedem ſeinen Titel, ſeinen Rang, ſeine Kleider und Equipage, nur nicht ſeine Verdienſte geltend zu machen. —

Aber ſcheltet ſie nicht darüber, ſondern bedauert ſie vielmehr. Denn von jenem Glück, das wir als das höchſte erkennen, *das aus dem innern Reichthum der Natur flieſst*, haben ſie ſelten eine erhöhte Empfindung.

Goethe.

Wer gar keinen andern Maaſsſtab ſeines Werthes kennt, oder zu Rathe zieht, als das Wohlgefallen, welches die Welt an ſeinem Umgange findet: der wird, wenn er nicht unter ausgezeichnet vortreflichen Menſchen lebt, von dem Streben nach den höchſten Endzwecken ſeiner Natur eher abgezogen, als zu denſelben ermuntert. Er

lernt ſich ſelbſt wegen geringerer, von Natur und Glück ihm blos geſchenkter Vorzüge, übermäſsig ſchätzen, und die edleren, welche er ſich ſelbſt erwerben ſollte, — wahre Einſichten und Tugenden, als für den Weltmann zwecklos und unbedeutend, vernachläſsigen.

GARVE.

Der grobe ſinnliche Genuſs *verwandelt in ſich* und zerſtöret den Gegenſtand, nach dem wir begehrten. Er iſt alſo *lebhaft*: denn hier findet völlige Vereinigung ſtatt; allein er iſt auch *grob und vorübergehend.* — — Je geiſtiger der Genuſs iſt, deſto *daurender* wird er, deſto mehr iſt auch ſein Gegenſtand *auſſer uns daurend.* Laſſet uns aber auch immer dazu ſetzen, deſto *ſchwächer* iſt er: denn ein Gegenſtand *iſt*, und *bleibt* auſser uns, und kann eigentlich nur im Bilde d. i. wenig, oder gar nicht mit uns Eins werden. Das Auge wird zu ſehen nimmer ſatt: denn wie wenig erhält das Herz im Sehen! wie wenig kann uns zum innigſten Genuſs der bloſse Lichtſtrahl geben! —

Unvermerkt kommen wir auf die dem Schein nach daurendſte, aber auch für unſere Sterblichkeit am wenigſten befriedigende Art des Genuſſes, den *Ideengenuſs* körperlicher Schönheit, oder wie es die Schwärmer nennen, den Genuſs platoniſcher Liebe. Platon giebt zu ihr ſeinen Namen unrecht her: denn er redet von geiſtigen Ideen, die mit dem Geiſt genoſſen werden müſſen, und ja auch nicht anders genoſſen werden kön-

nen: nicht aber von einer wahnſinnigen *Vergeiſtung* der Körper, aus der oft eine nur zu grobe Verkörperung wird. Geiſtige Eigenſchaften und Gegenſtände kann der Geiſt genieſsen; ihre Vereinigung mit ihm iſt rein, und ſo ruhig als jener alte Hymnus Gott ſprechen läſst: *Alles iſt mein: denn ich habe es in mir!* — ein Beſitzthum, und ein Genuſs, deſſen die Seele nur bey den reinſten Gegenſtänden fähig iſt, da fliegt, und koſtet ſie als ein ſchöner Schmetterling, der bey ſeinem Genuſs der Blume nicht ſchadet: wo ſie als Raupe genieſst, zerfriſst ſie leider Blätter, und Blume.

HERDER.

Freuet euch euers Daſeyns, eurer Menſchheit; genieſset ſo viel es möglich iſt, jeden Augenblick eures Lebens; aber vergeſſet nie, daſs ohne *Mäſsigung* auch die nanatürlichſten Begierden zu Quellen des Schmerzens werden; und durch Uebermaas die reinſte Wohlluſt zu einem Gifte wird, das den Keim eures künftigen Vergnügens zernaget. Mäſsigung, und freywillige *Enthaltung iſt das ſicherſte Verwahrungsmittel gegen Ueberdruſs und Erſchlappung.*

WIELAND.

So wie Salomo, ſehen die meiſten Menſchen die Eitelkeit aller menſchlichen Freuden nie vollkommner ein, als nachdem ſie ſie alle genoſſen haben. Der Glanz der Hoheit und des Standes verſchwindet, wenn man lange an Höfen gelebt, und in den

Geſellſchaften der Vornehmſten des Landes einen vertraulichen Zutritt gehabt hat. Wenn man von Putze und Schimmer und den Werken der für den Luxus arbeitenden Künſte, täglich umgeben iſt: ſo wird man gegen dieſen doch am Ende ſehr einförmigen Genuſs gleichgültig, und lernet die allein nie veraltenden Güter, — das Vergnügen eines geiſtreichen Geſprächs, oder eines vertraulichen und zwangloſen Umgangs — deſto mehr ſchätzen.

GARVE.

— — — Laſs
Die Groſsen, wo ſie ſind, und ſchlieſse du
dich in dein ſtilles Farentinum ein.
Die Reichen ſind's ja nicht allein, die froh
zu leben wiſſen, und wer *unbemerkt*
ſich in die Welt hinein — und wieder
hinausgeſchlichen, *hat nicht ſchlimm gelebt.*

HORAZ.

Es giebt Leute, die, wenn die Vergnügungen der Sinne einmahl ihre Sinne kützeln, dieſem Reize nicht ſo weit widerſtehen können, daſs ſie in dem Genuſſe eher inne hielten, als bis ihre Kräfte erſchöpft ſind, oder wirklicher Schmerz daraus entſteht: und die hingegen, wenn das Vergnügen abweſend, oder in Hoffnung iſt, nur ein mäſsiges Beſtreben anwenden, es ſich zu verſchaffen.

Andre ſind hitziger in der Nachjagung deſſen, was zum Vergnügen führt, als in dem Genuſſe der Luſt ſelbſt. Noch andere werden weder von der Luſt, noch von der

Ausſicht auf dieſelbe, ſehr lebhaft gerührt: aber durch die Hinderniſſe werden ſie ſtark aufgebracht.

Die Mäſsigung arbeitet allen dieſen ſtürmiſchen Bewegungen entgegen. Sie bringt alſo erſtlich, die durch den *wirklichen Genuſs des Vergnügens* aufgebrachten Sinne, in Ruhe; beſänftigt den Kitzel, welcher in ihnen erregt worden, und ſucht die Reizbarkeit derſelben zu vermindern: damit der Körper weder durch die zu groſse Irritation der Nerven leide; noch der Verſtand, durch die ihm aufgedrungenen zu lebhaften Vorſtellungen, ſeiner ſelbſt unmächtig werde. Die Mäſsigung bringt zweytens die Begierden in Ruhe, welche nach Vergnügen *ſtreben*, oder vielmehr nach dem Beſitze der Dinge, von welchen man Vergnügen hofft. Der Reiz der hier wirkt, ſcheint weniger ſinnlich, alſo auch mehr widerſtehlich zu ſeyn: denn je mehr ſich der Körper in eine Leidenſchaft miſcht, deſto ſchwerer wird es der Vernunft ſie zu beſiegen. Verſtand, und Stärke der Seele müſſen ſich vereinigen, um dieſe Mäſsigung hervorzubringen. Die Beherrſchung ſeiner ſelbſt iſt eine Folge davon. In ſo fern ſich dieſe in Abſicht der Ideen äuſſert, ſo nennt man ſie Gegenwart des Geiſtes — vermöge derſelben bleibt der Menſch in derjenigen Reihe von Gedanken, welche er ſich einmal vorgeſetzt hatte. Inſofern ſie ſich in Abſicht der Begierden äuſſert: ſo heiſst ſie Mäſsigung. Beyde ſind gemeiniglich mit einander verbunden, und

machen zuſammen den *geſetzten Charakter aus.*

Garve.

Der Mäſsige beträgt ſich in allem nach dem gehörigen Mittelmaaſs. Was den Unmäſsigen vorzüglich ergötzt, das reizt ihn eben nicht; ſondern iſt ihm vielmehr läſtig. Eben ſo hält er's mit den unerlaubten Vergnügen. Keines derſelben reizt ihn ſehr, und keines entbehrt er mit Unwillen. Er begehrt nur mit Maaſse. Kein Ding rührt ihn mehr, als es ſoll, oder zur ungehörigen Zeit; oder am ungehörigen Ort. Was aber unter den angenehmſten Dingen zur Geſundheit oder zum erlaubten Lebensgenuſs gehört, das begehrt er: allein nur in dem gehörigen Mittel, und auf die gehörige Art. Eben ſo verhält er ſich auch gegen andere angenehme Dinge, die dieſen keine Hinderniſs entgegenſetzen, oder mit Anſtändigkeit und Pflicht nicht im Widerſpruch ſind, und deren Genuſs nicht über ſein Vermögen iſt. Denn wer dieſe Rückſichten nicht beobachtet, der liebt das Vergnügen mehr als er ſoll. Der Mäſsige aber handelt überall nach den Vorſchriften der Vernunft.

Aristoteles.

(Pſyche) weiſs, daſs Dorngeſtrippe Roſen tragen,
Blumengold entkeimt der öden Gruft;
Ihren Kranz erringt ſie durch Entſagen,
Ihre Kräfte ſtählt die herbe Luft —
Ihre Freuden kauft ſie durch Entbehren.

Salis.

Kleine Freuden laben wie Hausbrod immer ohne Eckel, groſse wie Zuckerbrod zeitig mit Eckel.

Der erhabenſte Menſch liebt und ſucht mit dem am tiefſten geſtellten Menſchen *einerley* Dinge, nur *aus höheren Gründen*, nur *auf höheren Wegen*. *Jede Minute*, Menſch, ſey dir ein *volles Leben*! Verachte die Angſt und den Wunſch, die Zukunft und die Vergangenheit! Wenn der *Sekundenweiſer* dir kein Wegweiſer in ein Eden deiner Seele wird, ſo wirds der *Monatsweiſer* noch minder, denn du lebſt nicht von Monat zu Monat, ſondern von Sekunde zu Sekunde. — Genieſse dein *Seyn* mehr, als *deine Art zu ſeyn*, und der liebſte Gegenſtand deines Bewuſstſeyns ſey dieſes Bewuſstſeyn ſelber — *Verachte dein Leben, um es zu genieſsen.*

IEAN PAUL FR. RICHTER.

Die Freude fällt uns in die Hände;
Die bloſse Kunſt nur, ſich zu freun,
Die will geübt, errungen ſeyn.
Wenn ſie auch jeder Narr verſtände:
Dann wäre ſie für Weiſe nicht.
Die Freud' entfliegt berauſchten Tagen
Mit weggewandtem Angeſicht;
Sie fliehet, weil wir nach ihr jagen.
Der Thor erlegt ſie, fühlt ſie nicht.
Sie liebt die ſtillern Seelenlagen:
Hebt Wehmuth ſelbſt zu ſich hinauf,
Und ſucht uns in bewölkten Tagen
In *unſerm eignen Herzen* auf.
Sie kommt, ſo leiſe wie der Schlummer,
Sie kommt im roſigen Geleit
Der Hoffnung, die auf unſern Kummer
Den Frieden ihre Zukunft ſtreut.

C. A. TIEDGE.

Darf dein ermüdet Ohr ich mit Geſichten quälen,
So ſoll, was Mirza ſah, die Muſe dir erzählen.
Es lieben, wie du weiſst, die Muſen unſrer Zeit
Des Orients Geſchmack und ſein geblümtes Kleid.
Bekümmert und vertieft in forſchenden Gedanken,
Sah Mirza das Geſchöpf mit ſeinem Schöpfer zanken,
Den Menſchen elend ſeyn; und ſchwarzer Sorgen Heer
Stieg wolkigt vor ihm auf, wie Staub am rothen Meer.
Die Fichten rauſchten wild um ſeine dunkle Höhle,
Und liſpelnd nährt' ein Bach die Schwermuth ſeiner Seele.
Des Unmuths trübes Glas verkürzte ſein Geſicht,
Als eine Stimme rief: ſieh auf und richte nicht!
Er ſah ein luſtig Thal, das mit Gebüſch umſchloſſen,
Ein Garten Gottes war, wo Bäche ſilbern floſſen.
Balſamiſcher Geruch durchſtrich den kleinen Raum,
Und unter Cedern gieng ein Menſch mit ſeinem Traum.
Die Lilje buhlt' umſonſt nach ſeinen ſtarren Blicken;
Die ſüſse Feige ſprach: tritt her, dich zu erquicken.
Umſonſt er ſah ſie nicht, er ſah nur in den Sand,
Nach einem ſchnöden Kies, der glänzt' und ſchnell verſchwand.
Er kam zum Roſenſtrauch; die raſchen Finger brachen
Begierig Roſen ab, und ihre Dornen ſtachen.
Er ſah durch hohes Gras die bunte Schlange fliehn;
Muthwillig kroch er nach, und ſie verwundet' ihn.
Wehklagend ſchrie der Menſch: ach wär' ich nie geboren!
Hat eine ganze Welt ſich wider mich verſchworen?
O Aufenthalt der Quaal! — Halt ein! was zürneſt du,
Wenn du dich elend machſt? rief ihm die Stimme zu.

Du, den die Freude ſucht, fliehſt, was du ſuchen ſollteſt,
Und könnteſt glücklich ſeyn, wenn du vernünftig wollteſt:
Genieſse deines Glücks! *die Kunſt ſich zu erfreun*
Iſt für den Sterblichen, die Kunſt beglückt zu ſeyn.

Uz.

Kein Vergnügen kann uns wünſchenswerther ſeyn, als die *Zufriedenheit* mit allem um uns her. Sie beſtehet nicht in der (täglich mit Unrecht geprieſenen) oft blos von der Natur geſchenkten Gleichmüthigkeit, eigentlich, in der leidenden Gemüthsruhe, welche keine Sorgen tief eindringen läſst, und der Ruhe wegen, ein mühevolles Fortſchreiten zu einer geſchmackvollern Welt nicht liebet. Unſre Zufriedenheit iſt die durch Herrſcherthätigkeit erworbne *Seelen*ſtärke, wodurch wir die Welt, wie *ſie* vor uns lieget, ungeachtet ihrer Mängel und Plagen für andere, zu unſern moraliſchen Abſichten brauchen können, damit ſie unſerm Willen ganz unterthan werde. Auf dieſe Art wird jede unſrer Welten für uns die beſte, wir wünſchen nichts hinweg, nichts hinzu; wir ſchaffen ſie um.

K. L. Poerschke.

Nur ein ſauertöpfiſcher und melancholiſcher Aberglaube kann uns die Freude verbiethen wollen. Warum ſollte es ſchicklicher ſeyn, Hunger und Durſt zu ſtillen, als die Schwermuth zu verſcheuchen? Keine Gottheit und kein Geſchöpf kann an unſe-

rem Unvermögen und unſrer Unbehaglichkeit Vergnügen finden, ohne neidiſch zu ſeyn; oder uns Thränen, Seufzer und Furcht u. m. dgl. welches Zeichen eines ohnmächtigen ſchwachen Geiſtes ſind, als Tugenden aurechnen — —

Es iſt einem Weiſen ſehr anſtändig, ſich der Dinge zu bedienen, und ſo viel als möglich durch ſie ſich zu erfreuen (wenn es nur nicht bis zum Ueberdruſse geſchieht; denn das kann ſchon nicht mehr zur Freude gerechnet werden); es iſt ihm anſtändig, ſich mäſsig mit wohlſchmeckenden Speiſen und Getränken zu laben, oder ſich durch angenehme Gerüche, durch den wohlthätigen Anblick blühender Pflanzen u. ſ. w. zu erheitern; indem dies ein jeder, ohne eines andern Schaden genieſsen kann. Unſer Leib iſt aus vielen und ſehr verſchiedenartigen Theilen zuſammengeſetzt, die beſtändig neuer und mancherley Nahrung bedürfen, um den Leib zu allem, was aus ſeinem Weſen folgen kann, gleich geſchickt zu erhalten, damit auch die Seele geſchickt ſey, vieles zugleich zu begreifen.

Spinoza.

Derjenige, deſſen Geiſt nach einer moraliſchen Cultur ſtrebt, hat alle Urſache, ſeine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von ſeiner moraliſchen Höhe herab zu gleiten, indem er ſich den Lockungen einer regelloſen Phantaſie übergiebt, und ſich in Gefahr ſetzt, *ſeine edlere Natur durch Vergnügen*

an gefchmacklofen Tändeleyen, wo nicht an un schlimmerem herab zu würdigen.

GOETHE.

Man ift längft über jene düftere Sittenlehre hinweg, die alle Ergötzlichkeiten der Sinne verdammet, und dem Menfchen Pflichten vorfchreibt, zu welchen ihn fein Schöpfer nicht eingerichtet hat. Wir find beftimmt, in diefem Leben nicht nur die Kräfte des Verftandes und des Willens zu verbeffern; fondern auch das Gefühl durch finnliche Erkenntnifs und die dunkeln Triebe der Seele durch das finnliche Vergnügen zu einer höhern Vollkommenheit zu erziehen. Wir handeln eben fo wohl wider die Abfichten des Schöpfers, wenn wir diefe, als wenn wir jene vernachläfsigen. Nur alsdenn machen wir uns elend, wenn wir das Verhältnifs verfehlen, das Geringfügige dem Wichtigen, die niedere Vollkommenheit der höhern, das vorübergehende Gegenwärtige den dauerhaften Zukünftigen vorziehen. Der Genufs einer jeden finnlichen Luft befördert allerdings, wenigftens auf eine kurze Zeit, auf einige Augenblicke, fowohl das Wohlfeyn unferes Körpers, als die Vollkommenheit der Empfindungen und Triebe unferer Seele: allein wenn das Maafs überfchritten, oder der Endzweck verfehlt wird; fo ziehet die Wolluft für beydes, fowohl für den Körper, als vornehmlich für die Seele, unglückliche Folgen nach fich, die das Gute unendlich überwiegen, das fie gewähret. Wer bey der Berathfchla-

gung die Folgen mit bedenkt, den höheren Beſtimmungen ihre Wichtigkeit läſst, und der Sinnenluſt nur den gebührenden Theil an ſeiner Glückſeligkeit einräumet, der handelt offenbar den Abſichten ſeines allgütigen Schöpfers gemäſs, und kann den Genuſs der ſinnlichen Ergötzlichkeiten mit zu den guten Handlungen rechnen.

M. Mendelssohn.

Hebet die Blicke, die trübe ſich ſenken
Hebet die Blicke: des Schönen iſt viel.
Tugend wird ſelber zu Freuden uns lenken;
Freud' iſt der Weisheit belohnendes Ziel.
Jubelnde Lerchen verkünden uns Freude,
Horch! ihr ertönet des Hänflings Geſang.
Athmet! ſie duftet im Roſengeſtäude,
Fühlet! ſie ſäuſelt am Bächlein entlang.
Koſtet! ſie glüht uns im Safte der Traube,
Würzet die Früchte beym ländlichen Mahl.
Schauet! ſie grünet in Kräutern und Laube,
Mahlt uns die Ausſicht ins blumige Thal.

Salis.

Deine Tugend entferne dich nicht von den anſtändigen Vergnügungen, welche ſich zu deinem Alter, und zu den verſchiedenen Lagen, worin du dich befindeſt, paſſen. Die Weisheit wird nur liebenswürdig und feſt, wenn eine glückliche Miſchung die Erholungen, welche ſie ſich erlaubt, und die Pflichten, welche ſie ſich vorſchreibt, verbindet.

Barthelemy.

Eine Weisheit iſt meine; (bewahrt das ſtille Geheimniſs)!

Mäſsigung mitten im Brauch
Und im Genuſs. Mich füg' ich den Dingen, ich füge ſie mir an,
Ohn' anmaſsenden Stolz.
Iſt zum Lachen die Zeit; ich lache mit fröhlichen Freunden.
Rettet mein Eifer ihn jetzt,
Eifr' ich. Iſt es die Zeit mit ihm zu weinen; ich weine
Herzliche Thränen mit ihm.
Menſch bin ich und ein Menſch will ich *ganz* in Leiden und Luſt ſeyn,
Nirgend ein Stock oder Fels.

I. Balde.

Der Mann iſt zu bedauern, der von *Dan* bis *Berſabe* ausrufen kann: es iſt Alles dürre und öde! — doch ſo iſt es, und ſo iſt die ganze Welt dem, welcher die Früchte nicht warten und pflegen will, die ſie hervorbringt.

Lorenz Sterne.

— Die Welt hat manche Seite,
Die, wenn Ungenügſamkeit
Nicht das Herz mit ihr entzweite,
Uns die ſchönſte Ausſicht beut,
Die nicht immer unſer blödes
Aug' an ihr entdecken kann,
Ja, die Freude baut ein jedes
Klima unſers Lebens an!
Vom Geräuſch der Knabentänze
Bis zum letzten Stufenjahr
Iſt kein Fleck; wo ſie nicht war;
Keine Stelle, die nicht Kränze
Dieſer Huldgöttin gebar!
Sie haucht unſern Blüthentagen
Roſenathem ein; ſie lehrt,
Wenn uns nicht ein Trug bethört,

Unfre Seelen dem entfagen,
Was nicht zu uns felbft gehört,
Freud' an Allem, was hienieden
Gottes Welt zum Himmel fchafft,
Giebt der Tugend ihren Frieden,
Giebt der Weisheit ihre Kraft.
Nur am Stamme der Entfagung
Blüht, felbft mit dem Sturm verföhnt,
Uns ein Kranz, der dauernd krönt.
Wohl der Seele, die zur Tragung
Ihrer Bürd' an ihn fich lehnt!
So geht der befcheidne Weife
Durch das Leben bis ans Grab
Mit Gefang und Luft hinab.

C. A. Tiedge.

Reich an Freuden ift das Leben,
Und des Vollgenuffes werth;
Wenn uns Fried' und Ruh umfchweben,
Innrer Adel uns verklärt;
Wenn wir lernen zu entbehren,
Wo *Entbehrung wird Genufs*,
Deine Blüthen nicht zerftören,
Reiner Freuden Genius!

Conz.

Wohl ift fie fchön die Welt! in ihrer Weite
Bewegt fich fo viel Gutes hin und her.
Ach dafs es immer nur um Einen Schritt
Von uns fich zu entfernen fcheint,
Und unfre bange Sehnfucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So felten ift es, dafs die Menfchen finden,
Was ihnen doch beftimmt gewefen fchien,
So felten, dafs fie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reifst fich los, was erft fich uns ergab,
Wir laffen los, was wir begierig fafsten.

Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wiſſen's nicht zu ſchätzen.
GOETHE.

Gleich fern von Dürftigkeit und ſtolzem Ueberfluſs,
Glückſelig, weil er's war, nicht weil die Welt es
wähnte,
Bringt *Fanias* in neidenswerther Ruh
Ein unbeneidet Leben zu;
In Freuden, die der unverfälſchte Stempel
Der Unſchuld und Natur zu ächten Freuden prägt.
Beſcheidne Kunſt — —
Giebt der Natur, ſo weit ſein Landgut ſich verbreitet,
Den ſtillen Reiz, der ohne Schimmer rührt.
Ein Garten, den mit Zephyrn und mit Floren
Pomona ſich zum Aufenthalt erkohren;
Ein Hain, worin ſich Amor gern verliert,
Wo ernſtes Denken oft mit leichtem Scherz ſich
gattet;
Ein kleiner Bach von Ulmen überſchattet,
An dem der Mittagsſchlaf ihn ungeſucht *beſchleicht;*
Im Garten eine Sommerlaube,
Wo zu der Freundin Kuſs, der Saft der Purpurtraube,
Den *Thaſos* ſchickt, ihm wahrer Nektar däucht;
Ein Nachbar, der *Horazens* Nachbarn gleicht,
Geſundes Blut, ein *unumwölkt Gehirne*;
Ein *ruhig Herz* und eine *heit're Stirne*,
Wie vieles macht ihn reich! Denkt noch *Muſarion*
Hinzu, und ſagt, was kann zum frohen Leben
Der Götter Gunſt ihm mehr und beſſers geben?
Die Weisheit nur den ganzen Werth davon
Zu fühlen, immer ihn zu fühlen,
Und, ſeines Glückes froh, kein andres zu erzielen!
Auch dieſe gab ſie ihm. Sein *Mentor* war
Kein Cyniker mit ungekämmtem Haar,
Kein runzlichter *Kleanth*, der, wenn die Flaſche
blinkt,
Wie *Zeno* ſpricht und wie *Silenus* trinkt;
Die *Liebe* war's. — Wer lehrt ſo gut wie ſie?

Auch lernt' er gern, und ſchnell, und ſonder Müh,
Die reizende Philoſophie,
Die, was Natur und Schickſal uns gewährt,
Vergnügt genieſst, und gern den Reſt entbehrt;
Die Dinge dieſer Welt gern von der ſchönen Seite
Betrachtet; dem Geſchick ſich unterwürſig macht,
Nicht wiſſen will was alles das bedeute,
Was Zevs aus Huld in räthſelhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, ſo ſehr ſie Thoren ſind,
Nie böſe wird, nur lächerlich ſie find't
Und *ſich* dazu, ſie drum nicht minder liebet,
Den Irrenden bedaurt, und nur den Gleiſsner flieht;
Nicht ſtets von Tugend *ſpricht*, noch, von ihr ſprechend, *glüht*,
Doch, ohne Sold und aus Geſchmack, ſie *übet*;
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elyſium, für keine Hölle hält.

Wieland.

Nimm du jede frohe Stunde,
Die Gott dir ſchenkt, mit Dank an, und verliere nie
Das Gegenwärtige durch Entwürfe für
Ein künftiges Vergnügen, ſondern richte ſo
Dich ein, daſs wo du immer lebſt, du gern
Gelebt zu haben ſagen könneſt.

Horaz.

Lernt das Gute, das ihr heute habt, erkennen und genieſsen, ſo werdet ihr auf Geſtern mit Zufriedenheit, auf Morgen mit Hoffnung ſehen, und alſo heute, wie ihr leicht berechnen könnt, dreyfach genieſsen. Aber das iſt das Unglück, daſs ihr die guten Kräuter, die in euerm Garten wachſen, nicht achtet, und nach fremden Gewächſen lüſtet, die ihr mit Mühe und

Unkoſten herbeyſchafft, um — euch den Magen zu verderben.

H. G. Demme.

Strebe nicht zu lebhaft und ſtark nach einem einzelnen Vergnügen, ſondern ſetze dir mehrere vor; hoffe auf mehrere, damit du von einer Hoffnung zur andern übergehen kannſt, wenn dich eine täuſchet. Wird dir ein Ziel verrückt, ſo eile dir ein anderes zu ſtecken. Verſage dir zwar nicht den Genuſs ſinnlicher Freuden; aber nur überſchreite die Grenzen nicht. Sey mäſsig, enthaltſam, um deine ſittliche Würde zu erhalten.

C. J. Snell.

Auf der Stufenleiter dieſes Erdenglückes
Stehen Freud' und Weisheit, Hand in Hand:
Jede Luſt von Dauer eines Augenblickes
Iſt ein Luftgebild, das kam, und verſchwand.
Thor, was klageſt du? Schleicht deines Lebens Welle
Matt, und dunkel; o ſo wiſſe, Thor,
Dein nur iſt die Schuld. Denn floſs aus ſüſser Quelle
Je ein bittrer, ekler Strom hervor?
Nur am Buſen der *Natur* und *Menſchenliebe*
Duften *wahre Freuden* für das Herz.
Ihren Frühlingsglanz macht nie Gewohnheit trübe;
Ihr Genuſs läſst nie der Reue Schmerz.

K. J. Fridrich.

Vor allem forſche von den Weiſen, todten,
Und lebenden, wie du es machen ſollſt,
Um ſanft des Lebensſtrom hinabzugleiten,
Damit nicht immer dich die dürftige
Begierde, nicht die Furcht dich quäle, noch

Die Hoffnung ſolcher Dinge, deren Nutzen
Ein Kluger leicht entbehrt. Forſch, und lerne
Von ihnen, was dich beſſer macht? — —
Was deine Sorgenanzahl mindere? was
Dir ſelbſt zum Freund dich mach', und wahre Ruh'
Dir ſchaffe? — Ob Ehre, Reichthum, — oder
Ein unbemerkter ſchmaler Pfad durchs Leben?

Horaz.

Wir ſind unvermögend, uns nur eine Glückſeligkeit vorzuträumen, die uns ausfüllte und ewig befriedigte. — Dein Genius entführe dich und lege dich in der ſchönſten Pappelinſel dieſer Erde nieder — er ziehe Luſthaine durch die Inſel, und Gärten um die Haine, und Blumen um die Gärten, und — er öfne dein Auge, und zeige dir alles was du haſt: einen ſtillen Himmel und zwey Menſchen, die du liebſt — er fliege in dein Herz zurück, und wohne darin unter dem Nahmen der Tugend und Weisheit — Glücklicher! wirſt du niemals ſeufzen? — Und ſteigt dein erſter Seufzer aus Ueberſättigung auf, mit der ſich ja kein Wunſch, kein Hunger geſellen könnte? — All' unſer Ringen nach Freude ſoll nur unſer Schmachten übertäuben: wir liegen brütend auf der kalten Erde wie die Vögel auf Kreide, nicht um etwas auszubrüten, ſondern um die Bruthitze der ſiechen Bruſt zu lindern.

Jean Paul Fr. Richter.

O genieſs, genieſs, *was dir beſchieden;*
Gönne deinem armen Herzen Frieden:
Sey, o Menſch! dein eigner Freund,

Laſst uns froh das Heute heute nützen:
Nur genieſsen heiſst wahrhaft beſitzen;
Wer nur ſehnend vorwärts ſtrebt,
Immer aus der Zukunft Füllhorn naſchet,
Wer die Gegenwart nicht eilend haſchet,
Hat geträumt, hat nicht gelebt.
Alle Blumen taugen nicht zum Kranze,
Viele täuſchen dich mit falſchem Glanze,
Und verhüllen freſſend Gift.
Deſs gewahrt der Kenner, eh' er pflücket, —
Eh' er ſeinen Lebensbecher ſchmücket,
Hat er ſtill und ſcharf geprüft.

Caroline Rudolphi.

Der irrdiſche Genuſs iſt nur Schaale und Vorbild des künftigen, unſer ganzes itziges Weſen nur zubereitende Hülle des höhern Geiſtigen; darum unſer itziger Beſitz ſo beſchränkt, darum das Mangelhafte in unſerm Genuſs, weil der ſchnell und ſtets verlangende Geiſt ſo oft mit der trägen Materie zu ringen hat, und durch ſie in ſeinem Allumfaſſungstriebe gehindert wird, weil faſt jeder Genuſs erſt durch materielle Mittelwege zu uns gelangt, weil vom Verlangen zum Haben ſo viele und groſse Zwiſchenräume ſind.

Wann einſt die Puppe entwickelt ſeyn wird, wann die eingekerkerte Pſyche, ihrer gröbern Feſſeln entledigt, in freyerer Hülle athmet, und ſich in höhere Raume aufſchwingt; wann wir erſt alle, uns jetzt noch verborgene, unendliche Seiten der Schöpfung beſchaut, die mannichfachen Stufen unſrer Entwicklung durchwandert haben; wann der Geiſt einmal von An-

ſchauung zu Anſchauung genieſst — dann ſind wir am Ende des Fadens, dann — vielleicht — iſt der Ruhepunkt der rollenden Kugel, dann — mein Geiſt verliert ſich in der höchſten Stufe dieſer Entzückung, dieſem Ocean unermeſslich groſser Gefühle, dem Gedanken der Annäherung zur Urquelle alles Lichts! Dann ſchweben wir im Empyreum, trinken den Becher der höchſten, nur reinen Geiſtern beſchiedenen, Wolluſt.

Wann das ſeyn wird? Ob es eine neue oder verlohrne, wiedergefundene Glorie iſt? Hier ſinkt vor dem verwegenen ungeweyhten Auge der Vorhang, da eine höhere Stimme ruft: Stille! Ueberlaſs der Zukunft, dies groſse Geheimniſs zu enträthſeln.

Laſs uns indeſs, als weiſe Kinder, des Lebens genieſsen, weder lecker noch gierig, weder lechzend am übervollen Quell, noch uns in ihm berauſchend. Jeder frohe Genuſs ſey uns werth, aber nur als vorübergehender Punkt; unſre Weisheit ſey, *genieſsen und entbehren zu lernen.*

Fr. von Dalberg.

Früh, in blühender Jugend lern', o Jüngling,
Lebensglück. Sie entfliehn, die holden Jahre!
Wie die Welle die Welle, treibet Eine
Stunde die Andre.
Keine kehret zurück, bis einſt dein Haupthaar
Schneeweiſs glänzet, der Purpur deiner Lippen
Iſt erblichen; nur eine Schönheit blieb dir,
Männliche Tugend.

Ohne ſie iſt das Leben Tod; um ſie nur
Lebt man. Schiebe nicht auf, vor allem andern
Dich zu haben, und werd' in feſtem Herzen
Deiner gewiſs erſt.

Steure nicht zu des Meeres Höh'; am Ufer
Schwimmt dein Nachen den Silberſtrom hinunter
Sichrer, ſanfter; es lachen dir zur Seite
Grünende Wieſen.

Ueber Güterverluſt erlaſs dem Himmel
Deine Klagen. Verluſt an Seelenſchmerzen
Macht dich reich. — — —

Innre Schätze beglücken. Dir im Innern
Lieget Edelgeſtein und Gold; da grabe
In den Grüften. Von Auſsen ſuchſt du ewig
Ruhe vergebens.

J. Balde.

Es giebt einen Lebensgenuſs der uns nie verläſst. Das iſt der Genuſs des Geiſtes, genährt durch Wiſſenſchaften; gebildet zum Denken in jeder Lage des Lebens; gewohnt, das *Gute, Schöne* und *Edle* zu empfinden, wo er's wahrnimmt; der nicht an die Handvoll Erde gefeſſelt iſt, welche der Fuſs jedesmal betritt; der, wenn ihm die Erde unter ſeinen Füſsen keinen frohen Anblick gewährt, die Welten über ſich beſchaut, wenn ihm die Gegenwart miſsfällt, in die Vergangenheit zurück ſieht, oder in die Zukunft blickt; der ſich durch Belebung ſeiner Lieblingsideen, durch Weckung ſeiner froheſten Empfindungen, durch Anſchaun lieblicher Ideale, durch Erinnerung und Hofnung, Freuden ſchafft, wo auſser ihm keine Freude iſt; der in ſeiner Selbſtthätigkeit den ſchönſten Genuſs findet.

Streithorst.

Der Theil, der an uns von Erde iſt, und der auf Wurmringen kriecht, ja dieſer läſſet ſich allerdings wie der Erdwurm mit Erde füllen und mäſten. Die Arbeit, der körperliche Schmerz, der Heishunger der Bedürfniſſe, und der Tumult der Sinne verdrängen und erſticken bey Völkern und Ständen den geiſtigen Herbſtflor der Menſchheit: alle jene Bedingungen der irrdiſchen Exiſtenz müſsen erſt abgethan ſeyn, ehe der innere Menſch die Forderungen für die ſeinige machen kann. Daher kömmt den Unglücklichen, die noch die Geſchäftsträger des Körpers ſeyn müſsen, die ganze innre Welt nur wie ein Luft- und Spinnengewebe vor, wie einer. der nur in die elektriſche *Athmosphäre*, anſtatt an den *Funken* ſelber geräth, durch ein unſichtbares Geſpinnſt zu greifen meint. Iſt aber einmal unſer nothwendiger *Thierdienſt* vorbey, der bellende innere Thierkreis abgefüttert und das Thiergefecht ausgemacht: dann fodert der innere Menſch ſeinen Nektar und ſein Himmelsbrod, der ſich, wenn er nur mit Erde abgeſpeiſet wird, alsdann in einen Würgengel und Höllengott verwandelt, der zum Selbſtmord treibt, oder in einen Giftmiſcher, der alle Freuden verdirbt Denn der ewige Hunger im Menſchen, die Unerſättlichkeit ſeines Herzens will ja nicht *reichlichere*, ſondern *andere* Koſt, nur Speiſe ſtatt Weide: bezöge ſich unſer Darben nur auf den Grad, nicht auf die Art, ſo müſte uns wenigſtens die Phantaſie einen *Sättigungsgrad* vormalen können; aber ſie kann uns mit

der gemalten Aufthürmung aller Güter nicht beglücken, wenn es andere als *Wahrheit, Tugend* und *Schönheit* ſind.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Wiſſe, alles Glück, was einzelne Menſchen finden, oder was Gott und die Natur ausſchlieſsungsweiſe dem menſchlichen Geſchlechte zudachten; alle Vergnügen der Vernunft, alle Freuden der Sinnlichkeit liegen in den drey Worten: Geſundheit, Frieden und Nahrungsgüter! Die *Geſundheit* iſt einzig auf *Mäſsigkeit* gegründet, und der *Friede* auf *Tugend!* Der Friede, o Tugend! Der Friede gehört einzig dir. Die Gaben des Glücks werden dem Guten wie dem Böſen zu Theil, aber dem Letztern macht ihr Genuſs am wenigſten Freude, weil ſie ſolche auf eine unedle Art erwerben — — Was von beyden verachtet oder bedauert man: das glückliche Laſter, oder die unglückliche Tugend? Ueberzähle alle Vortheile, die das glückliche Laſter erreicht, du wirſt finden, daſs die Tugend den ganzen Inhalt fliehet und verachtet Räume dem Unedlen alle Glückſeligkeit ein, die er ſich wünſcht, er muſs doch immer auf das Glück Verzicht thun, für einen vortrefflichen Menſchen gehalten zu werden.

POPE.

Unmäſsigkeit iſt eine Peſt des wahren Genuſses, und Mäſsigkeit iſt nichts weniger als ſeine Plage. Sie iſt vielmehr ſeine wahre Würze. —

Ich befehle meiner Seele, Schmerz und *Wolluſt* mit gleich gehaltenem Blicke zu betrachten und gleich unverwandt: nur den einen mit Freudigkeit, und die andere mit Strenge; auch, ſo viel an ihr iſt, den einen mit gleicher Sorgſalt zu entfernen, wie die andere auszudehnen. Richtige Beurtheilung des Guten ziehet die richtige Beurtheilung des Böſen nach ſich. Der Schmerz hat eben ſowohl etwas unvermeidliches in ſeinem zarteſten Beginnen, als die Wolluſt etwas vermeidliches in ihrer zu langen Dauer. *Platon* verbindet beyde mit einander, und verlangt, es zum gleichen Geſchäft der Seelenſtärke zu machen, ſowohl gegen den Schmerz, als gegen die ungemäſsigten und bezaubernden Reitze der Wolluſt anzukämpfen.

MONTAIGNE.

Wenn ſich die Vorſtellung eines ſinnlichen Vergnügens bey dir erzeugt, ſo bewahre dich, damit du nicht von ihr *hingeriſſen* werdeſt; ſondern laſſe die Sache ruhig an dich gelangen, und ſuche einigen Aufſchub von dir ſelbſt zu erhalten: dann erwäge die zwey verſchiedenen Zeitpunkte; den, in welchem du das Vergnügen genieſseſt, und den, in welchem auf den Genuſs Reue erfolget, und du dich ſelbſt ſchelten wirſt; und dieſen ſetze entgegen, wie ſehr du bey der Enthaltſamkeit Freude und Selbſtbilligung fühlen werdeſt. Dünkt es dir aber gelegene Zeit zum Genuſs zu ſeyn, ſo hüte dich, daſs du der reitzenden, angenehmen

und lockenden Seite (dieſer Vergnügungen) nicht unterliegeſt; ſondern ſetze entgegen, wie viel beſſer das Selbſtbewuſstſeyn ſey, dieſen Sieg erfochten zu haben.

EPICTET.

Der genieſst am meiſten und innigſten, der die wenigſten Bedürfniſse hat.

EPICUR.

Nur Liebe zur Mäſsigkeit gefalle uns; — beſitzeſt du dieſe nicht, ſo werden dich auch alle Güter der Erde nicht beglücken, und, begabt mit ihr, wirſt du auch mit Wenigem zufrieden leben können.

SENECA.

Wer mit Wenigem nicht zufrieden iſt, dem genügt auch Vieles nicht.

EPICUR.

Vieles wünſcht ſich der Menſch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage ſind kurz, und beſchränkt der Sterblichen Schickſal.

GÖTHE.

— Kein Schatz vertreibt den Aufruhr,
Der im Buſen wühlet; das Heer der Sorgen,
Das um goldgetäfelte Decken ſchwärmt,
Kein Lictor des Conſuls.

HORAZ.

Der Natur genüget ſehr wenig, der Haabſucht aber nichts.

Mag immer dem Haabſüchtigen die Fülle
Des Golds in reichen Strömen ſich ergieſſen;
Mag unerſättlich Schätz' auf Schätz' er häufen,
Und ſeinen Hals mit Perlen von den Ufern
Des rothen Meers behängen; fette Felder
Mit hundert Stieren pflügen; dennoch werden
Die Sorgen nicht ermüden ihn zu nagen,
So lang' er lebt, und den Hingeſchiednen
Wird nichts von ſeinen flücht'gen Gütern gleiten.

Boethius.

Wenn du nach den Vorſchriften der Natur lebſt, ſo haſt du ſtets genug: richteſt du dich aber nach der herrſchenden Meynung, ſo wirſt du nie reich genug ſeyn. Die Natur fodert nur Weniges, die Meynung iſt unerſättlich.

Epicur.

Liebte der Arme den Fleiſs und die Mäſsigung; wäre der Reiche
billig; die Erde ſäh' keinen Bedrängeten mehr.
O *Mäſsigkeit, du, ohne die kein Reichthum auf Erden iſt, o mache du mich reich!*

Aus der Blumenleſe aus morgenländiſchen Dichtern.

Willſt du dir Reichthum verſchaffen, ſo häufe nicht die Güter, ſondern beſchränke deine Wünſche und Begierden.

Epicur.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

Goethe.

Ich bin reicher durch das, was ich entbehre,
reicher dadurch, daſs ich nicht reicher ſeyn will,
als wenn ganz Appulien meine Scheunen,
ohne mein Herz zu ſättigen, füllte.

Wenig Morgen Waldes, ein Bach mit reinem
Waſſer, und meiner Saaten ungetäuſchte
Hoffnung, macht mich glücklicher als den
Herrſcher
Lybiens ſeine goldnen Auen.

Sammlen gleich für mich Calabriſche Bienen
keinen Honig, altert in meinen Tonnen
gleich kein Formianiſcher Wein, und tragen
Galliſche Schaafe mir keine Wolle:

Gleichwohl bin ich nicht arm, mir fehlts an keinem
Dinge, das ich bedarf. — —

Horaz.

Die Glücksgüter mögen noch ſo erklecklich ſeyn, ſo muſs man doch das erforderliche Gefühl haben, um ihrer froh zu werden. Der *Genuſs* iſts, nicht der *Beſitz*, der uns glücklich macht. Horaz ſagt:

„Was hilft dem Stax ſein ſchönes Landgut,
was ſeine prächt'gen Häuſer, was ſeiner Schätze
Haufen,
wenn er im Fieber liegt, und ſein Gemüth an Krücken geht?
Wer reich ſeyn will, der brauche, was er hat;
ſey weiſe und geſund dabey!

Wen Furcht und Sorge plagt,
dem nützen Güter nicht ein Haar mehr,
als ſchöne Bilder blöden Augen,
und dem von Gicht gequälten Salb' und Pflaſter."

Weſſen Geſchmack ſtumpf und dumm iſt, der genieſst ihrer eben ſo wenig, als ein Kränkelnder an Erkältung, der Süſsigkeit des griechiſchen Weines, oder ein Roſs des reichen Geſchirrs, womit man es geputzt hat. Gerade ſo, wie Platon ſagt, daſs die Geſundheit, die Schönheit, die Stärke, die Reichthümer, und alles, was man Schätze dieſes Lebens nennt, für den Ungerechten in eben dem Sinne Uebel ſind, wie Gutes für den Gerechten; und umgekehrt ſo mit den Uebeln.

Montaigne.

Welcher Menſch ohne Herz und Kopf kann die äuſsern Güter, z. B. Reichthum und Macht gehörig genieſsen? Die *Fähigkeit zu genieſsen* muſs ſie alſo begleiten, und dieſe Fähigkeit iſt kein äuſserliches Gut; ſie iſt eine der erſten Eigenſchaften des Geiſtes. Wenn nun die Verbeſſerung des äuſsern Zuſtandes die Quellen des Miſsvergnügens ſo wenig heben, und die Hinderniſse des Vergnügens ſo wenig entfernen kann, daſs ſie vielmehr ſelbſt eine Quelle des Miſsvergnügens wird; ſo ſcheint es weit natürlicher, die Quellen des Vergnügens *in dem Menſchen ſelbſt* zu ſuchen; es ſteht mehr in ſeiner Gewalt, ſich — als *die Dinge auſser ihm zu verändern*.

A. Weishaupt.

Der groſse Haufe ergiebt ſich den ſinnlichen Vergnügungen ſo ganz, daſs er auf andere gründlichere Freuden gar nicht achtet: kein Wunder, wenn er ſie für die gröſten unter allen hält. Aber vielleicht täuſchen ſich diejenigen noch mehr, welche glauben, daſs eine Sache, die ihnen anfänglich Vergnügen gewährt, ihnen deſto gröſseres Vergnügen geben müſse, je öftrer ſie dieſelbe genieſsen: da doch die Natur dieſer Freuden einer ſolchen Meynung durchaus entgegen iſt. Denn nur der ſeltne Genuſs macht ſie angenehm.

Das höchſte Vergnügen wird uns dann zu Theil, wenn wir einem Genuſſe; der zwar ſehr angenehm iſt, aber auch bisweilen nach dem Zeugniſs der Vernunft und Erfahrung, ſchädlich wird, feſt widerſtehen, und die Neigungen, die uns zum Gegentheil verſuchen, überwinden. Dieſes Vergnügen iſt gröſser, als die ſinnlichen alle.

Ehrenfried Walter
von Tschirnhausen.

Obgleich das Ingredienz Vernunft eine ſtarke Kälte verurſachende Kraft beſitzen ſoll, wie etwa Vitriolnaphta, ſo iſt doch ohne dies Ingredienz kein wahres Vergnügen möglich, und der Menſch verkennt ſeinen Vorzug vor der Thierwelt, wenn er nicht jede Wolluſt zu veredeln und jedes Vergnügen durch Vernunft dauerhafter und delicater zu machen bemühet iſt.

Hippel.

Du ſollſt entbehren, was du zu genieſſen wünſcheſt, wenn die Vernunft deinen Wunſch verdammt. Du ſollſt entbehren, was du genieſsen könnteſt, wenn dein innrer Geſetzgeber dir den Genuſs verbietet. Du ſollſt entbehren, was dir ſonſt zu genieſsen erlaubt iſt, wenn du durch die Entbehrung die Vollkommenheit deines Bruders befördern kannſt. Du ſollſt entbehren, wenn *dir* der *Genuſs* lediglich Mittel zu einem angenehmen Seyn, deine *Entbehrung* aber *deinem Bruder* nothwendiges Mittel zu ſeiner äuſsern Selbſterhaltung iſt. So lautet das Geſetz der Vernunft; und ſo wie alle vernünftige ſinnliche Weſen, um die Würde ihrer vernünftigen Natur zu behaupten, in den beſtimmten Fällen entbehren ſollen, eben ſo dürfen ſie auſser denſelben genieſsen, um ihrer ſinnlichen Natur zu geben, was ſie zu fordern befugt iſt. — Du darfſt nach jedem Genuſſe trachten, welcher dir von dem Verſtande als wünſchenswerth dargeſtellt, und von der geſetzgebenden Vernunft erlaubt wird. Erlangſt du ihn auch nicht, ſo biſt du doch nicht leer ausgegangen; dein Gefühl für das ſittlich- wünſchenswerthe iſt durch dein Trachten erweitert, und deine Thätigkeit iſt geübt worden. Hat dich das Nichterlangen unruhig und mit deiner vernünftigen Natur uneinig gemacht, ſo liegt der Grund in der überwiegenden Macht deiner Sinnlichkeit, und du weiſst, von welcher Seite du deinem innern Feinde mit verdoppelter Kraft begegnen ſollſt.

Du haſt Recht, alles zu genieſsen, was du genieſsen kannſt, und das Geſetz der Vernunft dir erlaubt, weil du im Gegentheil die rechtmäſsigen Forderungen deiner ſittlichen Natur zurückweiſen, und ſie ſelbſt unterdrücken müſsteſt; — und dies verbietet dir die Vernunft. Deine ſinnliche Natur ſoll der vernünftigen untergeordnet, nicht unterdrückt, und gleichſam getödtet werden. Genieſse unter dem Gehorſam gegen das Geſetz; denn jeder Genuſs entwickelt, reinigt, verfeinert, oder erhöht deine Gefühle; jeder Genuſs ſtärkt deine moraliſchen Kräfte zum nothwendigen Entbehren.

Fessler.

Wichtige Geſchäfte betreiben, und arbeiten, um zeittödtender Vergnügen willen, das iſt thöricht und kindiſch: aber *ſich* durch Vergnügen erholen, um *ernſten* Geſchäften obzuliegen, das, ſagt *Anacharſis* mit Recht, geziemt ſich. Denn da weder unſer Geiſt noch unſer Körper einer ununterbrochenen Anſtrengung fähig iſt, ſo bedürfen wir der Erholung. Dieſe Erholung iſt aber nicht ſelbſt Zweck. Denn wir erholen uns nur zu neuer Uebung unſerer Kräfte.

Aristoteles.

Niemand genieſst das Leben ſo ſehr, als der innerlich vollkommne Menſch; niemand iſt innerlich vollkommen, deſſen Abſichten unedel ſind. Die Tugend iſt alſo das einzige, zuverläſsige, dauerhafte Mittel,

um dieſes Leben am beſten zu genieſſen, um alles auſser ſich ſchön und gut zu finden.

A. Weishaupt.

Faſſe mit nüchternem Sinn', o Freund, die bezaubernde Freude,
Pflücke mit züchtiger Luſt ihre dich reitzende Frucht.
Haſtige Hände zerdrücken die ſüſſeſten Beeren der Traube,
Ach! und verwiſchen den Duft, welcher ſie lieblich bethaut.

G. W. C. Starke.

Maaſs iſt der Gipfel der Lebenskunſt.

Die Delphiſche Innſchrift.

— Wilde Freude nimmt ein wildes Ende,
Und ſtirbt im höchſten Sieg, wie Feu'r und Pulver
Im Kuſſe ſich verzehrt. Die Süſsigkeit
Des Honigs widert durch ihr Uebermaaſs,
Und im Geſchmack erſtickt ſie unſre Luſt.

Shakespear.

Ganz *unbefleckt* genieſst ſich nur das *Herz*.

Goethe.

Ueber das Herz zu ſiegen iſt groſs, ich verehre den Tapſern;
Aber wer *durch* ſein Herz ſieget, — er gilt mir doch mehr.

Aus dem Schilleriſchen Muſenalmanach von 97.

Nur *in dem Herzen* wohnt der ganze Menſch; nur da kann er einzig ſein Glück und ſeine Ruhe finden.

Barthelemy.

Der *Charakter* des Menſchen ſitzt nicht im Verſtande, ſondern im *Herzen.*

F. H. Jacobi.

Kurz iſt das Leben; und es giebt nur Eine Frucht des irdiſchen Lebens: ein *heiliges Gemüth* und zum Wohl der Geſellſchaft dienende Werke. —

Marc - Aurel - Antonin.

— Aus unſern Herzen
Wächſt, was wir ſä'n, uns wieder zu;
Da pflanzt die Weisheit ihre Ruh';
Da ſä't die Thorheit ihre Schmerzen;
Da ſä't das Laſter ſeine Pein;
O da verblühet jeder Morgen,
Den leere Abende bereun;
Da hüllt die Tugend ſich verborgen
In ihre ſtille Pflanzung ein,
Die ihr kein Erdenſturm verwehet!
Wer unzufriedne Wünſche ſäet,
Der erntet Miſsvergnügen ein.
Ein reines Feld ward uns vertrauet;
Und wehe, wenn ihm, unbebauet,
Heran die Zeit der Ernte fliegt!
Indeſs in unſern eignen Gründen
Der Hungerquell, der nie verſiegt,
Um unſre Ernten uns betriegt,
Sehn wir uns ſeufzend um, und finden
Das Glück nicht — *weils zu nahe liegt.*

C. A. Tiedge.

Wie ſauer laſſen wir's uns werden, Nichts
Zu thun! Man jagt mit Vieren und zu Schiffe
Dem *Glücklichleben* nach; was du erjagen willſt,
Iſt *hier* — — wenn nur
Dein eigen Herz dich nicht im Stiche läſst.

Horaz.

Des Weiſen wahres Glück wird nicht vom Ort entſchieden;
Er kann ſtets Gutes thun, und überall zufrieden
Und immer glücklich ſeyn: denn ſeine reinſte Luſt
Entſpringt nicht *auſser ihm*, ſie quillt *in ſeiner Bruſt*.

Uz.

Ein beſcheidenes Gemüth wünſcht wenig; ſeiner eignen Ruhe wegen beſchneidet es der fernhin flatternden Phantaſie die Flügel, und mag nicht gern *auſser ſich ſelbſt* wohnen.

Herder.

O Freund, das wahre Glück
Iſt die *Genügſamkeit*,
Und die Genügſamkeit
Hat überall genug.

Goethe.

Iſt die Bruſt dir nicht rein, ſo ſuchſt du vergebens ein Glück dir;
Denkeſt umſonſt an Lebensgenuſs.

Lucrez.

Die wahre Freude wandelt auf der Erde, wie die wahre Weisheit, von Wenigen geſehen und von der Ruhe begleitet.

Ein *einfältiges* und *reines* Herz findet ſie. Sie begegnet ihm im Morgenroth und im Abendroth, in ſtillen Haynen, am Gemurmel der Bäche, am Geſtade des Meers. Sie begegnet ihm an der Hand der Freundſchaft, auf den Lippen der Liebe, in den ſchattigen Thalen der Einſamkeit.

Wahrer groſser *Seelengenuſs* beſteht in der beſtändigen Abwechſelung einer *flutenden* Wonne und einer ebbenden Ruhe. Wenn dieſe Abwechſelungen leiſ' in einander übergehen, ſo ſcheint die ſtille, freudenſpiegelnde Seele in einem Zuſtande der völligen Unthätigkeit zu ſeyn. Sie iſt *ſich* nur ihrer Seligkeit bewuſst, und es iſt ihr, *als* würde ſie aufgelöſet in dieſes Bewuſstſeyn, ihr iſt, wie der Rahel in der Meſſiade:

„Ihr däucht es, als ob ſie in Thränen zer*flöſſe*,
ſanft in Freudenthränen, hinab in ſchattende Thale
quölle, ſich über ein wehendes, blumenvolles Geſtade
leicht erhübe, dann, umgeſchaffen, unter den Blumen
dieſes Geſtades und ſeiner Düfte Gerüchen, ſich fände.“

So iſt der Zuſtand der Ruhe nach dem Genuſs. Die Seele gleicht einem ſchönen, heitern, kühlen Abend. Die Sonne *iſt* untergegangen; ein glühendes, aber immer ſanfter ſich ſchattirendes Abendroth bedeckt den Himmel; es ſcheint, als ruhe die Natur; aber eben in dieſen Augenblicken iſt *ſie* doch wirkſam; mit leiſem, ungeſehenem Wachsthum nehmen die Gewächſe zu, und trinken den träufelnden Thau, um ſich wieder deſto ſchöner zu entfalten. *Leiſe*, kaum geahnete Empfindungen entwickeln ſich in der Seele des Freudetrunkenruhenden. Wie aus dem ſchwindenden Abendroth ein Stern nach dem andern hervortritt,

ſo gehet eine Empfindung nach der andern auf. — — —

Nicht nur der Genuſs des *Gegenwärtigen*, auch die Freuden der *Erinnerung* und *Hoffnung* erregen eine Flut in der Seele, welcher eine ſanfte Ebbe folgt.

Die Augenblicke des gegenwärtigen Genuſſes empfindet man am lebhafteſten in der Jugend, wie auch die Freuden der Phantaſie. Die Freuden der Erinnerung und Hoffnung nehmen mit dem Alter zu.

Wenn die Jugend überhaupt der Freuden mehr hat, ſo kommt es hauptſächlich daher, weil die Pfeile des Schmerzens ſie nur ſelten getroffen, oft nur leiſe berührt haben. Die Jugend beginnet tanzend die Laufbahn des Lebens und ſieht die fliegenden Pfeile nicht. Aber je offner das Herz wahrer Freude iſt, deſto mehr Wunden harren auch ſein. Wohl Recht hat GOETHE zu ſingen:

„Alles geben die Götter, die Unendlichen,
ihren Lieblingen ganz!
alle Freuden, die Unendlichen,
alle Schmerzen, die Unendlichen ganz!“

F. L. GR. Z. STOLBERG.

Schön iſt der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt, und die freye Phantaſie in roſigen Träumen ſchwärmt. Uns ſelbſt vergeſſend im Anſchauen des gefühlerweckenden Gegenſtandes, faſſen wir ſeine ganze Fülle, und werden Eins mit

ihm. Nicht bloſs die Liebe ſpricht: gebt alles hin, um alles zu gewinnen! *Bey jeder* Art des Genuſſes iſt dieſe unbefangene *Hingebung* der Kaufpreis des vollkommenen Beſitzes.

G. Forster.

Ruhe und Zufriedenheit iſt das für die Seele, was die Geſundheit für den Körper iſt Sie reizt, hebt und ſchwingt zwar *unſre* Nerven nicht, wie die höheren *Freuden* und Vergnügen, die aber eben darum nicht in einem fort anhalten dürfen, wenn ſie uns nicht zu ſehr angreifen, ſich bald in Ekel und Ueberdruſs verwandeln, und *Seele* und Körper aus dem Zuſtande der Ueberſpannung in jenen der that- und kraftloſen Mattigkeit zurückſetzen ſollen. Aber ſie gewährt, was der Geſundheit eigen iſt, eine behag*liche*, gemäſsigte Lebensbewegung, die der Seele und dem Körper wohlthut, und in der beyde kraftvoll, froh und thätig, wie in ihrem Elemente, wohnen. Dieſer Zuſtand der Ruhe iſt, wie ein heitrer Himmel bey ſanfter Windſtille. Hier giebts keine heftige Begierde, die unſer Innerſtes, wie der Sturm das Meer durchwühlet; hier iſt keine Leidenſchaft, die das Glas färbt, und den Blick trübt; kein Bach, der Wellen ſchlägt, ſondern einer, der auf ſeiner ebnen *glatten* Spiegelfläche jedes Bild getreu aufnimmt, und zurückſtralt; hier iſt helle Ueberlegung, ruhige Beſonnenheit, und vernünftige Thätigkeit.

Aber wie komme ich zum Beſitze dieſer köſtlichen Ruhe und Zufriedenheit? Wer giebt mir die leichten und ſichern Mittel an, ſie zu erreichen? Wo ſind ſie zu finden?

Du darfſt ſie, dieſe leichten und ſichern Mittel, nicht holen aus Oſt oder Weſt; nicht darnach reiſen über Meer und Land; nicht darnach ſchauen weit um dich her; ſondern nur — *ſchauen auf dich ſelbſt!*

Mutschelle.

Eine Blum' iſt das Vergnügen;
Weiſ' iſt, der im Aufwärtsfliegen
Nur leiſe ſie berührt.

Salis.

Raſch im Fluge die Freud' umarmen, leiſe
Nur den Mund ihr berühren, wie die Biene
Nektarblumen berührt, o Freund! verſetzt uns
Unter die Götter.

Matthisson.

Sehen wir denn nicht, meine Brüder, daſs die Natur alles, was ſie konnte, gethan habe, nicht um uns auszubreiten, ſondern um uns einzuſchränken, und uns eben an den Umriſs unſres Lebens zu gewöhnen? Unſre Sinne und Kräfte haben ein Maaſs: die Horen unſrer Tage und Lebensalter geben einander nur wechſelnd die Hände, damit die Ankommende die Verſchwundene ablöſe. Es iſt alſo ein Trug der Phantaſie, wenn der Mann und Greiſs ſich noch zum

Jünglinge träumet. Vollends jene Lüſternheit der Seele, die, ſelbſt der Begierde zuvorkommend, ſich Augenblicks in Ekel verwandelt, iſt ſie Paradieſes-Luſt, oder vielmehr Tantalus-Hölle, das ewige Schöpfen der unſinnig gequälten Danaiden? *Deine einzige Kunſt, o Menſch, hienieden, iſt alſo Maaſs:* das Himmelskind, Freude, nach dem du verlangeſt, iſt um dich, iſt in dir, eine Tochter der Nüchternheit und des ſtillen Genuſses, eine Schweſter der Genügſamkeit und der Zufriedenheit mit deinem Daſeyn im Leben und Tode.

HERDER.

So klein iſt nicht der kleinſte Honigtropfen,
Ein Tröpfchen Wermuth iſt ihm beygemiſcht.
Verſiegt ihr Quellen, die ſich ſelbſt verſtopfen,
Verſchwinde Bild, das jedes Nu verwiſcht!
Wer traulich ſich mit Weib und Kind und Freund
Des Seyns erfreut am blauen Sommertage,
Und nie bezweifelt, daſs nach aller Klage
Der Tod, auf ewig, Lieb und Wohl vereint,
Im ſchönen Lande, wo man nicht mehr weint —
Wer ſo, ſtatt Leid' und Freuden abzuwägen,
Genieſst des reichen Augenblickes Seegen —
Der — der nur iſt auf dieſer Welt zu Haus,
Und ruhig liſcht ſein Lebensflämmchen aus.

BOUTERWECK.

Menſch, genieſse dein Leben, als müſsteſt morgen du weggehn!
Schone dein Leben, als ob ewig du weileteſt hier!

Aus der griechiſchen Anthologie.

Es ſchwindet mit dem Schwinden eines Tages
Die Blumenzeit des Menſchenlebens hin.
Brecht Roſen, itzt, am ſchönen Roſenmorgen,
Die Stunde flieht! Der Abend dunkelt an!
Brecht Roſen, itzt, im Roſenhain der Liebe,
So lange Herz und Herz ſich ſucht und findet!

T. Tasso.

— Roſen ſind Freuden des Augenblicks;
Auch des Augenblicks Freuden verſchmähet der Weiſere nicht.
Pflückt und genieſst beſcheiden, eingedenk
Seiner eignen, ach! ſo verwelklichen Roſennatur!

C. Rudolphi.

Findet auf dieſem (von uns Erdball genannten) *organiſchen Kügelchen*, das mehr *begraſet* als *beblümet* ist, die wenigen Blumen im Nebel, der um ſie hängt — ſeyd mit euren elyſiſchen Träumen zufrieden nnd begehret ihre Erfüllung und Verkörperung (das heiſst Verknöcherung) nicht; denn *auf der Erde iſt ein erfüllter Traum ohnehin bloſs ein wiederholter*, — von Auſsen ſeyd wie euer Körper, von Erde, und bloſs von Innen beſeelt und vom Himmel, und haltet es für ſchwerer und nöthiger, die zu lieben, die euch verachten, als die, die euch haſſen — und wenn unſer Abend da iſt, ſo werfe die Sonne unſers Lebens (wie heute die drauſsen) die Stralen, die ſie vom irrdiſchen Boden weghebt, an hohe goldne Wolken, und (als wegweiſende Arme) an höhere Sonnen; nach dem müden Tage des Lebens ſey unſre

Nacht *geſtirnt*, die heiſsen Dünſte deſſelben ſchlagen ſich nieder, am erkalteten hellen Horizont ziehe ſich die *Abendröthe* langſam um *Norden* herum, und bey *Nordoſten* lodere für unſer Herz die *neue Morgenröthe* auf.

JEAN PAUL FR. RICHTER.

Ende des dritten und letzten Bändchens.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Neurohr, J. A. [Herausgeber] / Neurohr, J. A. / Wyttenbach, Johann Hugo,

Aussprüche der philosophirenden Vernunft und des reinen Herzens über die der Menschheit wichtigsten Gegenstände mit besonderer Rücksicht auf die kritische Philosophie zusammengetragen aus den Schriften älterer und neuerer Denker
Bd.: Drittes und letztes Bändchen

Jena 1799

Ph.u. 637 a-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10047547-8
VD18 90622693